CONCORDIA UNIVERSITY
PT1153.G821922 C001 V004
GUDES ERLAUTERUNGEN DEUTSCHER DICHT
3 4211 000084182
WITHDRAWN

...udes Erläuterungen ...eutſcher Dichtungen

Ausgeführte Anleitungen zur äſthetiſchen Würdigung und unterrichtlichen Behandlung

Bearbeitet und herausgegeben

von

Ernſt Linde

Vierter Band

...utſche Lyrik des 19. Jahrhunderts bis zur Reichsgründung.

11., verbeſſerte Auflage.

977 146

Leipzig
Friedrich Brandſtetter
1920

KLINCK MEMORIAL LIBRARY
Concordia Teachers College
River Forest, Illinois 60305

Druck von August Pries in Leipzig.

57626

Aus der Vorrede zur ersten Auflage.

In den drei ersten Bänden der „Erläuterungen" ist bereits eine und das andere Gedicht, welches der neueren Zeit, der nach Schiller und Goethe, angehört, an geeigneter Stelle ngezogen und besprochen worden. Namentlich haben Gedichte Uhland, Freiligrath und Lenau Berücksichtigung gefunden. In vorliegenden vierten Bande habe ich nun noch eine Reihe von ichten erläutert, welche ausschließlich der Neuzeit entnommen . Obschon die klassische Periode stets den Mittelpunkt beim erricht in der Literatur bilden muß, so hat doch auch die Zeit, he ihr unmittelbar voraufging und welche ihr nachfolgte, be- ndete Ansprüche auf Berücksichtigung. Ein richtiges Verständnis r großen Zeit würde aus einer ausschließlichen Bekanntschaft ihr nicht gewonnen werden können, und wer Anspruch erheben nur einigermaßen auf der Höhe deutscher Geistesentwickelung tehen, von dem muß auch verlangt werden, daß er wenigstens denjenigen Schätzen unserer neueren Literatur bekannt ist, die bereits einen Ehrenplatz in dem Herzen der Nation erworben zu der Größe derselben ebenfalls mit beigetragen haben. in gehören vor allen die patriotischen Dichtungen aus der nvollen Zeit der Freiheitskriege, mit ihrem langnachtönenden erhall, einem Widerhall, der bis in unsere Tage reicht. Die e, zu denen ein Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert im pfe gegen unsere Unterdrücker die Harfe stimmten, klingen fort, n auch in anderer Weise, in all den Liedern, die das nationale ußtsein kräftigen und stärken. Der vaterländische Gesichtspunkt enn auch in dem vorliegenden Bändchen bei der Auswahl der ichte vielfach maßgebend gewesen (ich verweise z. B. auf die ichte aus dem Kriegsjahre 1870), was man hoffentlich mir zum Vorwurf machen wird. Der Zauber unserer Tage, der nd unserer Größe ist das von neuem belebte Nationalgefühl, die Schule hat alle Ursache, dieses zu pflegen. Sind doch die nalen Empfindungen die edelsten nach den religiösen und die lle aller patriotischen Tugenden, deren Dienst kein leichter ist. scheint, als ob jetzt beim Unterricht viel zu wenig Gewicht das Erwecken großer, edler Empfindungen und inhaltsvoller

Gedanken, dagegen viel zu sehr Gewicht auf ein mannigfaltig Wissen gelegt wird. Allerdings ist der Besitz einer gewissen Summ verschiedener Kenntnisse notwendig zur Bildung, aber der Schül soll nicht bloß mit Namen, Zahlen und Vokabeln umgehen lerne es soll auch sein Herz für das Hohe und Edle, welches in große Ereignissen zutage getreten ist, empfänglich gemacht und zu ein sinnigen und idealen Richtung hingeleitet werden. Die Literatu bietet dazu reichen Stoff und noch dazu in einer Form, die jed Herz anspricht.

Was nun die methodische Behandlung der Gedichte in de vorliegenden Bändchen betrifft, so bin ich den früher ausgesprochene Grundsätzen treu geblieben. Die Poesie soll nicht den Gegenstan sprachwissenschaftlicher Untersuchungen abgeben, nicht in philologisch und grammatischer Absicht betrieben und zur Befestigung in d Form- und Satzlehre zergliedert werden, sondern soll dazu diene die Gedankenwelt der Schüler mit einem edlen, höheren Gehal zu bereichern, die Empfindung zu vertiefen und für die Gesetze de Schönen ein Verständnis zu eröffnen. Daher muß alles vermiede werden, was dazu beiträgt, den unmittelbaren Eindruck zu schmäler und zu stören. Bei vielen Gedichten habe ich vor der eigentliche Erörterung durch eine dem Gedichte entsprechende Einleitung da Gemüt für die rechte Stimmung und Auffassung desselben vorzu bereiten gesucht. Ein gutes Vorlesen von seiten des Lehrers wir dieses wirksam unterstützen. Wer je einmal Gelegenheit gehal hat, eine Schillersche Romanze, eine Goethesche oder Bürgersch Ballade von Palleske lesen zu hören, wird wissen, wie mächti schon das Lesen ergreift und zum Verständnis führt. Wie jede Gedicht anders gelesen sein will, so will auch jedes Gedicht i seiner Besprechung anders behandelt sein. Eine schablonenartig Behandlung ist sicherlich zu verwerfen. Man kann wohl die ei Pflanze wie die andere besprechen, aber nicht das eine Gedic wie das andere.

Carl Gude.

Aus der Vorrede zur zehnten Auflage.

Mit Vergnügen leistete ich einer Aufforderung des Verleger den vierten Band der rühmlichst bekannten Gudeschen „Erläuterungen umzuarbeiten, Folge, da mir Gudes Behandlungsweise, die de poetischen Gehalt der Dichtungen nachfühlend folgt, scheinbar zu nächst ganz ohne Rücksicht auf den Unterricht und ohne jedes lektions

mäßige Schema, von vornherein sehr zusagte, — was natürlich nicht ausschließt, daß mich, besonders in der ästhetischen Auffassung, oft sehr weitgehende Differenzen von ihm scheiden.

Ich beschränkte daher meine Arbeit für diesen Band im wesentlichen auf die Ausscheidung einer Reihe von Gedichten, an deren Stelle andere eingesetzt wurden.

Eine ausführliche Begründung dieser Änderungen brauche ich dem einsichtsvollen Leser nicht zu geben: Wie ein Vergleich lehrt, ist für mich immer der größere künstlerische Wert eines neu aufzunehmenden Gedichtes, dem auszuscheidenden gegenüber, sowie der Umstand maßgebend gewesen, daß es sich in den meisten besseren, insbesondere modernen Lesebüchern findet. Daß ich damit immer den Geschmack von jedermann getroffen haben sollte, fällt mir natürlich nicht ein zu glauben. Aber bedarf der subjektive Charakter eines solchen Buches der Entschuldigung? —

Der biographische Stoff wie die Urteile über die Dichter konnte ich in den meisten Fällen unangetastet lassen. Über Heine als Dichter urteile ich freilich weit günstiger, über Platen weit weniger beifällig als Gude; auch das Urteil über Geibel bedurfte einer gründlichen Nachprüfung.

Gotha, den 1. Dezember 1910.

Ernst Linde.

Vorrede zur elften Auflage.

Zwischen die zehnte und die vorliegende elfte Auflage fällt das vielleicht inhaltsvollste Jahrzehnt der deutschen Geschichte, fällt das furchtbar-erhabene Erlebnis des großen Krieges, fällt die innerstaatliche Umwälzung, die das kaiserliche Deutschland in einen „Freistaat" verwandelte. Daß sich solche Erschütterungen der deutschen Erde auch in den stillen Schulstuben bemerklich machen mußten, war unausbleiblich; doch hat der fieberhafte Reformeifer der Anfangszeit, der am liebsten alles auf den Kopf gestellt hätte, im allgemeinen bereits einem ruhig besonnenen Fortschrittsstreben Platz gemacht. Man beginnt einzusehen, daß sich zwar die deutsche Vergangenheit von dem neu gewonnenen Standpunkt aus vielfach etwas anders ausnimmt, daß wir aber diese Vergangenheit selbst doch nicht ändern können, daß wir die Ideale unserer Väter nach wie vor zu verstehen uns bemühen müssen, daß wir uns ihrer auch, wahrlich! nicht zu schämen brauchen. Durch die ganze deutsche Dichtung von den Freiheitskriegen bis zur Kaiserkrönung von Ver-

sailles zieht sich nun einmal „das Lied vom Deutschen Kaiser", und gerade unter den in vorliegendem Bande vereinigten Dichtern finden sich die Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert, Geibel, Freiligrath, auf deren Harfe die vaterländische Saite besonders stark tönte. Ist nun mit einem Male unwahr geworden, was sie erstrebt und erträumt, um weswillen sie gelitten haben? Ist die Erfüllung ihres heißen Herzenswunsches weniger wahr, ist ihr Dichten und Trachten weniger edel gewesen, weil ein anderer Tag von Versailles das schwer Errungene wieder in den Staub stürzte? Sollen wir unsern Kindern nicht mehr sagen dürfen, wofür deutsche Helden geblutet haben? Freilich lesen wir jetzt diese Gedichte mit ihrem Jubeln und ihrem Mahnen, ihrem Klagen und ihrem Trösten mit anderm Auge, lesen sie mit dem Unterton der Wehmut im Herzen. Aber wie man sie auch lese: Für vaterländische Größe unsere Jugend zu begeistern, wird immer eine Haupterziehungsaufgabe der Schule bleiben, auch in einem republikanischen Staatswesen (wie schon ein Blick auf Frankreich lehrt). Darum fühlte ich keine Notwendigkeit, am Inhalt des vorliegenden Bandes etwas Wesentliches zu ändern, und darum auch stellte ich Gudes schöne Worte zur ersten Auflage mit ihrer Mahnung, das nationale Bewußtsein zu pflegen, wieder voran: Sie haben auch heute noch ungeschmälerte Gültigkeit! —

Gotha, den 1. Mai 1920.

Ernst Linde.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

1. **Ernst Moritz Arndt** 1
   - Vaterlandslied 5
   - Das Lied vom Feldmarschall 11
   - Thema. Blücher. Ein kurzer Lebensabriß 18
   - Das Lied vom Schill 22
   - Die Leipziger Schlacht 30
   - Bundeslied 33

2. **Theodor Körner** 37
   - Aufruf 41
   - Themen. 1. Weiblicher Heldensinn 48
   - 2. Das preußische Volk im Jahre 1813 50
   - Lützows wilde Jagd 51
   - Thema. Th. Körner und Ew. von Kleist 59
   - Schwertlied 61
   - Thema. Körners Verwundung und Tod 63

3. **Max von Schenkendorf** 66
   - Auf Scharnhorsts Tod 68
   - Soldaten-Morgenlied 73
   - Themen. 1. Ein Feldnachtlager 77
   - 2. Die heimkehrenden Krieger 77
   - Frühlingsgruß an das Vaterland 79
   - Muttersprache 83

4. **Friedrich Rückert** 86
   - Geharnischte Sonette 90
   - Barbarossa 98
   - An unsere Sprache 105
   - Aus der Jugendzeit 108
   - Thema. Als ich wiederkam 112
   - Abendlied 114

5. **Wilhelm Müller** 118
   - Der Glockenguß zu Breslau 120
   - Morgenlied 127
   - Thema. Der anbrechende Morgen im Walde 129
   - Der Lindenbaum 130
   - Thema. Was die Linde erzählt 133
   - Der kleine Hydriot 134

6. **Gustav Schwab und der schwäbische Dichterkreis** 136
   - Das Gewitter 140
   - Themen. 1. Die vier Personen in Schwabs Gedicht: Das Gewitter 146
   - 2. Die Lawine 146
   - Der Reiter und der Bodensee 146

Seite

7. Justinus Kerner 150
Der Wanderer in der Sägemühle 153
Themen. 1. Der Tod der Freundin 156
2. Wiege und Sarg 158
Wanderlied 158
Thema. Selig sind, die da Heimweh haben 160
Der reichste Fürst 160a

8. Peter Hebel 164
Das Liedlein vom Kirschbaum 168
Der Winter 172
Das Spinnlein 175
Wächterruf 180
Thema. Eine Wanderung durch die Stadt in der Neujahrsnacht 184
Das Habermus 185
Thema. Frauencharaktere aus unserer Literatur 194

9. Heinrich Heine 196
Lore-Ley 199
Drei Gedichte vom Meere 203
Seegespenst 207
Thema. Sehnsucht nach dem Meere und der erste Anblick desselben 211
Frieden 212
Belsazar 216
Thema. Bestrafter Frevelmut 221
Die Wallfahrt nach Kevlaar 224
Die Grenadiere 226
Deutschland 231

10. Adalbert von Chamisso 234
Das Schloß Boncourt 238
Die Sonne bringt es an den Tag 243
Thema. „Die Sonne bringt es an den Tag" und „Die Kraniche des Ibykus" 249
Salas y Gomez 249
Themen. 1. Rückkehr in die Heimat 265
2. Geschicke in den Dichtungen 266
Die alte Waschfrau 267
Thema. Die Waschfrau 271

11. August Graf von Platen 273
Das Grab im Busento 275
Der Pilgrim vor St. Just 279
Thema. Das tragische Ende geschichtlicher Persönlichkeiten . 282

12. August Kopisch 283
Die Heinzelmännchen 285
Des kleinen Volkes Überfahrt 290
Der Mäuseturm 293
Thema. Freveltaten, die durch vernunftlose Wesen entdeckt und gerächt werden 296

13. Emanuel Geibel 297
Morgenwanderung 305
Hoffnung 308
Ich sah den Wald sich färben 311
Ich fuhr von St. Goar 313

Seite
Der Zigeunerbube im Norden 316
Aus dem Walde 320
Friedrich Rotbart 324
Lied des Alten im Bart 327
Ostermorgen 329
Am dritten September 1870 332
Sanssouci 336
Der Tod des Tiberius 345
Thema. Was wir vom Alter fürchten und hoffen 355
4. Ferdinand Freiligrath 360
Der Löwenritt 365
Thema. Der Löwe, der König der Tiere 370
Gesicht des Reisenden 370
Thema. Die Wüste Sahara und das Meer 374
Die Auswanderer 375
O lieb', so lang du lieben kannst 378
Der Blumen Rache 382
Aus dem schlesischen Gebirge 385
Hurra, Germania! 390
Thema. Das deutsche Kriegslied 397
Die Trompete von Vionville 399

Zur Vergleichung herangezogen und zum Teil auch besprochen sind außerdem:

Die Linde von Hebbel 131
Graf Eberhard im Bart von Zimmermann 162
An Hebel von Holtei 168

1. Ernst Moritz Arndt.

Arndt wurde am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1769, also im gleichen Jahre mit dem großen Korsen, für dessen Bekämpfung er unermüdlich gewirkt hat, in Schoritz auf der damals schwedischen Insel Rügen geboren, woselbst sein Vater Verwalter und später Pächter eines Gutes war.*) Die Eltern besorgten anfangs wegen Mangel an einer Schule selbst den Unterricht ihrer Kinder. Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, die Mutter hielt die Leseübungen, erzählte fleißig Geschichten und Märchen und machte die Kinder früh mit Bibel und Gesangbuch vertraut. „Gegen das Jahr 1780," so erzählt Arndt, „bezog mein Vater eine Pacht, etwa eine Meile von Stralsund, und nun wurden wir in eine ordentliche Schule getan. In dieser Zeit war Deutschland zu neuem literarischen und poetischen Dasein erwacht, und selbst die Ungelehrten, wie z. B. meine Eltern, nahmen daran teil. Lessing, Claudius, Bürger und Stolberg wurden von alt und jung mit Jubel begrüßt. Wir lasen Verse und lernten solche machen. Der rüstige, damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater mutete uns mit Recht aber auch diejenigen Übungen und Arbeiten zu, welche er hatte durchgehen müssen; er sah es überhaupt gerne, wenn wir aus eigenem Triebe oder im wackern Wettkampfe uns Strengen und Härten auferlegten, die er eben nicht befohlen hatte. In der Erntezeit, wo viele Hände und diese oft recht geschwind gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne aus dem Bette getrieben und mußten oft lange vor der Schulstunde Ochsen und Rosse herbeitreiben und herbeireiten, oft auch den ganzen Tag in diesen oder ähnlichen jugendlichen und hirtlichen Geschäften ausharren. Waren junge Füllen zuzureiten, oder Pferde durch die Teiche zu schwemmen, so wurden wir darauf gesetzt, oft, wenn es ins Wasser ging, ganz nackt, der Vater mit der knallenden Peitsche hinter uns. Baden im nahen Meere, Fischen in den vielen Teichen und in den Gräben und Bächen der über-

*) Das Wort Arndt ist aus dem mittelalterlichen arn entstanden und heißt Adler.

1. Ernst Moritz Arndt.

Arndt wurde am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1769, also im gleichen Jahre mit dem großen Korsen, für dessen Bekämpfung er unermüdlich gewirkt hat, in Schoritz auf der damals schwedischen Insel Rügen geboren, woselbst sein Vater Verwalter und später Pächter eines Gutes war.*) Die Eltern besorgten anfangs wegen Mangel an einer Schule selbst den Unterricht ihrer Kinder. Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, die Mutter hielt die Leseübungen, erzählte fleißig Geschichten und Märchen und machte die Kinder früh mit Bibel und Gesangbuch vertraut. „Gegen das Jahr 1780," so erzählt Arndt, „bezog mein Vater eine Pacht, etwa eine Meile von Stralsund, und nun wurden wir in eine ordentliche Schule getan. In dieser Zeit war Deutschland zu neuem literarischen und poetischen Dasein erwacht, und selbst die Ungelehrten, wie z. B. meine Eltern, nahmen daran teil. Lessing, Claudius, Bürger und Stolberg wurden von alt und jung mit Jubel begrüßt. Wir lasen Verse und lernten solche machen. Der rüstige, damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater mutete uns mit Recht aber auch diejenigen Übungen und Arbeiten zu, welche er hatte durchgehen müssen; er sah es überhaupt gerne, wenn wir aus eigenem Triebe oder im wackern Wettkampfe uns Strengen und Härten auferlegten, die er eben nicht befohlen hatte. In der Erntezeit, wo viele Hände und diese oft recht geschwind gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne aus dem Bette getrieben und mußten oft lange vor der Schulstunde Ochsen und Rosse herbeitreiben und herbeireiten, oft auch den ganzen Tag in diesen oder ähnlichen jugendlichen und hirtlichen Geschäften ausharren. Waren junge Füllen zuzureiten, oder Pferde durch die Teiche zu schwemmen, so wurden wir darauf gesetzt, oft, wenn es ins Wasser ging, ganz nackt, der Vater mit der knallenden Peitsche hinter uns. Baden im nahen Meere, Fischen in den vielen Teichen und in den Gräben und Bächen der über-

*) Das Wort Arndt ist aus dem mittelalterlichen arn entstanden und heißt Adler.

schwemmten Wiesen, Vogelstellen im Herbste, Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen — alles das verstand sich als die Regel eines tüchtigen Landlebens von selbst.

Wir hatten nun bis in den Anfang meines 17. Jahres so fortgelebt, wie es sich eben machte, und meine Eltern konnten wohl nicht daran denken, mich studieren zu lassen. Da kam es durch fremde Hilfe, daß ich plötzlich in die gelehrte Schule nach Stralsund verrückt wurde und in die Sekunda jener Schule eingeführt wurde. Das war ein Sprung! Der arme und blöde Landjunge erschien im schlechtesten Aufzuge unter vielen zum Teil zierlichen und nach ihrer Weise vornehmen Jünglingen der ersten Familien der pommerschen Hauptstadt. Ich trug einen grünen Rock von eigengemachtem Zeug; wenn es ein bißchen besser sein sollte, einen grauen, plüschenen, aus einem alten Rocke meines Vater zusammengenäht und von dem Landschneider etwas zu wulstig weit zugeschnitten, meine Stiefeln ungefähr in ähnlicher Art. Man kann denken, mit welcher Gier die zierlichen Stadtpfauen über die so aufgeputzte Landkrähe herfuhren, und wie die Krähe sich anfangs zurückmachte. Indessen Not bricht Eisen, und da mich einige etwas unsanft anzutasten wagten, fühlte ich mein ungeduldiges Arndtsblut aufsieden, und bald lagen ein paar Burschen zusammengeknickt zu meinen Füßen. In dieser Beziehung hatte ich bald Ruhe; denn in der ganzen Klasse war etwa nur ein einziger, der mich allenfalls hätte bestehen können; dieser aber ließ mich ungeheiet."

So weit Arndt. Aus dem Mitgeteilten geht schon hervor, welche urgesunde Jugend unser Dichter genossen hat, eine Jugend, die wesentlich mit den Grund zu der Bedeutung eines Mannes legte, der schon als Knabe kein Unrecht erdulden konnte, ohne Verzärtelung und Zersplitterung der Kräfte aufwuchs, mit nordischem Ernst und spartanischer Strenge vom Vater erzogen wurde, während die Mutter den Sinn für Poesie in ihm weckte. Im Jahre 1791 bezog Arndt die Universität Greifswald, um nach dem Wunsche der Eltern Theologie zu studieren. Später ging er nach Jena, wo er sich vorzugsweise mit Philosophie und Geschichte beschäftigte und viel Anregung von Fichte empfing. Nachdem er dann einige Zeit im elterlichen Hause zugebracht und aus Liebe zu den Seinen auch öfter gepredigt hatte, trat er in unbestimmtem Drange nach Neuem mit dem Stabe in der Hand und dem Bündel auf dem Rücken eine Reise an, die ihn nach Wien, Ungarn, Italien, Frankreich und Belgien führte. Bei seiner ausgezeichneten Beobachtungsgabe und seinem gesunden Sinn sammelte er auf dieser Reise den Stoff zu seinem ersten Werke: „Germania und Europa" und zu seiner späteren „vergleichenden Völkergeschichte". Das erstere

erschien 1802, nachdem er bereits Universitätslehrer in Greifswald war. In demselben wirft er zum ersten Male dem großen Korsen, den alle Welt bewunderte, den Fehdehandschuh vor die Füße. Schon jetzt durchschaute er die dämonisch ehrgeizigen Pläne desselben. Wieder trieb es ihn fort auf Reisen, diesmal nach Schweden, bis in das Land der Lappen. Wie sehr sein Herz für Deutschland schlug, geht daraus hervor, daß er einem schwedischen Offizier, der bei einem Glase Wein über Deutschland ein schlechtes Wort fallen ließ, so zusetzte, daß es zum Duell kam. Arndt erhielt eine Kugel und lag viele Wochen lang auf dem Krankenbette. Als er genesen war, kehrte er nach Deutschland zurück und erlebte jetzt die Schmach der tiefen Erniedrigung Deutschlands, die Schmach des Rheinbundes, welcher das deutsche Reich mit seinem Kaisertum durch die Übermacht des französischen Zwingherrn und die Erbärmlichkeit der deutschen Zustände zu Grabe trug. Da erglühete er in ungeheurem Schmerz und Zorn und warf wie eine mächtig zündende Brandfackel den ersten Band seines „Geist der Zeit" (1806) in die verblendeten Gemüter. Noch nie hat das Wort eines einfachen Schriftstellers so jäh und gewaltig gewirkt, wie diese Schrift, die mit der Stimme eines gewaltigen Propheten zur Einkehr und Buße mahnte und wie die Posaune des Gerichts ertönte, das bald darauf in der Schlacht bei Jena hereinbrach. Was wenige zu denken gewagt, das war hier kühn und feurig ausgesprochen. Das Buch flog von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt; der Verfasser aber, der dem übermütigen Herrn Europas das Visier abgerissen und den Völkern das Bild ihres Tyrannen und der eigenen Schande vor Augen gerückt hatte, floh übers Meer nach Stockholm unter den Schutz seines Monarchen, Gustavs IV. Aber auch da war seines Bleibens nicht lange. Als Bernadotte den schwedischen Thron bestieg, floh er nach Deutschland zurück (1809), wanderte längs dem pommerschen Strande, erkannt, aber unverraten, nach Rügen und von dort als „Sprachlehrer Allmann" nach Berlin. Hiermit begann seine große Irrfahrt, die er selber seine „abenteuerliche Hedschra" genannt hat. 1810 ging er nach Breslau, wo Blücher, Scharnhorst und Gneisenau über Preußens Erniedrigung und Deutschlands Schmach in Trauer saßen, dann nach Rußland, wo er 1812 in Petersburg eintraf, von Stein als wackerer Patriot und Mitarbeiter an dem großen Werke zum Sturze des Tyrannen begrüßt. Er ward des geächteten Mannes Schreiber und verfertigte in dessen Namen Schmähschriften, Aufforderungen, Widerlegungen französischer Kriegsberichte und Lügen. Stein sagte zu ihm: „Recht so! Sie sind immer kurz und gradaus! Ich mag die Wortschnitzler nicht, die weitschweifigen Umwickler, Entwickler und Auswickler der Dinge: sie hauen meist in die Luft, statt die Sache zu treffen."

Im Januar 1813 ging Arndt von Petersburg nach Königsberg, dann nach Breslau, darauf nach Berlin usw. Rasch schrieb er nacheinander: „Wort an die Preußen", „Landwehr und Landsturm", „Soldatenkatechismus", „Wehrlieder" usw. Alle diese Schriften sind einem tiefreligiösen Patriotismus entquollen, der da liebt und glaubt, hofft und betet und darin sich rüstet, das Vaterland von der Schmach und Schande zu befreien, in die es versunken war. „Wer ist ein Mann?" fragt Arndt im Jahre 1813 und gibt in einem schönen Liede die Antwort: der beten kann, der glauben kann, der lieben kann, der streiten kann, der sterben kann. Seine Lieder und Schriften waren mächtige Weckstimmen vaterländischer Gesinnung. Sie durchflogen in kurzer Zeit in Tausenden von Exemplaren die deutschen Gaue und begeisterten Tausende zum Kampfe fürs Vaterland. Es waren gewaltige Waffen; sie schlugen dem Feinde tiefe und breite Wunden, wie ein Dichter sie schlagen kann, und riefen einen Sturm der Begeisterung hervor. Seine Liebes- und Scheide-, seine Gesellschafts- und Wiegenlieder offenbaren ebenfalls das frische und freie, das fröhliche und fromme Gemüt des kernhaften Mannes. 1817 ließ sich Arndt in Bonn nieder, wo er Professor der Geschichte wurde und sich von neuem einen häuslichen Herd gründete, indem er die Schwester Schleiermachers heiratete. Wenige Jahre darauf (1819) erschien der 4. Bd. seines Buches „Geist der Zeit". Frankreich war zwar besiegt, aber Elsaß-Lothringen ihm geblieben, Preußen beim Frieden durch den Neid der Mächte schlecht weggekommen und das mit Sehnsucht erhoffte deutsche Kaiserreich nicht erstanden. Die unter dem Drucke Frankreichs lebendig gewordene Volkskraft wurde gefürchtet. Man suchte sie darniederzudrücken. Da ließ Arndt in dem 4. Bde. seines Geistes der Zeit abermals seine Stimme ertönen, stark und kühn, nicht gegen den Feind von außen, sondern gegen die Feinde im Innern. Das ward ihm zum traurigen Verhängnis. Man klagte ihn demagogischer Umtriebe an und entsetzte ihn seines Amtes. Die Anklage lautete auf Teilnahme an geheimen Gesellschaften, auf Verführung der Jugend, auf republikanische Bestrebungen. Man machte ihn verantwortlich sogar für diejenigen Schriften, die einer Zeit angehörten, die sich gegen die Tyrannei Napoleons gewaffnet hatte, und bedachte nicht, daß ohne Aufrüttelung der niedergedrückten und sittlich erschlafften Gemüter jene Schlachten der Freiheit hätten gar nicht geschlagen werden können, bedachte nicht, daß auch im Frieden Mannhaftigkeit und Wehrhaftigkeit jedem Volke notwendig sind. Arndt trug die Anschuldigungen mit Ruhe und Würde, wie solche das gute Gewissen verleihen; aber er fühlte doch tief, wie er sagt, „die langsame Zerreibung und Zerwürfung seiner besten Kräfte". Dazu kam der

Verlust seines Gönners Stein, der 1831 in Westfalen starb, und der Verlust seines jüngsten und liebsten Sohnes, den er vor seinen Augen im Rhein ertrinken sah, und dessen Tod er fünf Jahre hindurch in tief ergreifenden Klageliedern betrauert hat. Nicht weniger bedrückten sein Gemüt die politischen Wirren Deutschlands. Dennoch hat er die Saiten seiner Harfe nie zum Aufruhr und zur Empörung gestimmt und mit den revolutionären Dichtern nie gemeinschaftliche Sache gemacht, trotz der unverdienten Verfolgungen und Kränkungen. Mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. (1840) wurde er mit allen Ehren wieder in sein Amt eingesetzt; der „Rote Adler" folgte nach. Im Jahre 1848 empfing man den immer noch jugendfrischen Greis in der Nationalversammlung der Paulskirche zu Frankfurt durch allgemeines Aufstehen und durch ein dreimaliges Hoch; aber bald fühlte er heraus, daß sein gutes, altes deutsches Gewissen, wie er selbst sagt, mit dem demokratischen Geiste, welcher den größten Teil der Versammlung beherrschte, nichts gemein hatte. Nachdem er mit der Kaiserdeputation den vergeblichen Gang nach Berlin gemacht hatte und die Geister in der Paulskirche immer wilder miteinander ringen sah, trat er mit Gagern und dessen Partei aus. Aber auch jetzt stand er wieder liebend mahnend und zornig warnend seiner Zeit gegenüber, bis er mit dem zwar „etwas krausen" und sonderbaren, aber doch köstlichen, prächtigen, seinen ganzen Menschen wie eine gewaltige Erzstufe bloßlegenden Buche schloß: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein" (1858). Im Jahre 1859 feierte das ganze Volk seinen neunzigjährigen Geburtstag. Es war der letzte Sonnenblick seines Lebens; denn am 29. Januar 1860 trat der Tod an ihn heran, mild und sanft. Am linken Rheinufer bei Bonn erhebt sich sein Grab und Standbild, „an dem der Dank der Nation es nicht wollte fehlen lassen, eine beredte, mächtige Predigt, daß, wo nicht seine Leiche im Grabe sich umkehren soll, nie ein Franzose siegreich darüber hinschreiten darf."*)

Vaterlandslied.

1. Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,

*) Mit tiefstem Schmerze lesen wir heute, da das kaum für möglich Gehaltene Wirklichkeit geworden ist und der Franzmann seinen Fuß auf die rheinische Erde gesetzt hat, dieses Bekenntnis des treuen Mannes. Arme Mutter Germania, du warst nicht reich an *solchen* Söhnen!

Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

2. So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

3. O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! Du schönes Land!
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der fütt're Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

4. Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände:
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

5. Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röten,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

6. Laßt wehen, was nur wehen kann.
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut' uns, Mann für Mann,
Zum Heldentode mahnen.

Auf! fliege, stolzes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Seit Ulrich von Hutten hatte die Muse der patriotischen Dichtung kein so feuriges und gewaltiges Lied erklingen lassen, wie das eben mitgeteilte.*) Außerordentliches mußte erst geschehen, der übermütige Sieger von Jena mußte erst Schmach über Schmach auf das deutsche Volk gehäuft und es seinem staatlichen Untergange nahe gebracht haben, ehe es den Kampf gegen den verhaßten „Korsen" aufnahm, wozu Preußen die Losung gab, als Napoleons „große Armee", mit der er seine Weltherrlichkeit vollenden wollte, in Rußlands Schneefeldern wie durch ein furchtbares Gottesgericht war vernichtet worden. Ein frischer Zug ging wieder durch das geistige Leben der Nation, eine kräftige Luft wehete wieder durch alle Gaue des deutschen Landes und wirkte neubelebend auch auf die Poesie. Überall griffen jetzt die Sänger zur patriotischen Leier; an allen Orten schlugen ihre Lieder in heiliger Flamme auf dem Altare des Vaterlandes empor und strahlten in allen Weisen zündende Funken aus: in Oden und Sonetten, in Volksliedern und Hymnen, die in Flammenschrift mitten in die Zerrissenheit des deutschen Volks als Sinnbilder deutscher Einheit leuchteten und wieder Mut und Zuversicht in die gedrückten Herzen brachten. Diese Lieder zogen mit hinein in Kampf und Schlacht und umstrahlten die Freiheitskriege mit einem so schönen poetischen Glanze, wie er einzig in den Kriegsgeschichten dasteht.

Obiges Gedicht ist der Errichtung der Landwehr geweiht, welche an ihrer Kopfbedeckung als äußeres Zeichen die Form des „eisernen Kreuzes" trug, das am Todestage der Königin Luise gestiftet wurde und die schöne Inschrift führte: „Mit Gott für König und Vaterland". Arndts Lied ist neben Körners Aufruf: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" das glühendste Kampflied, welches die Befreiungskriege gebracht haben. Es ist entquollen einem heiligen Zorn über die Erniedrigung des Vaterlandes, entquollen dem patriotischen Herzschlag eines freien Mannes, der die Schmach und Schande nicht länger ertragen kann, entquollen dem Groll des verhöhnten, ausgeplünderten, bis aufs Blut gereizten Volkes, das in den Leidensjahren einen so furcht-

*) Die Anfangsworte dieses Gedichts prangen seit 1865 an dem schon erwähnten Denkmale, das zu Bonn auf hoher Zinne steht, von welcher der getreue Eckart, wie Rückert Arndt nannte, als Wächter auf den grünen Rhein schauet.

baren Haß in sich aufgesogen hatte, wie ihn Deutschland nie vorher empfand. Nicht ein Heer von angeworbenen Söldnern soll den Kampf ausfechten, sondern das Volk in den Waffen; nicht niedere Leidenschaften sollen zu dem Schwerte greifen, sondern das hohe Gefühl der Pflicht, das Gefühl für Recht, für Ehre und Vaterland. Gott selbst will diesen Kampf, der unter allen Kämpfen der sittlich berechtigtste ist; denn er gilt dem Fortbestehen des deutschen Landes, gilt deutscher Sitte und deutschem Glauben, deutscher Sprache und deutscher Ehre. Für diese Güter hat Gott die Liebe tief in die Brust des Menschen gepflanzt, hat ihm zur Verteidigung derselben nicht nur die wunderbare Macht der Rede verliehen, sondern hat ihm auch, wenn diese nicht ausreicht, als letztes Mittel in dem Eisen, welches er wachsen ließ, das Schwert gleichsam in die Hand gedrückt, damit er auf Tod und Leben für jene heiligen Güter kämpfen könne. Ist doch kein Wesen wehr- und schutzlos geschaffen worden. Ein Herabdrücken des Menschen zur Knechtschaft ist zugleich ein Angriff auf den Willen Gottes, denn die Knechtschaft bringt den Menschen um die Würde, die Gott ihm bei der Schöpfung hat zuteil werden lassen und streitet gegen das Wort der Schrift (1. Korinth. 7, 23). Diese Gedanken bilden den Inhalt der Einleitungsstrophe. Sie bezeichnen den bevorstehenden Kampf als nicht im Widerspruch stehend mit dem Willen des Schöpfers, woran sich nun die in den beiden ersten Zeilen der zweiten Strophe enthaltene Mahnung ganz von selbst knüpft: in rechter Treue festzuhalten an dem, was Gott gewollt, weder im Solde eines knechtenden Despoten das Schwert zu ergreifen, noch für Tand (Vergängliches) und Schande zu fechten. Wer solches tut, der hat Gott und dem Vaterlande die Treue gebrochen und verdient in dem bevorstehenden Kampfe nichts weiter, als gleich einem Feinde Gottes und der Menschen behandelt zu werden. Enthielt die erste Strophe eine Anspielung auf die bereits erwähnten Zornesreden des Dichters lange vor dem Ausbruche des Befreiungskampfes, so enthält die zweite Strophe eine Anspielung auf die entehrenden Bündnisse, welche einzelne Staaten des zerrissenen Deutschlands unter dem Drucke der siegreichen und gefürchteten Macht Napoleons mit diesem eingegangen waren, also eine Anspielung auf den erniedrigenden Rheinbund, der es mit sich brachte, daß Deutsche im Solde des Tyrannen als Vasallen desselben gegen Deutsche kämpfen mußten, und der noch bestand, als Arndt „das Vaterlandslied" dichtete. Erst nach der Schlacht bei Leipzig wurde der Bund gesprengt. So tief war unsere Erniedrigung, so groß das Unglück des staatlich zerrissenen Deutschlands!

Nachdem der Dichter in den beiden ersten Strophen den bevorstehenden Kampf als einen sittlich berechtigten gekennzeichnet

hat, frei von allen frevelhaften, selbstsüchtigen Zwecken, nur durch Notwehr hervorgerufen, schließt er den ersten Teil des Gedichts in der 3. Str. mit einem berechtigten, feierlichen Schwure auf das Vaterland und spricht in derselben im verstärkteren Maße als in der 2. Str. die Acht über diejenigen aus, welche bei dem sich vorbereitenden, allgemeinen Aufstande immer noch für Frankreich Heeresfolge leisten wollen, und meint damit diejenigen, welche aus Eitelkeit oder Gewinnsucht Zeitungen und Zeitschriften im französischen Sinne herausgegeben und Napoleon verherrlicht hatten. Er nennt sie „Buben" (Bösewichte) und „Knechte", die als Verräter am Vaterlande den Tod am Galgen verdienen, und endet die Strophe mit dem erquickenden und ermutigenden Hinweis auf den siegreichen Befreiungskampf der geeinigten deutschen Stämme unter der patriotischen Führung Hermanns und fordert rächende Sühne für alle die Schmähungen und Bedrückungen, welche die Franzosen an dem deutschen Vaterlande verübt haben. Das Gedicht erreicht in dieser Strophe in der Liebe zum Vaterlande wie in dem aus dieser Liebe entsprungenen Hasse gegen die Feinde desselben den Höhepunkt. Die letzten Zeilen der genannten Strophe leiten ganz naturgemäß über zu dem zweiten Teile des Gedichts, der zum Handeln auffordert, nachdem der erste Teil die sittlich berechtigten Beweggründe zu dem Kampfe auf Leben und Tod dargelegt hat. Mit dem Bewußtsein, Gott will den Kampf, sollen die Krieger sich scharen und gegen den Feind ausziehen. Immer feuriger erklingen jetzt die Töne der patriotischen Leier. Ganz Deutschland soll aufstehen, Mann für Mann, und zum Kampfe sich rüsten. Form und Ausdruck steigern sich von Strophe zu Strophe. Alle drei beginnen gleichmäßig, alle drei enden freiheits- und todesmutig. Zuerst fordert der Dichter, durch helle, lichte Flammen, gehobenen Herzens überall das Zeichen zum Aufstande zu geben, eine Anspielung an die Feuersignale, welche in alten Zeiten die Väter auf den Bergen emporlodern ließen und eine Anknüpfung an die in der 3. Str. erwähnte Hermannsschlacht. Das Losungswort der Feuerzeichen soll sein: „Die Knechtschaft hat ein Ende". Sodann sollen Trommeln und Flöten zum Sammeln der einzelnen Truppenteile erklingen, und der Tag der Rache jedem ein süßer sein. Endlich sollen die wehenden Standarten der Reiter und die Fahnen des Fußvolks zum Siegen oder Sterben dem Feinde entgegenfliegen. Alles soll von begeisterter Kampfeslust erbrausen, ganz Deutschland eine einzige Waffenschmiede werden. Jedes Mannes Brust soll nur von dem einen großen Gedanken und dem einen großen Wollen erfüllt sein: das Leben für das Vaterland einzusetzen. Dieser Gedanke wogt mit immer stärker werdenden, zur Tat hindrängenden Empfindungen durch das ganze Gedicht. In seinen letzten

Strophen schreitet er in leidenschaftlichen Ausrufungssätzen mit wahrhaft dämonischer, nach Taten durstiger Gewalt ungestüm einher, als brauste ganz Deutschland, Mann für Mann, im Sturmschritt dem Feinde entgegen. Und es ist im Sturmschritt ihm entgegengebraust. Glänzend hat sich am Ende des Jahres 1813 erfüllt, was der Dichter 1812 (in welchem Jahre er sein Gedicht schrieb) prophetisch sang. Neben dem Jünglinge stand da brüderlich vereint der Mann des friedlichen Erwerbs, neben dem Ungelehrten der Gelehrte, neben dem Bürgersmann der Adelige, — „die Herzen himmelan, die Hände himmelan", — bereit zu siegen oder zu sterben, mit Gott für König und Vaterland. Es waren die Edelsten, welche ihre Brust frei und kühn dem Feinde entgegenstellten, mit einem starken, in der Prüfung geläuterten und gestählten Willen, Und die Sänger, die zu Kampf und Sieg in Liedern aufgerufen hatten, sie waren nicht die letzten, welche sich mit dem Schwerte umgürteten und dieses mit der Leier vertauschten. Ein Körner, Schenkendorf, Platen, Immermann, Fouqué, Follen, W. Müller, E. Schulze, auch die Schauspieler Holtei und Marr, kurz unsere Besten haben die Waffen des Freiheitskrieges getragen. Selbst ein Fichte, der zwar nicht in Liedern, aber in seinen gewaltigen „Reden an die deutsche Nation", wie ein Demosthenes zum Kampfe aufgerufen hatte, in dem Akademie-Gebäude der Dorotheenstraße zu Berlin, wo seine deutschen Worte die auf den Straßen übermütig rasselnden französischen Trommeln übertönten, selbst ein Fichte trat als fünfzigjähriger Mann noch als Gemeiner in den Landsturm ein, „daß er bestände bis aufs Blut, bis in den Tod die Fehde". Ebenso Niebuhr, der spätere große Geschichtsschreiber Roms. Freudig trug er die Flinte und schrieb vom Felde der Waffen aus einem Bekannten die rührenden Worte: „Ich freue mich, daß sich nun schon Schwielen an den Händen bilden; denn solange ich eine zarte Gelehrtenhaut hatte, schnitt das Gewehr gewaltig ein." Diese freudige opferwillige Hingabe hat in den gewaltigen Ringkämpfen der Jahre 1813 und 14 ungeschwächt in allen Wechselfällen des Krieges unter Mühsalen und Entbehrungen aller Art ausgeharrt als leuchtendes Zeugnis, daß, wenn in dem Menschen ein Höheres lebt, welches ihn begeistert, keine irdische Macht, auch die größte nicht, dasselbe vernichten kann. Die Begeisterung hat im patriotischen Wetteifer ohne Rast und Ruh den Mann gestürzt, vor welchem ganz Europa zitterte, und der das kleine durch Erpressungen und Gewalttaten zur Ohnmacht und Verarmung gebrachte Preußen zu vernichten gedachte.

Nur der Geist eines E. M. Arndt vermag auch in der gegenwärtigen Zeit der Not und Schmach dem Vaterlande die Rettung zu bringen!

Das Lied vom Feldmarschall.

1. Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

2. O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

3. Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die deutscheste Art.

4. Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

5. Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

6. Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er die Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!

7. Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, nicht Burg;
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld.
Hinterdrein ließ erklingen sein Hussa! der Held.

8. Bei Leipzig auf dem Plane — o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht;
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

9. Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall! wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein!
Du tapferer Degen! in Frankreich hinein!

Dieses Gedicht entstand, wie aus dem Schlusse desselben zu ersehen ist, in der Zeit, welche zwischen dem Siege der Verbündeten bei Leipzig und ihrem Zuge nach dem Rhein und Frankreich liegt, also am Ende der schweren und harten Kämpfe, welche im Jahre 1813 den Zusammenbruch des Napoleonischen Thrones einleiteten, und in welchen Blücher durch seinen Mut, durch seine Geistesgegenwart und Kühnheit eine so hervorragende Rolle spielte, daß er zum Feldmarschall ernannt wurde (Str. 8), eine Ernennung, welche vom Volke und Heere, deren Liebling er geworden war, mit Freude begrüßt wurde und für den Dichter auch bestimmend für die Wahl der Überschrift seines Liedes geworden ist. Nach der großen Völkerschlacht bedurfte es noch mancher dringlichen Lehre und manches schweren Kampfes, bis die leitende Politik sich zu dem Gedanken emporschwang, daß nur die Vernichtung des Napoleonischen Thrones auf Frankreichs Boden der Welt den Frieden wiedergeben könne. Blücher war einer der wenigen, der darüber von Anfang an keinen Augenblick im Zweifel gewesen ist. Wäre es nach ihm, dem Marschall „Vorwärts" gegangen, er hätte gleich nach der Schlacht bei Leipzig ohne Ruhe und Rast Napoleon nach Frankreich hinein verfolgt; war er ihm doch immer dicht auf den Fersen geblieben, so daß er sich in der Regel nachmittags in demselben Zimmer befand, welches Napoleon am Morgen verlassen hatte. Aber er mußte auf höheren Befehl, besonders auf Österreichs Betreiben, diese rastlose Verfolgung einstellen. Er gehorchte, wenn auch voll Unmut und Zorn. Endlich ward sein Lieblingswunsch erfüllt, die Truppen über den Rhein nach Frankreich zu führen. Der Übergang geschah in der Nacht des 31. Dez. 1813 und zwar auf drei Punkten, bei Mannheim, Kaub und Koblenz. Bei Kaub war er selbst dabei. Ganz still und heimlich setzten die Truppen über, so daß der Feind am jenseitigen Ufer es erst merkte, als die preußischen Truppen ihm statt eines „Prosit Neujahr" ein lautes, freudiges „Hurra" zuriefen.

Denken wir uns in Beziehung auf unser Gedicht, daß der sehnlichst erwartete Befehl zum Aufbruch in dem Lager des alten Marschalls eben eingetroffen sei, so ist damit auch das Verständnis für den Anfang des Gedichts gewonnen. Dasselbe beginnt mit einer Frage der Krieger, nämlich mit der Frage, warum denn schon so früh die Trompeten zum Sammeln geblasen werden.*) Noch wissen die sich verwundernden Streiter also nicht, daß der Befehl zum Vormarsch eingetroffen ist. Daß aber etwas Beson-

*) Arndt beginnt gern seine Lieder mit einer spannenden Frage. Das Lied von der Leipziger Schlacht ist ganz nach altdeutscher Spielmannsweise in Frage und Antwort durchgeführt. Siehe S. 30.

deres bevorstehe, erkennen sie teils aus dem ungewöhnlich frühen Weckruf der Trompeten, teils daran, daß der Feldmarschall bereits zu Pferde sitzt, das Schwert aus der Scheide gezogen hat und im fliegenden Saus durch die Scharen seiner braven Truppen reitet. Wie immer ist er der erste auf dem Platze, wenn es gilt, und es ist dann alles Leben an ihm und in ihm. Freudig schwingt er sein blitzendes Schwert, das er ungern in der Scheide hat; freudig tummelt er sein mutiges Roß, das er am liebsten gegen den Feind führt; mit Vergnügen hört er das Blasen der Trompeten, es ist seine liebste Musik; denn am wohlsten fühlt er sich, wenn die Waffen klirren, um Deutschlands Ehre wieder herzustellen und das Land vom Feinde zu säubern. Dann ist er wie verjüngt. Diese überwallende Kampfeslust erinnert an die alten Recken der Nibelungen, von deren grimmigem Haß und deren Freude am Kampf in Blücher etwas steckte.

Der Held hat seinen sausenden Ritt durchs Lager beendet; das Heer hat sich marschbereit gesammelt, und nun hält der Marschall vor den gescharten Truppen, so daß dieser Augenblick zu einer näheren Betrachtung seiner äußeren Erscheinung gleichsam von selbst einladet (Str. 2). Welche Lust es ist, den Mann in diesem Augenblicke, wo er wieder „vorwärts" gebieten kann, zu betrachten, sagt der sich freudig wiederholende Ausruf: „O schauet". Seine Augen leuchten vor Kampfesfreudigkeit; der Held aus Friedrichs des Großen Zeiten ist ein Jüngling geworden an körperlicher Kraft und Frische, wie an Begeisterung und Tatenlust; sein Alter gleicht dem älter werdenden Weine, dem ein wunderbar frisches Blühen eigen ist, und obschon er 71 Jahre zählt, so wallt doch sein schneeweißes Haar noch kräftig von seinem Haupte. Einem solchen jugendlichen Greise kann man wohl die Oberleitung des Heeres anvertrauen; es ist dies nicht zuviel gewagt. Den Gegnern Blüchers gegenüber (und er hatte deren) schließt der Dichter die 2. Str. mit den Worten: „Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein." Ersetzte er doch allein schon ein Heer von Hunderttausenden, und wirkte doch sein bloßer Name schon wie ein Zauberwort!

Aber nicht allein die jugendliche Frische des Feldherrn rechtfertigt das freudige Vertrauen zu demselben, auch der Schwur (Str. 3), den er in den Tagen der größten Entmutigung der Truppen und ihrer Führer getan hat, und an dem er ohne Wanken und Schwanken in den trübsten und aussichtslosesten Zeiten mutig festhielt. Als nämlich im Jahre 1806 bei den Niederlagen von Jena und Auerstädt ganze Truppenkörper auf offenem Felde sich ergaben oder die Flucht ergriffen hatten, da bat er um die Erlaubnis, mit seinen Reiterschwadronen und mit den

unberührt gebliebenen Truppen einen neuen Angriff auf den Feind machen zu dürfen, um die Schmach der Niederlage auszuwetzen, erhielt auch im ersten Augenblicke Erlaubnis dazu, die aber bald darauf wieder zurückgenommen wurde. Da schwang der alte Held zornmutig seinen Degen zum Himmel empor und schwur beim scharfen, harten Eisen, „den Welschen" zu beweisen, daß deutsche Ehre die Knechtschaft nicht ertragen, nicht ruhen und rasten kann, bis das Land vom Feinde wieder gereinigt worden ist, und daß deutsche Treue auch im Unglück am Herrscherhause festhält. Diesen Schwur hat er in den schweren Leidensjahren nach 1806 treu in seinem Herzen bewahrt, und als zu Anfang des Jahres 1813 der Kriegsruf erscholl, da schwang sich „der weiße Jüngling", eingedenk seines Eides, so frohgemut in den Sattel, als ob ein neuer Strom des Lebens durch seine Adern ränne (Str. 4). Auf Tod und Leben überfiel er im Wettersturm den Feind und rastete nicht eher, bis er ihn aus Deutschland hinausgeworfen hatte, wie man ungebetenen Gästen so den „Kehraus" macht, daß ihnen das Wiederkommen vergeht (Str. 4). Bezeichnend tritt in dieser Strophe das urwüchsige „Hei" auf, welches gleich wild und gleich freudig die Kampfeslust wiederspiegelt und in den alten Heldendichtungen diese stehend begleitet, wenn es gilt, mit überwallendem Mute sich in die Feinde zu stürzen.

In den folgenden Strophen gedenkt nun der Dichter bis zum Schlusse seines Liedes der glänzenden Kriegstaten Blüchers im Jahre 1813, durch die er „mit eisernem Besen" das Land vom Feinde rein gefegt hat, und die als die beredteste Bürgschaft anzusehen sind, daß Volk und Heer in den noch bevorstehenden Kämpfen auf Frankreichs Boden vertrauensvoll zu dem „Verwalter des Schlachtfeldes" aufblicken können. Zuerst gedenkt er der Schlacht bei Lützen (2. Mai 1813), in welcher die Wucht des Kampfes ausschließlich auf den Preußen lag, und Blücher und York mit ihren Truppen lange Zeit fast allein im Gefecht waren. Ihre Verbündeten, die Russen, erschienen mehr wie Zuschauer, als wie Teilnehmer des Kampfes. Durch die verfehlten Anordnungen ihrer Führer kamen die Ersatzmannschaften zu spät, wodurch der vorher entworfene Schlachtplan vereitelt wurde. Dennoch hielten sich die Preußen todesmutig bis zur Dunkelheit dem an Zahl weit überlegenen Feinde gegenüber. Niemals waren preußische Truppen stürmischer ins Feuer gegangen, niemals hätten sie zäher ausgehalten; ihre Toten lagen da mit verklärtem Angesicht; sie waren mit dem Gefühle aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und die frühere Schmach gerächt hätten. Obwohl sie sich vor der Übermacht schließlich zurückziehen mußten, so hatte der Kampf sie doch mit hoher Zuversicht erfüllt, die Begeisterung im Heere wie im

Volke eher genährt, als geschwächt. Blücher war mit blanker Waffe an der Spitze seiner Leute überall mit brennender Begierde da eingedrungen, wo der Kampf am heißesten wütete. Kaum nahm er sich Zeit, die Wunde, die er am linken Arm durch einen Streifschuß erhalten hatte, verbinden zu lassen; kaum war er am Abend zu bewegen gewesen, vom Feinde abzulassen.

Glücklicher war der Erfolg an der Katzbach (26. Aug. 1813), wo bei strömendem Regen und aufgeweichtem Boden den ganzen Tag in der größten Erbitterung mit Bajonett und Kolben gekämpft wurde, da die Gewehre versagten. Unter stürmischem Hurra! drangen die Preußen vorwärts und warfen eine so große Zahl Feinde in die angeschwollene Neiße und Katzbach, daß die Flußbetten von Pferden und Menschen, die mit dem Ertrinken rangen, wie gedämmt waren. Auch hier hatte Blücher sich mit blankem Säbel an die Spitze der angreifenden Reiterei gesetzt, und seine kühne Angriffslust hatte glücklich über alle Hindernisse und Widerwärtigkeiten triumphiert. Die Kämpfe in Schlesien verschafften ihm später den Titel eines Fürsten von Walstatt.

Bei Wartenburg (im Oktober 1813) an der Elbe galt es, den Feind aus einer festen, von zahlreichen Geschützen gedeckten, durch Sümpfe und Gebüsch geschützten Stellung zu vertreiben. Die Preußen drangen, bis an den Gürtel durch das Wasser watend, unter dem Kreuzfeuer der Franzosen und vertrieben diese nach heißem Kampfe aus ihrer Stellung. Hier zeichnete sich namentlich York durch seine zähe Beharrlichkeit und kluge Vorsicht aus. Seine Kolonnen gingen furchtlos unter dem Kreuzfeuer des Feindes mit lautem Gesange des alten Liedes: „Prinz Eugenius, der edle Ritter" usw. über die Brücke. Der Sieg verschaffte ihm später die Ehre des Namens „York von Wartenburg". Der Dichter hat von diesen glorreichen Kämpfen, deren Einzelheiten bei dem Erscheinen seines Liedes noch in frischem Andenken waren, besondere Züge nicht hervorgehoben; dagegen hat er dem Franzosenhasse, der in den sieben Leidensjahren alle Herzen durchglühet hatte, überall Ausdruck gegeben. Schon in der Benennung „Welsche" und „Franzmann" spricht sich Haß und Verachtung aus. Spöttisch heißt es dann in der 4. Str., Blücher habe den Kehraus gemacht und mit eisernem Besen das Land vom Feinde rein gefegt. In der 5. Str. ist die Niederlage und die Flucht des Feindes ebenfalls in verächtlicher Weise ausgedrückt. In der 6. Str. beehrt er die Franzosen mit dem Spottnamen „Ohnehosen" (eine Übersetzung des französischen Sansculottes), den die unteren Schichten des Volks in der französischen Revolution zu einem Ehrennamen erhoben hatten, und ruft dann den in der Katzbach und Neiße Ertrunkenen, denen er in deutscher Erde nicht einmal ein Grab gönnt, ein

Lebewohl zur Ostsee nach, wo die Walfische ihren Leibern ein Grab bereiten mögen. In der 7. Str. vergleicht er seinen Helden mit einem Jäger, wie er vorher ihn mit einem Schwimmeister verglichen hat. Die Franzosen sind die Hasen, die über das Feld springen müssen; hinter ihnen drein läßt der Held sein „Hussa!" erschallen. Alle bisher genannten Kämpfe waren keine entscheidenden Schlachten. Erst die bei Leipzig, deren der Dichter in der 8. Str. gedenkt, waren solche. Hier ändert er plötzlich den bisherigen Ton. Teuer war der Sieg erkauft. An Hunderttausend lagen tot oder verwundet auf Leipzigs Ebenen. Tief erschüttert empfanden die Überlebenden den heiligen Ernst des Tages und beugten sich unter Gottes gewaltiger Hand, die Fürsten wie ihre Völker. Schon am ersten Siegestage bei Möckern stimmten die Krieger, wie einst in der Winternacht bei Leuthen, am Wachtfeuer das „Nun danket alle Gott" an, und am 18. Oktober klangen beim Feuerscheine von zwölf brennenden Dörfern die Dankgesänge in allen Zungen zum Himmel empor. Napoleon aber saß bei hereinbrechender Dunkelheit auf einem hölzernen Stuhle in Schlaf versunken. Die Hände ruhten nachlässig gefaltet im Schoß. Seine Generale standen verdüstert und verstummt um das Feuer, und in später, finsterer Nacht kehrte er nach Leipzig zurück, während im entsetzlichen Gewirre seine geschlagenen Heermassen sich den Weg zur Flucht bahnten. Die Schmach von Jena war gelöscht, und Blücher, der so vieles geleistet, ward zum Feldmarschall erhoben. Niemand ahnte, daß Napoleon noch einmal zu einem Verzweiflungskampfe die Franzosen ins Feld führen werde. In der letzten Strophe erfahren wir nun, warum die Trompeter so früh geblasen haben, und warum der „Herr Feldmarschall" so freudig und vergnügt zu Pferde sitzt und wie Sturmwind einhersaust. Sein Lieblingswunsch soll erfüllt, der Krieg über den Rhein nach Frankreich getragen werden. Voll freudiger Zuversicht, daß dem Helden die vollständige Vernichtung Napoleons gelingen werde, ruft der Dichter ihm gleichsam die letzten Zeilen seines Liedes nach, und wenn er ihn zum Schluß einen „tapferen Degen" nennt, so beehrt er ihn mit einem Namen, der bei unsern kampfbereiten Vorfahren stets einen guten Klang gehabt hat.

Das Gedicht ist ein Zeichen von der gehobenen Stimmung, welche sich der Preußen am Ende des Jahres 1813 bemächtigt hatte. Man atmete endlich nach der furchtbaren Niederlage bei Jena und nach den fortwährenden Siegen Napoleons wieder auf und sah gehobenen Herzens mit Mut und Vertrauen in die Zukunft. Dieser Stimmung ist insbesondere in der letzten Strophe Ausdruck gegeben. Daß in derselben der leitende Gedanke des Gedichts gipfelt, deutet schon das Wort „drum" an, mit welchem sie beginnt.

Der Grundgedanke des Gedichts ist: Volk und Heer können bei dem von neuem gegen Napoleon ausgebrochenen Kampfe vertrauensvoll in die Zukunft blicken; denn für den glücklichen Ausgang desselben bürgt erstens die jugendliche Frische des kühnen Feldmarschalls, zweitens sein Schwur, drittens bürgen dafür seine Kämpfe bei Lützen, an der Katzbach, bei Wartenburg und Leipzig, so daß unter seiner Führung die Trompeten zu neuen Siegen auf Frankreichs Boden blasen werden. Arndt hat sich in seinem zuversichtlichen Vertrauen nicht getäuscht.*) Am 1. Januar 1814 ging Blücher bei Kaub mit 80000 Mann über den Rhein und im März desselben Jahres hielten die Verbündeten nach schweren, siegreichen Kämpfen, in denen Blücher mit seinen Truppen meistens den Ausschlag gegeben hatte, ihren Einzug in Paris, dort von der wie umgewandelten Bevölkerung als Befreier bejubelt, da man die Herrschaft des ehrgeizigen und kriegsdurstigen Kaisers satt hatte. Der Stimmung, welche Volk und Heer für Blücher hegte, ist später durch einen Zusatz nach jeder Strophe noch ein besonderer Nachdruck gegeben worden. Derselbe lautet:

„Juchheirassassa! und die Preußen sind da,
Die Preußen sind lustig und rufen hurra!"

Dieser Zusatz ist gleichsam ein kleines Jubellied für sich, das von dem ganzen Heere dem Feldherrn zugejauchzt wird, der unter allen Führern vorzugsweise der Abgott der Soldaten war. Wenn der Dichter von den Truppen besonders der Husaren gedenkt, so hat dies seinen Grund darin, daß die Reiterei Blüchers Lieblingswaffe gewesen ist, da sie seinem feurigen, raschen Wesen am meisten zusagte, daß er ferner seine roten Husaren zum Schrecken der Feinde gemacht und den alten Reiterruhm der Seidlitz und Zieten wieder in Ehren aufgefrischt hat.

Unser Lied ist zwar kein Volkslied im strengsten Sinne des Worts, hat aber dessen Ton und Weise glücklich getroffen. In seinem

*) Arndt hat den Sturz Napoleons schon frühzeitig geahnt und aus diesem ahnungsvollen Glauben das Feuer seiner Rede und den Mut zur Tat geschöpft. Schon im Jahre 1806 ruft er in seiner Schrift „Geist der Zeit" dem Gewaltigen und Mächtigen zu: „Wie groß, wie gewaltig du bist, nimmer wirst du der Zukunft gebieten! Ein hohles Nichts, das neblig aufschießt, bist du! Ein Riesengeist vom Himmel her wird mit Sturmesflügeln dich fassen und nichts von den Flick- und Stoppelwerken deiner Hände übrig lassen!" Dieser zuversichtliche Glaube, den die Edelsten und Besten mit Arndt teilten, hat in der Zeit der tiefsten Erniedrigung das unmöglich Scheinende möglich gemacht, hat, mit der Schrift zu reden, Berge versetzt, d. h. die unübersteiglichen Hindernisse zur Befreiung des Vaterlandes gläubig hinweggeräumt. Dieser Glaube ist um seine Hoffnung nicht betrogen worden, ein schlagender Beweis, was ein zuversichtlicher Glaube zu wirken vermag. Ohne solchen ist überhaupt nichts Großes in der Welt entstanden.

kernigen, derben Ausdruck, in seinem feurigen, raschen Fortschritt, wie in seinem spottenden Humor entspricht es ganz dem Tone und der Weise des Volksliedes, wie der Persönlichkeit des Helden. Die Zwischenglieder werden keck übersprungen; bei keiner Begebenheit wird eingehend verweilt, nur die Spitzen derselben werden hervorgehoben. Auch dieses ist volkstümlich, wie die gleichmäßigen Anfänge vieler Zeilen es ebenfalls sind (Str. 1. 2. 7. 8). Ein strenges Versmaß waltet nicht ob. Die wuchtigen vier Tonstärken in jeder Zeile erinnern an die altdeutsche Metrik des Nibelungenliedes, so daß Arndts Lied auch in dieser Beziehung ganz aus dem deutschen Volksgemüt entsprungen ist, wie der Held, den es besingt. Die Reime folgen rasch aufeinander und werden in der 3. und 4. Zeile jeder Strophe noch durch Binnenreime vermehrt. Was den Vortrag des Gedichts betrifft, so ist der Anfang desselben im aufhorchenden Frageton zu lesen, worauf eine Pause eintreten muß. Rasch einfallend kann die Fortsetzung der Strophe im Chor vorgetragen werden. Die folgenden Strophen eignen sich bis zur fünften ebenfalls zum Chorlesen; Ton und Tempo müssen dem Inhalte der Strophen angemessen wechseln. Die nun folgenden Berichte der Kämpfe werden am zweckmäßigsten von einzelnen Schülern vorgetragen mit Berücksichtigung des spottenden Humors. Die Schlußstrophe spricht der Chor. Das Lied ist recht eigentlich für den Volksgesang gebaut, dem es auch bald nach seiner Entstehung anheimfiel, wie der oben angeführte Zusatz beweist.

Thema.

Blücher.

Ein kurzer Lebensabriß.

Gebhardt Lebrecht von Blücher wurde am 16. Dez. 1742 in Rostock geboren. Sein Vater, ein mecklenburger Landedelmann, hatte auch Lebrecht zum Landmanne bestimmt und ließ ihn nur in den notdürftigsten Kenntnissen unterrichten. Der wilde Knabe tummelte sich am liebsten mit andern seinesgleichen im kindlichen Waffenspiele umher und zeigte dabei einen Mut, der nicht eher ruhte, bis der Sieg erstritten war. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, hielten schwedische Soldaten die Gegend bei Rostock und auch Rügen besetzt, das damals nebst einem Teile von Pommern noch den Schweden gehörte, die zu den Feinden Friedrichs d. Gr. zählten. Der Anblick der Kriegerscharen machte dem jungen Burschen das Herz vor Freude schlagen. Gar zu gern hätte er sich an die Spitze eines solchen Haufens gestellt und denselben geradeswegs nach Berlin geführt. Im Jahre 1759 ließ er sich gegen den Willen seiner Eltern und Verwandten heimlich anwerben. Seine Verwegenheit brachte ihn nach kurzer Zeit als schwedischen Fahnenträger bei der Reiterei in preußische Gefangenschaft. Dem Obersten von Belling, vor welchen er gebracht wurde, gefiel der stattliche muntere Jüngling. Er bot ihm preußische Dienste an. Doch mochte Blücher nicht auf

ein solches Anerbieten eingehen, ohne vorher von seinem Soldateneide bei den Schweden entbunden zu sein. Nachdem dieses geschehen, wurde er Fahnenjunker bei den preußischen Husaren. Bei Kunersdorf und Freiberg hatte er Gelegenheit genug, seinen Mut zu zeigen. Der Hubertsburger Friede machte dem Kriege ein Ende. Die Truppen zogen in ihre Standorte. Das Stillsitzen behagte aber dem heißblütigen Manne nicht, und als er wegen eines eigenmächtigen Vorgehens gegen einen katholischen Geistlichen, von dem er glaubte, er habe zum Meuchelmorde preußischer Soldaten in dem neu erworbenen Polen aufgehetzt, angeklagt, auch wegen unbedachter Äußerungen in Arrest gesteckt wurde, da reichte er eine zornige Beschwerde ein. Die Antwort darauf enthielt den Bescheid Friedrichs d. Gr.: „Der Rittmeister Blücher kann sich zum Teufel scheren!" Trotz wiederholter Gesuche und Verwendung anderer gelang es Blücher nicht, den König umzustimmen, oder auch nur eine Antwort auf sein Schreiben zu erhalten, und so sah er sich genötigt, als Landwirt auf einem Gute bei Stargard in Pommern seine Tage zuzubringen, ohne jedoch den Gedanken an Wiederanstellung im Heere aufzugeben, was ihm erst unter Friedrich Wilhelm II. gelang. Wer war froher als er, als er wieder als Husarenmajor sein Roß tummeln konnte. Bald gab es auch tüchtige Arbeit für ihn in den Kriegen Preußens gegen die französische Revolutions-Armee. Hier erwarb er sich bei Kaiserslautern 1794 bereits den Ruf eines rastlos anstürmenden Reiterführers und wurde als Oberst an der Spitze seiner roten Husaren der Schrecken der Franzosen, die ihn bewundernd den „roten König" nannten. Den größten Ruhm erwarb er sich jedoch in den Kriegen gegen Napoleon. Mit tiefer Trauer erfüllte ihn die schmachvolle Niederlage bei Jena und Auerstädt, wo die preußische Armee wie Spreu vor dem Winde zerstob, und nur wenige Führer sich des preußischen Namens würdig zeigten. Gern hätte er auf der Stelle die Scharte ausgewetzt, mußte aber auf höheren Befehl sein Vorhaben aufgeben und den Rückzug einzelner Truppenteile nach Mecklenburg decken. Es geschah dies mit altpreußischer Entschlossenheit und heldenmütiger Standhaftigkeit unter fortwährenden Gefechten. In Lübeck, wo er sich mit seinen Truppenteilen einzuschiffen gedachte, erlagen seine Tapferen nach heißem Straßenkampfe der ungeheuren Übermacht der Franzosen, und Blücher mußte mit dem Reste seiner Truppen kapitulieren; er tat es mit der Erklärung: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe."

Kummer und Gram über die Erniedrigung Preußens warfen ihn eine Zeit lang aufs Krankenlager. In Fieberanwandlungen griff er nach dem Säbel und schlug mit demselben nach den Fliegen an der Wand, indem er sich unter ihnen Franzosen vorstellte. Unverzagt verließ ihn in den langen Leidensjahren Preußens das gottesfürchtige Selbstvertrauen nicht, ebensowenig der Glaube, daß trotz der beispiellos kriegerischen Erfolge Napoleons, vor dem Europa erzitterte, der Gewaltige doch gestürzt werden würde, und daß er ihn werde stürzen helfen. „Herunter muß er vom Thron", das war sein Wahlspruch, an dem er in den Leidensjahren festhielt, und den er in allen Kämpfen auf Leben und Tod treu in seinem Herzen bewahrte. Die Friedensjahre benutzte er als Kommandierender in Pommern, sein Regiment als Muster und Vorbild zu gestalten. Und als nun die heißersehnte Stunde der Erhebung schlug, war er seelenvergnügt über die hochgehenden Wogen der Volksbegeisterung, die auch einen patriotischen Aufschwung in die Poesie brachte. „Dichten Sie man immer druf," sagte er zu einem der Sänger; „in solchen Zeiten muß jeder singen, wie es ihm ums Herz ist; der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel." In dem Frühjahr 1813 beginnt denn auch seine herrlichste Zeit, die Zeit der größten Taten und des unverwelklichen Ruhmes. Freudig und rüstig erschien er auf dem Kampfplatze, ein Jüngling trotz des Silberhaares. Überall war er der Erste, wo die Gefahr am größten

war; unerschrocken feuerte er durch Wort und Tat an, mitten im Kugelregen noch zu Heldenscherzen aufgelegt. Als er in der überaus blutigen Schlacht bei Lützen, anfangs Mai 1813, durch einen Streifschuß am Arm verwundet wurde, sagte er scherzhaft zu seiner Umgebung: „Hier wachsen rote Maiblumen", und nahm sich kaum Zeit, seine Wunde verbinden zu lassen. In Schlesien, wo unter strömendem Regen an der angeschwollenen Katzbach und Neisse gekämpft wurde, die Gewehre versagten, die Franzosen mit Kolben oder Bajonett in die reißenden Fluten gedrängt wurden, und die braven Truppen ihm zuriefen: „Hör', Vater Blücher, heute geht's gut!" entgegnete er: „Kommt noch besser, Kinder! Paßt man uff!" Es war der erste wahrhaft fruchtbare Sieg in diesem Feldzuge. Derselbe verschaffte Blücher, wenn auch nicht sogleich, den Titel eines Fürsten von Walstatt.*) Nicht minder entscheidend für den Feldzug war der hart erkämpfte Sieg bei Wartenburg, wo Yorks Korps die fast unangreifbare Stellung der Franzosen mit einem Mute sondergleichen erstürmte, was dem Führer die Ehre des Namens York von Wartenburg verschaffte. Als abends im Wartenburger Schlosse der Becher kreiste, rief Blücher den Sohn Scharnhorsts an seine Seite, gedachte des früh dahingeschiedenen Vaters in bewegten Worten und nannte sich bescheiden einen Handwerker, der nur ausführe, was der Unvergeßliche geplant habe. Den entscheidendsten Wendepunkt brachte endlich die mörderische Völkerschlacht bei Leipzig. Auch hier fiel wieder die schwerste Aufgabe und die blutigste Arbeit dem unter Blüchers Leitung stehenden Yorkschen Korps zu. Der Feind hatte den steilen Talrand der Elster bei dem Dorfe Möckern besetzt, die Mauern des Dorfes zur Verteidigung eingerichtet und auf den flachen Höhen eine Batterie von 80 Geschützen aufgefahren. Sechsmal drangen die Preußen in das Dorf und verloren es wieder, bis York selbst seine Reiterei zum Angriff gegen die Höhen führte und nach einem wütenden Häuserkampfe den Feind aus dem Dorfe schlug. Am folgenden Tage, dem 17. Oktober, ruhten die Waffen. Nur der rastlose Blücher konnte sich den Kampf nicht versagen und drängte die Franzosen bis dicht an die Nordseite von Leipzig. Am 18. Oktober stellte er sich mit 30000 Mann seines Heeres bescheiden unter den Oberbefehl des zweideutigen und lauen Schwedenkönigs Bernadotte und kämpfte mit seinen braven Truppen, die bis zum Gürtel durch die Parthe marschierten, vom Morgen bis zum Abend gegen den sich wütend wehrenden Feind, bis der Sieg nach schweren Opfern endlich errungen war, und Napoleon die Flucht ergreifen mußte. Der Gang der Ereignisse des Feldzuges hatte es mit sich gebracht, daß gerade in das Blüchersche Heer der Schwerpunkt der ganzen Kriegsführung zu liegen kam. Rastlos und scharfblickend, mit Gott ergebenem Mute und sittlichem Vertrauen hatte der greise Held die schwierigsten Aufgaben gelöst. Nach dem Siege bei Leipzig ward er, der bisher nur die bescheidene Rolle eines untergeordneten Befehlshabers innegehabt hatte, zum Range eines Feldmarschalls erhoben. Volk und Heer gaben ihm den Ehrentitel „Marschall Vorwärts". Dieses Vorwärts hat ihn geleitet von den schlesischen Gefilden bis Paris, wohin er nach der Schlacht bei Leipzig den geschlagenen Kaiser am liebsten sogleich verfolgt und sein Losungswort eingelöst hätte: „Herunter muß er vom Throne", die einzige Möglichkeit, die Welt vor dem schrecklichen Ehrgeize des Gewaltigen fernerhin zu schützen und den Völkern den Frieden zu sichern. Zu seinem großen Verdruß mußte er die bereits begonnene Verfolgung auf höheren Befehl einstellen. Man verbrachte die edle Zeit mit Friedensanerbietungen. Da wetterte Blücher in seiner Weise über die Federfuchser und Tintenkleckser, die wieder verdürben, was das Schwert gut gemacht habe. Erst in der Neujahrsnacht 1814 konnte

*) Walstatt, der Name eines Klosters auf der Walstatt, der Kampfstätte der Mongolenschlacht, erbauet.

er den Rhein überschreiten und auf Paris losgehen. Doch gab es bis dahin noch manchen schweren Strauß zu bestehen. Am 30. März stand endlich der greise Held vor Paris. Obwohl krank, ließ er es sich doch nicht nehmen, dem Sturme auf den Montmartre beizuwohnen. Seine Augen waren entzündet. Der Schleier eines Damenhutes, den er aufgesetzt hatte, bedeckte sie. Paris ergab sich, die Verbündeten zogen am 31. März in die Stadt ein, und Blücher konnte im Palais Royal zum Kartenspiel niedersitzen, welches er leidenschaftlich liebte, aber während des Feldzuges nicht einmal daran sich erfreut hatte. Vor der Rückkehr nach Deutschland folgte er einer Einladung nach England, woselbst ihn „das närrische Volk", wie er sagte, fast vergötterte. Alle suchten seine Freundschaft. Wo er sich sehen ließ, sammelten sich gleich viele Tausende, jubelten und schrien, drückten ihm die Hand und spannten die Pferde aus. Schöne Hände bemächtigten sich sogar seines Federbusches, zerpflückten denselben, um wenigstens eine Feder als Andenken mit fortzunehmen. Feste aller Art folgten einander unaufhörlich. „Kinder, ihr liebt mich tot!" rief er den ihn umdrängenden Engländern oft zu und äußerte später, er wolle lieber noch einen Feldzug durchmachen, als solche Ehrenbezeugungen ertragen zu müssen.

Dank der übelangebrachten Großmut, welche die Verbündeten, namentlich die Russen und Österreicher, gegen die Franzosen übten, und dank des Zwiespaltes, welcher unter ihnen ausgebrochen war, kam es wirklich noch einmal zu einem Feldzuge gegen Napoleon. Derselbe kehrte nämlich im März des Jahres 1815 von Elba nach Frankreich zurück und hielt am 20. des genannten Monats seinen Einzug in Paris, wodurch er dem kurzen, faulen Frieden ein Ende machte.

Blücher faßte diesmal festen Fuß in Belgien. Ihm zur Seite standen die Engländer unter Wellington. Napoleon warf sich zunächst auf Blücher; es begann am 16. Juni die mörderische Schlacht bei Ligny. Fünf furchtbare Stunden wütete bei stechender Sonne und schwüler Luft der Kampf. Bis in die Stuben und auf die Treppen der Häuser wurde mit Bajonett gefochten. Zuerst waren die Preußen im Vorteil, und gewiß hätten sie schon hier gesiegt, wenn Wellington seinem Versprechen gemäß zur Stelle gewesen wäre, und der übrige Teil des preußischen Heeres unter Bülow hätte heranrücken können. Die große Anzahl der Feinde gewann die Oberhand. Blücher ward das Pferd unter dem Leibe erschossen; er selbst wurde von dem Sturze so betäubt, daß er bewußtlos unter dem Tiere liegen blieb. Sein Adjutant, der treue Nostiz, sprang hinzu und stellte sich mit gezogenem Degen an des Fürsten Seite, bis Preußen und Franzosen in Dampf und Schmutz dicht an ihm vorüber gejagt waren. Es gelang ihm, den Feldherrn zu retten. Mit einbrechender Dunkelheit ordnete Blücher den Rückzug; Napoleon wagte nicht, die Preußen zu verfolgen. Bülow hatte sich unterdessen mit Blücher vereinigt. Ungebrochnen Mutes, ruhig seine Pfeife auf einem Strohbunde rauchend, dachte er nur daran, die Scharte auszuwetzen. Napoleon war mittlerweile mit seiner ganzen Macht gegen die Engländer gerückt, die bei Waterloo, in der Nähe Brüssels, standen. Wellington wandte sich in seiner Bedrängnis an Blücher und bat diesen, ihn mit zwei Heerhaufen zu unterstützen. Blücher ließ ihm antworten: „Nicht mit zwei Haufen, sondern mit dem ganzen Heere werde ich kommen!" Obgleich noch wund und lahm, brach er dennoch sofort auf. Schon die ganze Nacht vom 17. zum 18. Juni hatte es unaufhörlich stark geregnet. Die Wege waren kaum gangbar, die Brücken weggerissen, das Wasser stand überall fußhoch. Als Blücher diese Wirkung des Regens sah, sagte er: „Seht da, unsere Verbündeten von der Katzbach! Da sparen wir dem König viel Pulver." Der Regen hemmte aber mehr und mehr das rasche Vordringen der Kolonnen. „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" rief Blücher beständig und zeigte sich überall, wo eine

Stockung entstand. „Wir müssen vorwärts; ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen.“ Es war aber auch die höchste Zeit, daß die Engländer Hilfe erhielten. Gegen 4 Uhr zeigten sich auf den fernen Höhen im Rücken der Franzosen die ersten preußischen Truppen. Ihr Kanonendonner rollte von den Hügeln hinab ins blutige Gefilde und flößte den Engländern neuen Mut ein. Napoleon mußte seine Streitmacht teilen. Noch einmal entspann sich ein furchtbarer, mörderischer Kampf; doch vermochten die Franzosen nicht mehr, der Tapferkeit ihrer Gegner zu widerstehen. Die große Entscheidungsschlacht von Waterloo war geschlagen. Blücher zog am 7. Juli zum zweiten Male in Paris ein, und dem Kaiser der Franzosen, der in seinem maßlosen Ehrgeize ganz Europa unter seinen Willen hatte beugen wollen, ward die kleine Felseninsel Helena zum Aufenthalte angewiesen.

Aber wie in dem ersten Pariser Frieden scheiterten die gerechten Ansprüche der deutschen Staatsmänner und Patrioten auch jetzt wieder an dem Widerspruche der übrigen Mächte. Elsaß und Lothringen, welches Blücher an Deutschland zurückzugeben verlangte, blieb den Franzosen. Die Diplomaten glaubten, auf diese noch immer zarte Rücksichten nehmen zu müssen, wie solche Frankreich niemals gekannt hat. Blücher hielt seinen Unwillen gegen die „Diplomatiker“ nicht zurück, und bei einem Festmahle, welches Wellington den in Paris anwesenden Ministern, Staatsmännern und Generalen gab, brachte er einen mit edlem Freimute ausgesprochenen Trinkspruch aus, welcher lautete: „Möge die Feder der Diplomatiker nicht wieder verpfuschen, was die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung errungen haben“. Leider blieb dieses Wort unbeachtet. Preußen, welches die meisten Opfer gebracht und zum Sturze Napoleons das meiste beigetragen hatte, kam am schlechtesten weg.

Blücher lebte nach dem Frieden still und zurückgezogen auf dem schönen Gute Krieblowitz in Schlesien, welches ihm der König für seine treuen Dienste geschenkt hatte. Am 12. September 1819 starb er daselbst, ruhig und gottergeben, für alle Zeiten ein leuchtendes Beispiel entschlossenen Mutes und begeisterter Vaterlandsliebe, edler Herzensgüte und edler Menschlichkeit. Kurz vor seinem Tode war der König herbeigeeilt, um seinem treuen Diener den letzten Scheidegruß zuzurufen. Den Sockel des Standbildes, welches ihm aus Erz in Rostock gesetzt worden ist, ziert die kurze, aber vielsagende Inschrift, von Goethe verfaßt:

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß —
So riß er uns vom Feinde los.“

Das Lied vom Schill.

1. Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Die dürsteten alle Franzosenblut.

2. Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, gesegn' euch Gott jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß.

3. So ziehet der tapfre, der mutige Schill,
Der mit den Franzosen schlagen sich will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

4. Bei Dodendorf färben die Männer gut
Das Magdeburger Land mit französischem Blut.
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

5. Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen heraus;
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrein.

6. Auf Stralsund stürmte der reisige Zug —
O Franzosen, verstündet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

7. Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Wo der Wallenstein weiland verlegen sich hat,
Wo der zwölfte Karolus im Tore schlief.
Jetzt liegen ihre Mauern und Türme tief.

8. O weh euch, Franzosen! wie mähet der Tod!
Wie färben die Reiter die Säbel rot!
Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu säbeln, das deucht ihnen gut.

9. O Schill! o Schill! du tapferer Held;
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viel' ziehen zu Lande; es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher.

10. O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was sprengst du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
In Stralsund, da sollst du begraben sein.

11. O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zugrund;
Eine Kugel durchbohret das treueste Herz,
Und Buben, sie treiben mit Helden Scherz.

12. Da schreiet ein frecher Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt.“

13. So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenspiel, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

14. Sie schnitten den Kopf von dem Rumpfe ihm ab
Und warfen den Leib in ein schlechtes Grab;
Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

15. Da schläft der fromme, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt;
Doch hat er auch keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.

16. Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwingt ein Reiter sein blankes Schwert,
So rufet er immer: „Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzosen Euch rächen will.“

Schon vor dem allgemeinen Aufstand des Jahres 1813 gab es Männer, die in glühendem Haß gegen die fremden Dränger auf eigene Faust die französischen Fesseln zu zerbrechen suchten. Zu diesen Männern gehörten außer dem Major Schill auch Katt und Dörnberg. Im Jahre 1809 versuchten dieselben im Norden Deutschlands eine Schilderhebung, Katt in der Altmark, Dörnberg in Hessen, um dieses Land von Hieronymus Bonaparte zu befreien. Schill, der tapfere Reitersmann, der bereits aus der düstern Zeit von 1807 durch seine verwegenen Streifzüge und durch seine Teilnahme an der Verteidigung Kolbergs einen glänzenden Ruf sich erworben hatte, brach von Berlin auf. Es war nicht seine Art, untätig zu sitzen und abzuwarten, und der stattliche, lebensfrische Mann von 36 Jahren schien ganz die rechte Persönlichkeit zu sein, eine Volkserhebung, ähnlich der in Tirol und Spanien, zu veranlassen. Sein zauberisches, gewinnendes Wesen, seine unübertroffene Tapferkeit, seine natürliche Gabe der Beredsamkeit waren ganz geeignet, ihn zum Liebling des Volkes zu machen, das ihm denn auch überall, wo er sich zeigte, seine Huldigung und Bewunderung darbrachte, ja ihn fast abgöttisch verehrte, so daß er des Glaubens lebte, er brauche sich nur zu zeigen, um das Volk zu den Waffen zu rufen und

die Armee, ja selbst den König zum Kampf an der Seite Österreichs fortzureißen.*)

Es war am 28. April des Jahres 1809, als er mit seinem Regimente, 600 Mann stark, zum Halleschen Tore in Berlin hinausritt. Keiner ahnte etwas von seinem kühnen Vorhaben. Unter verschiedenen militärischen Bewegungen und Übungen war man in die Nähe von Potsdam gekommen. Da ließ Schill das Regiment Halt machen und verkündete ihm in begeisterter Rede seinen Entschluß, den Kampf aufzunehmen gegen die Gewalt des fremden Tyrannen, das Land von dem Feinde zu säubern und nicht eher zu ruhen, bis dem geliebten Könige auch das letzte Dorf wieder erobert sei. Ein Jubelruf der Begeisterung war die Antwort. Alle erklärten sich bereit, zu folgen, die meisten in dem Glauben, daß sie nur der Vortrab des preußischen Heeres seien, das ihnen bald nachrücken würde.

So ziehet der tapfere, der mutige Schill,
Der mit den Franzosen schlagen sich will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Die Kriegsbehörden in Berlin schienen anfangs in dem Ausrücken der Schar nur einen unerwarteten Übungsmarsch zu sehen und sandten daher einen Offizier an Schill, ihm seine Eigenmächtigkeit zu verweisen und ihn zurückzurufen. Die Sendung war fruchtlos; in der Nacht des 29. April kamen sogar noch 300 Freiwillige zu Fuß nach. So zog das kleine Korps, „dürstend nach Franzosenblut",

*) Die zum Verständnis des Gedichts mitgeteilten Ereignisse sind Häussers Geschichte entnommen. Zur Biographie Schills sei noch bemerkt, daß derselbe am 6. Januar 1776 zu Wilmsdorf bei Dresden geboren wurde und der Sohn eines tapferen Rittmeisters war, der später in preußische Dienste überging, zum Oberstleutnant aufrückte und auf seinem Gute Sothof in Oberschlesien, wo unser Held seine Kindheit verlebte, starb. Mit dem 16. Jahre schon trat Schill als Husar in dasselbe Regiment, in dem sein Vater gedient hatte. In der unglücklichen Schlacht bei Jena focht er wie ein Verzweifelter, bis er aus vielen Wunden blutend besinnungslos zur Erde sank. Kaum von seinen Wunden etwas genesen, ging er nach Kolberg, wo er mit Nettelbeck dafür sorgte, die Stadt in einen verteidigungsfähigen Zustand zu setzen, und kühne Streifzüge unternahm. Dann begab er sich nach Schweden, um den König Gustav IV. zu bewegen, den mit den Franzosen geschlossenen Frieden für nichtig zu erklären. Die Umgestaltungen, welche ausgangs 1807 in der Bildung des preußischen Heeres vorgenommen wurden, brachten auch dem Schillschen Korps eine neue Gestalt. Die Kavallerie bildete das 2. brandenburgische Husarenregiment, bei welchem Schill zum Oberbefehlshaber und Major ernannt wurde. Als Ende 1808 der König wieder nach Berlin zurückkehrte, wurde dem Korps Schills die ehrenvolle Bestimmung, einen Teil der Besatzung der Stadt zu bilden und als die ersten in die Stadt einzuziehen. Vor allen Kriegern wurde dieses Korps von den Berlinern am meisten gefeiert. Schill galt ihnen als der wahre Held, als der eigentliche Retter des Vaterlandes.

gen Wittenberg und dann nach Dessau, wo Schill zuerst die deutsche Bevölkerung zum Aufstand gegen Napoleon aufrief und sie aufforderte, zu den Sensen und Piken zu greifen, wo die Gewehre fehlten. In gutem Glauben verkündete er die Siege der Österreicher an der Donau und verwies auf die Erhebung der Hessen. Nur zu bald sollte er erfahren, daß die Nachrichten von den vermeinten Siegen falsch waren. Von Dessau ging nun sein Marsch nach Bernburg. Kleinere Abteilungen wandten sich nach Halle und Cöthen; hier wurden dem franzosenfreundlichen Fürsten Waffen und Pferde weggenommen, seine Leibgarde aufgelöst und ein Teil zum Eintritt in Schills Dienst bewogen. Erst jetzt, am 4. Mai, erhielt Schill die Nachricht von dem traurigen Ausgang der Kämpfe in Österreich; sie trafen zusammen mit der Kunde, daß auch in Hessen schon alles vorüber sei, und mit einer ernsten und drohenden Mahnung von Berlin, sofort umzukehren. In einem Kriegsrat, den er hielt, verbarg er den Kameraden die Lage nicht; aber die Offiziere entschieden sich, den Kampf weiterzuführen und dem Feinde, der von Magdeburg her sich gegen die Schar in Bewegung setzte, entgegenzuziehen. So kam es denn etwa eine Meile von Magdeburg zu dem in der 4. Str. unseres Gedichts erwähnten Treffen bei Dodendorf. Schills Korps traf am 5. Mai hier ein; es zählte im ganzen 400 Husaren, 60 reitende Jäger und 40—50 Fußgänger. Ihnen gegenüber standen vier westfälische und zwei französische Kompanien. Der Kampf war heiß, eine Menge Leute auf der feindlichen Seite wurden getötet, 170 Mann gefangen und eine ansehnliche Beute an Gepäck, Waffen und Fahnen gemacht; aber an eine ernstliche Bedrohung Magdeburgs konnte Schill doch nicht denken. Er zog daher um Magdeburg herum nach Stendal und von da nach Mecklenburg, um die Seeküste zu erreichen, damit er im Falle des Mißlingens seiner Pläne auf der englischen Flotte, auf deren Hilfe er leider vergebens gehofft hatte, eine Zuflucht sich sichern könnte. Auf dem Marsche nach Mecklenburg ward ihm noch die freudige Überraschung zuteil, daß sich etwa 160 Mann Infanterie zu ihm gesellten, die heimlich von Berlin aufgebrochen waren. Aber durch die trüben Nachrichten aus Österreich war schon allerwärts die Zuversicht im Volke erschüttert, zumal kein Zweifel mehr darüber blieb, daß Schill ganz auf eigene Faust handelte und sein Unternehmen das Geschick Preußens leicht verschlimmern konnte. Die tätige Teilnahme blieb tief unter der Erwartung; auf einen Aufstand in Masse, auf den man gezählt hatte, war zunächst nicht zu hoffen. Die Zeit war dazu noch nicht reif. Dennoch verlor der kühne, unternehmungslustige Mann den Mut und die Kampfesfreudigkeit nicht. Am 15. Mai überfiel er mit seiner tapferen Schar die kleine Festung Dömitz in Mecklenburg (Str. 5), ließ dort eine kleine Besatzung von 400 Mann

zurück und setzte sich nun gegen Stralsund in Bewegung, aus dem er ein zweites Saragossa zu machen gedachte, dessen heldenmütige Verteidigung im spanischen Volkskrieg damals alle Welt erfüllte. Aber jetzt zogen von allen Seiten sich die Wetterwolken zusammen. Napoleon hatte 60 000 Mann, welche die Elbe decken sollten, zur Beobachtung entsandt, und was von holländischen Truppen an beiden Ufern der Weser verteilt stand, sollte General Gratien schleunigst zusammenziehen und damit ebenfalls nach der Elbe aufbrechen. Schills Korps hatte er für eine Räuberbande erklärt, und der König Jerome hatte bereits auf den Kopf des Führers einen Preis von 10000 Franken gesetzt, eine Verfügung, welche Schill dadurch beantwortete, daß er auf Jeromes Haupt einen Preis von 100000 Franken setzte. Durch verschiedene Scheinbewegungen suchte er das feindliche Korps Gratiens zu täuschen und stand plötzlich vor Stralsund, wo er die Besatzung mit einem kühnen Angriff überraschte und nach hartnäckigem Kampfe auseinandersprengte. Zahlreiche Geschütze, Munition und andere Kriegsbedürfnisse waren eine erwünschte Beute. Schill schöpfte neuen Mut; er dachte an den ruhmreichen Widerstand, den die Stadt einst gegen Wallenstein geleistet, dachte an Karl XII. von Schweden. Rasch wurden die beschädigten Festungswerke hergestellt, um die Anrückenden gut gerüstet zu empfangen. Tag und Nacht wurde gearbeitet. Aber Schill hatte nur 1800 Mann dem Feinde entgegenzustellen, worunter fast die Hälfte Reiterei. Mißtrauisch gegen fremden Rat unterließ er es, die schon in Anmarsch begriffenen, sorglos aufgestellten Truppen des Feindes mit der Reiterei in ihren Lagerplätzen zu überfallen, worauf die 10. Str. unseres Gedichts hinweist. Außer den Truppen Gratiens ließ nun auch noch der „Däne, die tückische Schlange" (Str. 9), in feiger Wohldienerei für den französischen Kaiser, 1500 Mann gegen Stralsund marschieren. Unbemerkt zogen diese dienstwilligen Schergen Napoleons von der Seeseite gegen die Stadt. In einem heftigen Sturmangriff erzwang jetzt der überlegene Feind den Zugang, erstieg die Werke und nahm die Geschütze. Die kleine Besatzung, in die Stadt zurückgeworfen, leistete Mann für Mann hartnäckigen Widerstand, ward aber von dem stärkeren Feinde weiter und weiter nach dem Markte gedrängt. Hier stand nach Schills Anordnung die Reiterei im Rückhalt, während er selbst die Verteidigung am Tribseer Tor leitete. Da dieses nicht mehr zu halten war, kam er herangesprengt, raffte, was er von Husaren und reitenden Jägern noch fand, zusammen und warf in verzweiflungsvollem Mute alles vor sich nieder, was ihm entgegenstand. Aber schon drängte der Feind in immer dichteren Massen in die Stadt herein; alle Straßen füllten sich; bald war kein Ausgang mehr offen. In diesem fürchterlichen Gewirr, wo jeder das schon verwirkte Leben so teuer als möglich zu verkaufen suchte, hat auch Schill sein Ende gefunden.

Man hat ihn noch gesehen, wie er, von einigen seiner Getreuen umgeben, im gestreckten Galopp und mit geschwungener Klinge durch die Gassen sprengte und alles, was sich vom Feinde zeigte, vor sich niederwarf, bis er selbst, von einer tödlichen Kugel getroffen, niedersank. Nachdem sein Leichnam aufgefunden und erkannt war, wurde das Haupt vom Rumpfe gelöst (Str. 14), in Weingeist aufbewahrt, wie der Kopf eines Mörders oder Ungeheuers, und nach Kassel, dann nach Leyden in das naturhistorische Museum gebracht, der Rumpf aber wie der Leib eines Missetäters auf einem Leiterwagen auf Stroh gelegt, nach dem Kirchhof St. Jürgen ohne alle militärischen Ehrenbezeugungen gefahren und daselbst in einem Winkel verscharrt (Str. 13). Wenn der Dichter klagt: „Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt", so ist diese Klage und Anklage später gehoben und die Schuld getilgt worden. Ein schönes Denkmal schmückt jetzt die Stelle des Kirchhofs zu Stralsund, wo der „fromme, tapfere Held schläft" — auch sein Haupt ist, nachdem es zwei Jahrzehnte lang zum Beschauen schmachvoll ausgestellt war, 1837 der Stadt Braunschweig überliefert worden, woselbst vierzehn von den Kampfgenossen Schills vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen worden sind. Auch diesen Tapferen, die man ohne Zittern in den Tod gehen sah, ward im Jahre 1836 ein schönes Denkmal errichtet, bei deren Gebeinen Schills Haupt ruhet. Außer jenen vierzehn wurden vor Wesel auf dem Exerzierplatz am 16. September 1809 elf Offiziere von Schills Korps erschossen. Es waren meistens noch blutjunge Leute; dennoch gingen sie standhaft dem Tode entgegen. Stehend und mit unverbundenen Augen erwarteten sie die feindlichen Kugeln; sie brachten ihrem König noch ein Hoch und kommandierten dann Feuer! Im nächsten Augenblick lagen zehn tot am Boden; der elfte, v. Wedell mit Namen, erst 23 Jahre alt, aus Braunsfort in Pommern gebürtig, war nur am Arm verwundet; er riß die Weste auf und rief, auf sein Herz deutend: „Hier sitzt das preußische Herz." Einen Augenblick später hatte auch er ausgelebt. Diesen elfen ist im Jahre 1835 an der Stelle, wo sie starben, ebenfalls ein Denkmal gesetzt. Von den Gefangenen wurden viele unter die Galeerensklaven nach Cherbourg und Brest gebracht oder eingekerkert und zum Teil erst erlöst, als das Bonapartesche Regiment zusammengebrochen war.

So hat das kühne, aber verfrühte Unternehmen Schills ein höchst tragisches Ende gehabt. Einen glücklicheren Erfolg hatten die Freikorps, welche sich im Jahre 1813 bildeten. Die Verhältnisse waren um diese Zeit ganz andere und viel günstigere. Der König hatte bereits einen Aufruf an das gesamte Volk erlassen, die allgemeine Wehrpflicht war eingeführt, eine Reform im Staatswesen eingetreten, die Opferwilligkeit des Volks eine größere geworden, die Freikorps standen unter der Aufsicht des obersten Kriegsherrn, und Preußen

57626

hatte Verbündete. Schills Unternehmen ist jedoch trotz seines unglücklichen Ausgangs nicht vergebens gewesen. Das Blut der Märtyrer ward auch hier der Samen für eine heilige, große Sache. Ihr unvergleichlicher Heldenmut blieb in dem Gedächtnis der Mitlebenden so frisch wie die grollende Erinnerung an die blutige Rache des Siegers und stachelt immer von neuem den patriotischen Eifer auf gegen die verhaßte Gewalt und ihre Träger, also daß sich erfüllte, was Arndt am Schlusse seines Liedes singt:

„Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwingt ein Reiter sein blankes Schwert,
So ruft er immer: Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzosen Euch rächen will."

Wie das vorausgegangene Lied Arndts, so ist auch dieses in Sinn und Art eines Volksliedes gehalten. Was räumlich und zeitlich auseinanderliegt, ist so nahe zusammengerückt, daß man es leicht überschauen kann. Der springende Fortschritt der Erzählung, welche die Kreuz- und Querzüge des Helden ganz außer acht läßt und nur die Hauptereignisse mitteilt und auch diese ohne ein eingehendes Bild der einzelnen Schlachtszenen, ist ganz volkstümlich. Dem Dichter kam es weniger darauf an, einen getreuen Bericht der Ereignisse zu geben, die ohnedies beim Erscheinen dieses Liedes allen noch im Gedächtnis waren, als vielmehr dem Nationalgefühl einen wirksamen Ausdruck zu verleihen. Daher sind die mitgeteilten Ereignisse überall in die patriotischen Empfindungen der Begeisterung und der Liebe, des Hasses und des Spottes getaucht. Die lyrische Beimischung, die in der zweiten Hälfte des Gedichts einen elegischen Ton annimmt — daher das oft wiederkehrende „O" — macht dasselbe eben zu einem Liede, wodurch es sich wesentlich von den Rhapsodien unterscheidet. Keiner hat mit solcher Glut des Herzens das eigene patriotische Selbstgefühl so mächtig in seine Dichtungen hineingelegt, wie Arndt, dieser Blücher der Feder, keiner so unverhohlen seine Stoffe mit glühendem Hasse getränkt, als er, ganz so, wie er aus seinem Nachtwächterhäuschen in Reichenbach singt:

„Wer nicht liebet und haßt, lebt den erbärmlichsten Tod!"

Auch das vorliegende Gedicht ist reich an Liebe, wie an Haß. Es ist nicht nötig, auf einzelne Stellen noch besonders aufmerksam zu machen; sie finden sich in jeder Strophe. Arndt, ein Feind aller romantischen Weichlichkeit, hat auch das bejammernswerte Ende seines Helden ohne alle rührselige Anwandlung behandelt, mit dem gesunden Schluß, Rache zu nehmen für die empörende Behandlung des Toten.

Außer Arndt haben noch andere Dichter, z. B. Schenkendorf, Paul Pfizer, Stägemann, die Heldengestalt Schills in Liedern ge-

feiert und den Geist des Hingeopferten heraufbeschworen, wenn es galt, zur Rettung des Vaterlandes in den Tod zu gehen. Klagend und mahnend zog nicht lange nach des Helden Fall das Lied eines unbekannten Dichters durch Deutschlands Gaue: „Nicht um mich, ihr tapfern Kriegsgenossen, weint um ein entartetes Geschlecht".

Die Leipziger Schlacht.

„Wo kommst du her in dem roten Kleid
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?"
„Ich komm' aus blutigem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich so rot."

„Sag an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?"
„Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Tränen macht;
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig, der Stadt."

„Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?"
„Es kamen Völker aus aller Welt,
Die zogen gegen Frankreich aus,
Die Russen, die Schweden, die tapfern Preußen
Und die nach dem glorreichen Österreich heißen,
Die zogen all' aus."

„Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wem ward der Preis mit der Eisenhand?"
„Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Welschen hat Gott verweht wie den Sand;
Viele Tausende decken den grünen Rasen,
Die übriggebliebnen entflohen wie Hasen,
Napoleon mit."

„Nimm Gottes Lohn! habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Zimbeln hell,
Habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht!"

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheint der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

Arndts Lobgesang auf die Völkerschlacht bei Leipzig, durch welche die bedrückten Nationen endlich das Joch des französischen Gewaltherrn abschüttelten! Kein Wunder, daß der Dichter da ein Lied im höhern Chor anstimmt, daß er den vollsten Griff in die Harfe tut, dessen das Instrument fähig ist. Ein Späterer — Emanuel Geibel — hat eine blutige Entscheidung von gleicher nationaler Bedeutung, die Schlacht bei Sedan, mit seinem Gesange verherrlicht, indem er zu einem weihevollen Hymnenton griff und sich alttestamentlicher und apokalyptischer Bilder bediente, wodurch er der Größe seines Gegenstandes gerecht zu werden versucht.*) Anders ist der Weg, den Arndt einschlägt, um eine gleich große, erhabenene Wirkung hervorzubringen. Er legt seinem Sang die Fiktion zugrunde, ein Teilnehmer an der Schlacht kehre soeben daraus zurück und begegne einem andern Manne, der noch gar nichts von der Schlacht gehört habe. Dadurch erreicht es der Dichter, daß eine Art dramatischer Bewegtheit in die Darstellung kommt, ja, daß das, was sonst vielleicht nichts als schwungvolle Deklamation wäre, nun erst „Darstellung" wird. Er bedient sich dabei desselben Mittels wie die nordische Ballade, die auch oft in Frage und Antwort verläuft und dadurch gleichsam auf dem Kothurn einherschreitet. Man denke nur an die schottische Ballade „Edward", an deren Anfang: „Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot?" unser Gedicht überhaupt erinnert.

Folgendes sind die Fragen, die der Uneingeweihte an den heimkehrenden Krieger richtet: 1.) Woher kommst du? 2.) Wo fand die Schlacht statt? 3.) Welches waren die kämpfenden Völker? 4.) Wer siegte? Die 5. Strophe enthält dann den Dank des durch den Bericht so hoch Erfreuten, und die 6. einen Lobpreis der Stadt Leipzig, die man sich wohl dem Chore der umstehenden Zuhörer in den Mund gelegt denken darf. Natürlich durfte der Dichter keine trockene, rein sachliche Antwort auf die obigen Fragen geben, sonst hätte er einen Zeitungsbericht, aber kein Gedicht zustande gebracht. Und eben auf die Form der Fragen und Antworten haben wir bei der Betrachtung der einzelnen Strophen unser Hauptaugenmerk zu richten.

*) Vgl. „Zum 3. September 1870" S. 332 dieses Bandes.

1. Der Ankommende wird als der mit dem roten Kleid begrüßt, der das Gras mit seinem Blute rot färbt. Das ist natürlich eine poetische Übertreibung; aber sie erfüllt ihren Zweck, indem solchergestalt sogleich ein hoher, ernster Ton angeschlagen wird. Die Antwort des Kriegers enthält zunächst einen Parallelismus („Ich komm' aus blutigem Männerstreit, ich komme rot von der Ehrenbahn"), um sodann die eigentliche Antwort zu geben und sogleich eine Klage daran zu knüpfen („Drob müssen die Mütter und Bräute klagen").

2. Die zweite Frage schließt sich logisch an die erste an (wie auch im folgenden der Fortschritt immer streng denkgerecht ist). „Sag an, Gesell, und verkünde mir" — ein Pleonasmus, der als Einleitung zu der eigentlichen Frage besonders feierlich wirkt. Die Antwort bleibt nun keineswegs an der Frage haften (etwa: „Bei Leipzig schlug man die blut'ge Schlacht"), sondern sie ergeht sich freier und erhebt sich sogleich zu selbständiger Darstellung: „Bei Leipzig trauert das Mordrevier, das manches Auge voll Tränen macht". Das Folgende: „Da flogen die Kugeln wie Winterflocken" ist wieder poetische Übertreibung, und wieder höchst wirksam. So redet man ja auch von einem „Kugelregen", und Liliencron, in noch viel kühnerem Bilde, von einem „Wolkenbruch der Feindesklingen".

3. Jetzt begehrt der Unkundige zu wissen, welches die Völker waren, zwischen denen die Schlacht stattfand, — die Völker, „die zogen ins Todesfeld" (wieder ein anderer Name für Schlachtfeld), „und ließen fliegende Banner aus?" An den Fahnen mit ihren nationalen Farben erkennt man ja am ehesten die Nationalitäten. Die Antwort lautet diesmal ganz schlicht berichtend; selbst mit den Beiwörtern geht der Dichter sparsam um. Nur die Preußen werden „tapfer" geheißen, und Österreich erhält das herrliche Beiwort „glorreich". In diesem einzigen Wort spiegelt sich aufs deutlichste die damalige Stimmung gegen den Bundesgenossen wieder, unter dessen drückender Vorherrschaft später alle frei- und einheitlichen Regungen erstickt werden sollten. Schon in seinem volkstümlichsten, seiner Zeit vielgesungenen Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?" erteilt der Dichter Österreich den unverwelklichen Ruhmeskranz: „An Siegen und an Ehren reich".

4. Wieder eine Doppelfrage. Besonders schön „der Preis mit der Eisenhand". Der Krieg verkörpert gedacht als ein eisengepanzerter Riese, der Sieg und Niederlage mit der Erzhand verteilt. In der Antwort werden die Franzosen die „Welschen" genannt. Ursprünglich bloß für die Italiener bestimmt, die ja während des ganzen Mittelalters in so verhängnisvollen Beziehungen zu den Deutschen standen, wurde das Wort später auch auf die Franzosen, ja auf die romanischen Nationen überhaupt ausgedehnt und immer dann angewandt, wenn man seinem Haß und seiner Verachtung Luft machen

wollte. Auch sonst ist die Antwort von starkem Gefühl durchtränkt: In den kräftigen und höhnischen Ausdrücken: „zerstreut wie die Spreu", „verweht wie Sand", „entflohen wie Hasen" hören wir die Freude über die Vertilgung der Unterdrücker herausjubeln, und der Schluß: „Napoleon mit" drückt dem Ganzen das Siegel auf.

5. Überschwänglich wie die Freude des Berichterstatters ist auch der Jubel des Hörers. Ihm kam die Botschaft wie eine himmlische Musik, wie Trompeten-(Zimbel-)klang vor; dabei muß man alles Trauern und Klagen vergessen. Eine solche Frohkunde wird unvergessen sein bis zu den spätesten Tagen.

6. Nun nimmt der Dichter selbst das Wort zum Preise der Stadt Leipzig, der freundlichen „Lindenstadt", wie ein alter, schmückender Beiname der schönen Stadt an der Pleiße lautet.*) Ein „leuchtendes Ehrenmal" sei diese Schlacht für sie. Man kann an ein Mal auf der Wange, eine Narbe, denken, in ehrlichem Kampfe erworben, aber auch an ein Denkmal, gleichsam ein ewig brennendes Höhenfeuer. Letzteres stimmt sehr gut zusammen mit der lange geübten Gepflogenheit, alljährlich zum 18. Oktober auf den Bergen Holzstöße in Flammen zu setzen. Jedenfalls ist des Dichters Weissagung, daß noch der späteste Enkel die Leipziger Schlacht preisen werde, in Erfüllung gegangen, und das großartige Völkerschlachtdenkmal, das man zur Hundertjahrfeier des großen Ereignisses auf dem Schlachtfeld von Leipzig errichtet hat, besagt, daß die Erinnerung an die Schlacht noch Jahrhunderte im Volke lebendig bleiben wird.

Arndts Gedicht „Die Leipziger Schlacht" ist eine seiner glücklichsten Schöpfungen. Es wird viel zu wenig in unsern Schulen gelernt. Mit verteilten Rollen vorgetragen, wird es bei vaterländischen Aufführungen noch heute eine packende Wirkung hervorbringen.

Bundeslied.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir sind hier in ernsten Dingen
Mit hehrem, heiligem Gefühl;
Drum muß die volle Brust erklingen,
Ein volles, helles Saitenspiel.

*) Leipzig soll von wendischen Sorben gegründet und auch von diesen seinen Namen erhalten haben: Lipa = Linde.

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Majestät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und steht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt!

Das dritte, deutscher Männer Weide!
Am hellsten soll's geklungen sein!
Die Freiheit heißet deutsche Freude,
Die Freiheit führt den deutschen Reih'n;
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Für sie um großen Tod zu werben
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

Das vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue!
Es lebe deutscher Glaube hoch!
Mit diesen wollen wir's bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort:
Führwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

Unter Arndts Gesängen, deren eigentliche Muse die vaterländische Begeisterung war, ist das vorstehende Bundeslied der einzige, der sich auch unter Erwachsenen bis in die Gegenwart lebendig erhalten hat. Er dankt dies gewiß nicht der ziemlich simpeln Melodie Hanitschs, auf die er gesungen wird, sondern seinem goldechten Inhalt, der wie edler Wein mit den Jahren nur immer feuriger zu werden scheint. An guten Gesellschaftsliedern haben wir überhaupt keinen Überfluß, und gerade die Männerchorliteratur ist arm an wertvollen, ernsten Stoffen. Um so mehr sollte man das Vorhandene pflegen, und es ist eigentlich zu verwundern, daß sich unter den neueren Komponisten noch keiner gefunden hat, der diesen Arndtschen Weihesang würdig in Musik gesetzt hätte. Oder sollte es ihm gehen wie etwa Schillers „Lied an die Freude", mit dem er im Ton so viel Ähnlichkeit hat und das außer der kindlichen Vertonung durch einen Unbekannten und der wenig glücklichen Komposition in Beethovens Neunter ebenfalls noch keinen Vertoner gefunden hat?

Denn ein echtes Freudenlied, ein Hymnus an die höchsten Güter deutscher Männerbrust ist auch das Arndtsche Bundeslied. Gott, Vaterland, Freiheit, Glaube und Treue, das sind die Güter, in deren glücklichem Besitze sich der Dichter weiß (das Lied ist 1814 entstanden) und um deren Erhaltung er glühenden Herzens bittet. Der edelsten Geselligkeit ist das Lied gewidmet, welche immer einen ernsten Endzweck hat. Und handele es sich nur um einen Gesangverein, so heißt es doch: „Wir sind hier in ernsten Dingen, mit hehrem, heiligem Gefühl." Dies Wort sollte in den langen Jahren nationaler Bedrückung, die nun folgten, noch eine ganz andere Bedeutung erhalten: Man weiß, wie sich die mit Kerker- und Todesstrafe bedrohten, auf ein einheitliches deutsches Kaisertum hinzielenden Bestrebungen in die Sänger- und Schützenvereine flüchten mußten, und wie diese dadurch beträchtlich an ethischem Gehalt gewannen.

Die zweite Strophe ist ein herrlicher, überströmender Lobpsalm auf den Weltenherrn. Das ist ja gerade das Große und Einzige an jenen alten Freiheitskriegern und -sängern, daß sie in der Abschüttlung des gewaltigen Feindes ein unmittelbares Eingreifen Gottes erblickten. Das war noch unverletzte, naive, alttestamentlich-reformatorische Frömmigkeit! Und zu welch herrlichen Bildern steigert diese das schaffende Vermögen unseres Dichters: „Der unserer Feinde Trotz zerblitzet" — mit seinen Blitzen herniedergefahren ist zwischen den Trotz der Feinde — „und auf den Sternen waltend sitzet von Ewigkeit zu Ewigkeit"; „Brüder überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen" sang dreißig Jahre früher Deutschlands nationalster Dichter im Rosental zu Leipzig.

Und so schließt sich bei unserm Dichter Wunsch an Wunsch,

Lobpreis an Lobpreis. Des „Vaterlandes Majestät" — nicht der Majestät eines seiner großen oder kleinen Machthaber — gilt sein zweiter Wunsch, der geliebten Freiheit, der so heiß ersehnten und so schwer errungenen, sein dritter, der deutschen Treue, dem deutschen Glauben (Treu' und Glauben gehören hier zusammen, gemeint ist nicht etwa wieder der religiöse Glaube, der ja schon in Str. 2 seine Stelle gefunden hat), um derentwillen ein Tacitus schon unsere Vorfahren rühmte, sein vierter.

Und zu einem gewaltigen Schlußakkord steigert sich des Dichters geistgesalbtes Schaffen in der letzten Strophe. „Das Wort, das unsern Bund geschürzet" — das Wort von der Freiheit und der Treue, von Gott und Vaterland — „das sei gehalten und geglaubt." Kein Teufel soll uns dieses Heil rauben, kein Tyrannentrug soll es uns kürzen! Wahrlich, es war nötig, sich mit solchen eisernen Vorsätzen zu wappnen, denn es hat nicht an den Tyrannen gefehlt, die das deutsche Volk um die Ernte seiner Mühen bringen wollten, es fehlt auch heute noch nicht an ihnen. Denn die Herrschsucht gehört zu den unausrottbaren, zu den Urgelüsten des Menschen, und wer die Macht hat, steht auch stets in Gefahr, sie zu mißbrauchen. Darum hat ja die politische Weisheit der Neuzeit den Regierungen die Volksvertretungen an die Seite gegeben. Aber all diese Einrichtungen werden nichts nützen, wenn sich der deutsche Mann nicht fest auf den Standpunkt Ernst Moritz Arndts stellt: Jeder ein Hort der Freiheit für sich! Es liegt in diesen herrlich trutzigen Worten der alte flammende Teufelshaß eines Luther; wie man dessen „Ein feste Burg" das Kampflied der Reformation genannt hat, so kann man Arndts „Bundeslied" das Kampf- und Weihelied der nationalen Freiheit nennen. Wir können es heute nur mit sehr gemischten Gefühlen lesen!

Man hat sich neuerdings ein wenig überheblich über E. M. Arndt geäußert, und wahr ist ja, daß die echte Muse ihm fremd geblieben ist und die vaterländische Begeisterung allein ihn zum Schaffen angeregt hat. Er hat dies mit Körner und, bis zu einem gewissen Grade, auch mit Schenkendorf gemein. Aber wehe dem Erbärmlichen, der uns die Persönlichkeit Arndts antasten wollte! Sie wahrlich steht über allen Geifer kleiner Nörgler und Gernegroße hoch erhaben! Hätten wir nur mehr solche Männer gehabt, hätten wir nur auch heute noch ihrer recht viele, Männer so kindlich fromm und so heldenstark, Männer so ehrenfest und so bescheiden, Männer so gehorsamstreu und freiheitstrutzig, Männer so durch und durch deutsch wie dieser Arndt: Wahrlich, es stände besser im lieben deutschen Vaterlande, und unsere Hoffnung, aus der tiefsten aller völkischen Erniedrigungen uns wieder zu erheben, wäre größer.

2. Theodor Körner.

Theodor Körner wurde den 26. Sept. 1791 zu Dresden geboren, wo ihm auch auf dem Georgplatze ein von Hähnel modelliertes, schönes Standbild gesetzt ist. Sein Vater war Appellationsrat und der treueste Freund Schillers, mit dem er bis zu dessen Tode im Briefwechsel stand, einem der schönsten, die unsere Literatur besitzt. Schiller, der oft im Hause des Appellationsrats weilte, ist dem Sohne des edlen Mannes das ganze Leben hindurch ein leuchtendes Vorbild geblieben. Im Jahre 1810 bezog Körner, nachdem er zu Freiberg in Sachsen sich zwei Jahre dem Studium der Mineralogie gewidmet hatte, die Universität in Leipzig, wo auch seine ersten dichterischen Versuche erschienen. Um ihn in Verbindung mit einem Kreise edler und gebildeter Männer zu setzen, brachte ihn der Vater 1811 nach Wien, wo damals der mit der Körnerschen Familie befreundete Wilhelm v. Humboldt als preußischer Gesandter sich aufhielt, der neben einem klaren Blick und tiefer Gelehrsamkeit ein echt deutsches Herz voll der edelsten Bildung besaß. Körner, welcher überall schnell die Herzen zu gewinnen verstand, fand denn auch bald in jenem Kreise Aufnahme und schuf während seines kaum anderthalbjährigen Aufenthalts in Wien die ganze Reihe seiner dramatischen Dichtungen, von denen namentlich „Zriny", welche Dichtung mit den glühendsten Worten den Opfermut fürs Vaterland und die Treue bis in den Tod schildert, zündend in alle Herzen schlug. Der große Beifall, welchen seine Dramen fanden, führte für den einundzwanzigjährigen Jüngling eine Auszeichnung seltener Art herbei; er wurde nämlich zum Hoftheaterdichter in Wien ernannt, eine Stellung, die angenehm, ehrenvoll und vorteilhaft zu gleicher Zeit war. Auch beglückte ihn die Liebe zu einer Schauspielerin von seltener Anmut, Antonie Adamberger, die von den Eltern Körners mit Freuden als zukünftige Gattin des Sohnes begrüßt wurde. Die Verbindung beider ward auf eine nicht zu ferne Zukunft festgesetzt. Alles schien sich zu vereinen, unsern Dichter zu dem glücklichsten Menschen zu machen. Da erscholl plötzlich die Kunde von dem Untergange des französischen Heeres in den Schneefeldern Rußlands; ihr folgte der preußische Aufruf zu den Waffen. Und

wie nun das deutsche Volk überall sich zu rüsten begann, da klang es durch des Dichters Seele:

„Ja, es gibt noch eine deutsche Jugend,
Die allmächtig ihre Ketten reißt",

da rief er:

„Ihr Sänger vor!"

und war der Ersten einer, der sich mit dem Schwerte zum Kampfe fürs Vaterland gürtete, obschon er nicht preußischer Untertan war. Vorher schrieb er seinem Vater. Der Brief zeigt das ganze, große edle Herz des Jünglings. Es mögen daher einige Stellen daraus hier Platz finden: „Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, laß mich ihr würdiger Jünger sein! Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! Vor zwei Jahren hätt' ich es so nennen lassen, jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da; er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können; er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die, zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große Herzen, und ich fühl' die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken.

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt; es wird mich jetzo nicht verlassen. Daß

ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf.

Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen auch trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden."

Den 19. März 1813 ließ sich der 22jährige Körner in Breslau in das Lützowsche Korps aufnehmen, in welchem er bald zum Leutnant befördert wurde. Als Adjutant Lützows focht er bei Kitzen, wo er, schwer verwundet, das ergreifende Lied „Abschied vom Leben" dichtete und nur durch seine Geistesgegenwart der Gefangenschaft entging. Unerkannt fand er in Leipzig bei Freunden Aufnahme und Pflege, ging dann zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Karlsbad und trat nun freudigen Mutes wieder in sein Korps ein. Zum letzenmal sang und focht er am 26. Aug. 1813 zwischen Schwerin und Gadebusch unweit Rosenberg. Er dichtete hier nach einem langen und beschwerlichen Nachtmarsche bei den ersten Strahlen der Sonne sein herrliches „Schwertlied", las es den Freunden vor, entflammte sie damit zu todesfeuriger Begeisterung, sprengte zum Kampfe vor und — fiel, getroffen, o Schmach, von der Kugel eines Deutschen der Rheinbundfürsten, welche damals die Waffen unter dem französischen Adler gegen ihr eigenes Vaterland trugen. Er fiel an demselben Tage, an welchem Blücher einen entscheidenden Sieg an der Katzbach erfocht, am 26. August 1813. In der Morgenstunde des genannten Tages ward nämlich dem Major von Lützow das Herannahen eines feindlichen Transports von Munition und Lebensmitteln gemeldet, und sofort wurde beschlossen, den Zug aufzuheben. Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin kam es zum Gefecht. Der Überfall gelang vollständig. Die Truppen, welche den Transport begleiteten, wandten sich zur Flucht und fanden in einem nahe gelegenen Gehölz einen Hinterhalt. Um sie aus demselben zu vertreiben, setzte sich Körner an die Spitze einer Reiterschar. Diese ward von dem hinter Bäumen versteckten Feinde mit Gewehrfeuer empfangen. Wiederholt ließ Lützow zum Sammeln blasen, aber die Freiwilligen, Körner an der Spitze, ritten im übergroßen Eifer mutig weiter. Da fällt aus dem Dickicht ein Schuß, und eine wohlgezielte Kugel trifft Körner, nachdem sie durch den Hals seines Schimmels gegangen war, tödlich in den Unterleib. Außer ihm starben noch

zwei andere jugendliche Krieger den Heldentod. Alle drei wurden auf einen Wagen gelegt und in ein nahe an der Landstraße gelegenes Bauernhaus gebracht, Körners Sarg dann mit Kränzen von Eichenlaub geschmückt und anderen Tages gegen Mittag unter dem Gesange des Körnerschen Gebets vor der Schlacht: „Vater, ich rufe dich“, in das hergerichtete Grab unter einer mächtigen Eiche nahe bei dem Dorfe Wöbbelin eingesenkt. Tief erschüttert umstanden sämtliche Offiziere das Grab und schieden mit den Worten: „Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!“ Die Kunde von dem Tode des Helden gelangte bei den Kriegswirren sehr spät zu den schwer betroffenen Eltern. Erst anfangs November erhielten sie sichere Kunde von seinem Tode. Der Vater ertrug die Nachricht mit männlicher Fassung und christlicher Ergebung; schwerer wurde es der Mutter, sich in das bittere Geschick zu finden, am schwersten der Schwester Körners. Sie starb tatsächlich an gebrochenem Herzen den 15. März 1815. Auf ihren Wunsch wurde sie an der Seite ihres Bruders unter derselben Eiche, wo er ruhte, bestattet, wo später auch der Vater und die Mutter Körners ihre letzte Ruhestätte suchten und gefunden haben, indem der Herzog von Mecklenburg-Schwerin ihnen die für alle Zeiten geweihte Stätte schenkte und für eine würdige Einfassung der Grabstätte sorgte. Schon ein Jahr nach dem Tode des Heldensängers ließ ihm sein Vater ein gußeisernes Denkmal unter der Eiche errichten, welches die Gestalt eines Altars hat, jede Seite mit Inschriften versehen. Das schönste Denkmal aber hatte der Sänger und Held sich bereits selbst in seinen Kriegsliedern gesetzt, welche der Vater bald nach dem Tode seines Sohnes unter dem berühmt gewordenen Titel „Leier und Schwert“ herausgab, worauf die auf dem Denkmal angebrachte Leier mit einem Schwerte, umwunden von einem Eichenkranze, hindeutet. Der Vater starb, 75 Jahre alt, am 13. Mai 1831 als Geh. Oberregierungsrat zu Berlin; 12 Jahre später folgte ihm die hochbetagte Gattin. Dem Sänger ist außer dem Denkmal auf seinem Grabe auch an der Stätte, wo er gefallen, ein Denkmal errichtet worden. Ebenso befindet sich, wie schon erwähnt, in Dresden ein ihn ehrendes Standbild. Alle sind Zeichen von der großen Liebe und Verehrung, welche ihm zuteil geworden ist. Die Befreiung des Vaterlandes stand ihm höher als jeder eigene persönliche Wunsch. Die hohe, sittliche Leidenschaft Schillers schien auf ihn vorzugsweise übergegangen zu sein. An großen, entscheidenden Schlachten teilzunehmen, ist ihm nicht vergönnt gewesen. Das Ansehen, in dem das Lützowsche Freikorps seiner Zeit gestanden hat, ist durch ihn begründet worden.

Aufruf.

1. Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:
„Der Freiheit eine Gasse!" — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

2. Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

3. Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen!
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod.

4. Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

5. So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!

Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise schwebe segnend um den Gatten;
Geist uns'res Ferdinand, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Heldenschatten
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

6. Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Am 17. März des Jahres 1813 erließ König Friedrich Wilhelm III. von Breslau aus den bekannten, einfachen, aber ergreifenden Aufruf „An mein Volk!" In derselben Zeit und zu demselben Zwecke erschien der Aufruf Körners an sämtliche Bewohner Deutschlands, so daß Schillers Wort:

„Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!"

in jenen erhebenden Tagen eine schöne, tatsächliche Bestätigung fand. Wohl hat Schiller jene Tage nicht erlebt, aber einen Mahnruf an das deutsche Volk, aufzustehen gegen fremde Zwingherrschaft, hat er kurz vor seinem Scheiden im Tell wie auch in der Jungfrau von Orleans ebenfalls ergehen lassen. Diese Dramen enthalten in mehr als einer Beziehung den poetischen Hintergrund zu unserem Gedichte; ja manche Stellen erinnern geradezu daran.*)

Der Überschrift des Gedichtes entsprechend, muß die erste Strophe in einleitender, also in allgemein gehaltener Weise Aus-

*) Wie Körner an die Jünglinge und Jungfrauen, an die Männer und Greise seinen Aufruf ergehen läßt, so treten im Tell alle Altersklassen, alle Stände und Geschlechter in inniger Liebe und Freundschaft zum Widerstande gegen die Fremdherrschaft zusammen. Dort und hier wird ferner der Kampf unter die Weihe des Gebets gestellt; dort und hier soll nicht nur in Waffen von Eisen, sondern zugleich in geistlicher Waffenrüstung gekämpft werden. Auch fehlt der Rütlibund nicht. In Deutschland tagte er im hohen Norden. Der leitende Grundgedanke im Tell und in der Jungfrau von Orleans ist derselbe wie in dem vorliegenden Aufruf, daß nämlich die Liebe zum Vaterlande und die Befreiung desselben von einer tyrannischen Zwingherrschaft ein göttliches Gebot ist.

kunft geben, wem der Aufruf gilt, wozu er auffordert, und warum er notwendig ist. Daß er dem gesamten deutschen Volke gilt, und daß er dasselbe zum Kampfe aufruft, sagt gleich die erste Zeile der genannten Strophe: „Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen!" Flammenzeichen loderten in früheren Zeiten überall auf den Bergspitzen, wenn es galt, einen gemeinsamen Kriegszug zu unternehmen. Jahrhunderte hindurch sind sie zu diesem Zwecke im Gebrauch gewesen und ersetzten damals unsere heutige Telegraphie. Aber nicht nur die Worte: „die Flammenzeichen rauchen" melden, daß der Aufruf einem Kriegsrufe gilt, die 1. Str. drückt dieses außerdem noch in den Worten aus: „Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen", und ferner: „Wasch' die Erde, dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!" Dringend mahnend läßt der Dichter sein „Frisch auf" zweimal ergehen, ein Zeichen, daß der Augenblick gekommen ist, die verhaßten Ketten der Fremdherrschaft endlich abzuschütteln. Das zweite Mal folgen dem „Frisch auf" die Worte: „Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht", wodurch die Dringlichkeit, den nie wiederkehrenden Augenblick schnell und mutig zu benutzen, noch mehr hervorgehoben wird. Napoleons Stern, auf den der Gefürchtete in seiner stolzen Verblendung fest vertrauet hatte, war im Untergange begriffen. Also jetzt oder nie! Bereits war schon „hell aus dem Norden der Freiheit Licht hervorgebrochen", wie es in der zweiten Zeile heißt. Zum Verständnis dieser Hinweisung auf den Norden sei folgendes bemerkt. Im Oktober 1812 war Napoleons gewaltiges Heer, mit welchem er nach Rußland gezogen war, durch plötzlich eingetretene furchtbare Kälte und durch das Niederbrennen Moskaus mit seinen Vorräten, wie ein sich nahendes Gottesgericht so gut wie vernichtet worden. Von den 600000 Mann, welche im Sommer durch Deutschland nach Rußland gezogen waren, kehrte kaum der zwanzigste Teil über die Weichsel zurück, ohne Kommandoruf und Trommel, lautlos wie ein Totenzug wandelnder Leichen, unbewaffnet und zerlumpt. Die Flammen Moskaus, wie die darauf folgende Eiseskälte waren das Vorspiel, welches den Sturz des Gefürchteten vorbereitete. Sie führten das Bündnis zwischen Preußen und Rußland herbei, wofür die in Petersburg weilenden Patrioten, der Freiherr von Stein, Graf Dohna, Clausewitz, Arndt und andere bereits gewirkt hatten, um das französische Joch, unter welchem ganz Europa litt, abzuschütteln. Der preußische General York, welcher Napoleon auf seinem Zuge nach Rußland mit 20000 Mann hatte Heeresfolge leisten müssen, schloß am 30. Dezbr. 1812 auf eigene Verantwortung, ohne vom Könige beauftragt zu sein, eine geheime Übereinkunft mit Rußland ab, der im Februar 1813 ein förmliches Bündnis folgte. Seine kühne Tat ward im Volke

wie vom Heere mit Begeisterung aufgenommen, namentlich in Königsberg, wo er das Kommando der Provinz übernommen hatte. Die Opfer, welche das ausgesogene, menschenarme Ostpreußen brachte, waren staunenswert. Alles eilte, ohne Unterschied des Standes und des Alters, zu den Waffen. Graf Dohna, ehemals Minister, war der erste, der als Gemeiner in die Landwehr eintrat. Die Universität in Königsberg stand leer; den ins Feld ziehenden Primanern des Gymnasiums trug der ehrwürdige Rektor zum Abschied Klopstocks Ode von Hermann und Thusnelda vor. Von Königsberg war also der mahnende Ruf zur allgemeinen Erhebung zuerst ausgegangen, schon vor dem Aufruf des Königs. Daher heißt es in unserem Gedichte:

„Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!"

Noch sei bemerkt, daß die Worte „der Freiheit eine Gasse" eine Anspielung auf die Tat Winkelrieds enthalten, welcher im Jahre 1386 bei Sempach den Schweizerbauern dadurch eine Gasse in die von Harnischen und Lanzen starrende Mauer der feindlichen Ritter brach, daß er so viel Ritterspieße, als er greifen konnte, umfaßte, sie in seine Brust vergrub, die Ritter mit sich zu Boden riß, sterbend seinen Genossen zurief: „Ich will euch eine Gasse machen", und so den Sieg der Schweizerbauern ermöglichte.

In der 2. Str. begründet und rechtfertigt der Dichter den Aufruf, das deutsche Land mit Blut und Eisen von der grausamen Fremdherrschaft rein zu waschen, als eine heilige Pflicht und als das einzige, letzte Mittel. Die Strophe beginnt mit den Worten: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen", also kein Krieg ruhmsüchtiger Fürstenhöfe, aus Ehrgeiz oder Eroberungssucht unternommen, sondern ein Krieg aus dem sittlichen Bewußtsein des Volkes entsprungen, „ein heiliger Krieg", in welchem der Herr der Heerscharen gewissermaßen selbst das Banner führt, daher denn auch das Eiserne Kreuz mit der schönen Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland" als Ehrenzeichen erkoren wurde. Wie sehr das sittliche Bewußtsein des Volkes bis in die tiefsten Tiefen seines Herzens erschüttert und verhöhnt worden war, sagen die Worte: „Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen". Mit frechem Übermut waren von seiten Frankreichs die schweren, entehrenden Bedingungen des zu Tilsit abgeschlossenen, unglücklichen Friedens (1807) Jahre hindurch verletzt worden. Die vertragsmäßige Räumung der Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau wurde unter allerlei Vorwänden hinausgeschoben; in Berlin blieben französische Truppen; die Einkünfte der besetzten Landesteile wurden innebehalten, die Bauern durch Einquartierungen und Erpressungen gebrandschatzt;

geheime Spione wurden unterhalten, vor denen niemand sicher war, von französischen Kommissionären Briefe auf den Postanstalten heimlich eröffnet, jede unliebsame Äußerung bestraft, Greise unmenschlich behandelt, Jungfrauen geschändet, Unschuldige zum Tode verurteilt. Das vergossene Blut derselben schrie von der Erde zum Himmel wie das unschuldige Blut Abels und forderte strafende Vergeltung; Religion und Sittlichkeit, Vernunft und Gewissen geboten, der Despotie und deren Willkür ein Ende zu machen und dem sittlichen Gehalte des staatlichen Lebens wieder Achtung und Geltung zu verschaffen, worauf der Schluß der 2. Str. mit seinem gerechten Aufschrei hinweist, denn nie darf die alle Sittlichkeit vernichtende Willkür der Despotie ungestraft bleiben. Das Vaterland von dieser Despotie zu befreien, war eine heilige Pflicht, eine Stimme von oben für jedermann. Der Dichter ruft daher in der 3. Str. alle zum Ergreifen der Waffen: den Landmann wie den Handwerker, den Künstler wie den Gelehrten, den Vornehmen wie den Geringen, um einen Tempel zu bauen, der hoch emporstrebt zum Morgenrot der ewigen, von Gott stammenden Freiheit.

Hierauf wendet er sich an die Frauen und Jungfrauen. Auch sie sollen von diesem Aufrufe nicht ausgeschlossen sein. Zu den Waffen ruft er sie nicht; aber dennoch sollen sie zeigen, daß sie von demselben Willen und von denselben Gedanken beseelt sind, die das Lied fordert, indem sie sich zum Gebet für die Streiter erheben und der Verwundeten sich in zarter Sorge annehmen. Und der Dichter hat sich nicht geirrt. Die Blätter jener Tage sind angefüllt mit den rührendsten Zügen von Vaterlandsliebe und Aufopferung auch des zarten Geschlechts. Nicht nur im Gebet und in der Krankenpflege hat es dieses bewiesen; es haben auch, wie der Anfang der vierten Strophe andeutet, die Tränen von Mädchen und Frauen darüber nicht gefehlt, daß sie nicht mitziehen konnten, ja einige haben sogar das Waffenkleid angelegt und, ohne erkannt zu werden, mit dem Degen sich umgürtet. So war selbst bei dem zarten Geschlechte im stillen der Geist des Widerstandes und der Opferbereitschaft herangewachsen.

In der 5. Str. gibt der Dichter den betenden Frauen Inhalt und Gegenstand ihres Gebets an, wobei er auf zwei abgeschiedene Geister des Königshauses hinweist, die bereits Märtyrer der heiligen deutschen Sache geworden waren: auf den Prinzen Louis Ferdinand, der in der Schlacht bei Saalfeld (1806) einer doppelten Übermacht gegenüber sechs Stunden lang heldenmütig standhielt, und auf die Königin Luise, die am 19. Juli 1810 starb, man kann wohl sagen am gebrochenen Herzen über die trostlose Lage des Vaterlands.*)

*) Als die unvergeßliche Königin die schreckliche Nachricht von der Niederlage bei Jena empfing, brach sie in Tränen aus, sammelte ihre

Zu diesen Opfern der Fremdherrschaft sollen sie sich in ihrem Gebet emporrichten, und der Dichter tut's ihnen gleichsam vor und wünscht, daß Luisens Geist den König segnend umschweben möge, damit dieser nicht schwanke und durch verderbliche Einflüsse seiner Umgebung von dem schwer zu erringenden Ziele zurückgeschreckt werde. Des Prinzen Heldengeist aber soll dem Zuge der Krieger voranschweben, ja nicht dieser allein, sondern alle die Heldengestalten, die früher für Deutschlands Größe ihr Leben in die Schanze geschlagen haben.

Die letzte Strophe beginnt mit der unzweifelhaften Gewißheit, daß das deutsche Volk den Sieg davontragen werde. Seiner Erhebung wird die Hilfe vom Himmel nicht fehlen; denn es kämpft um die höchsten Güter und hat aus sittlichen Beweggründen das Schwert ergriffen. Nicht so ist es bei dem Feinde, der aus Ländergier und grenzenlosem Ehrgeiz Krieg führte, den der Dichter als ein Werk der Hölle bezeichnet. Um so mehr kann er aus vollem Herzen, mit dem Hochgefühl einer gerechten Sache das „Drauf" dem Volke zurufen, das er denn auch mehr als einmal erschallen läßt. Tief ergreifend ist der Schluß des Gedichts, in welchem Körner bittet, der im Kampfe Gefallenen nicht zu vergessen, tief ergreifend, weil der Dichter im voraus sich schon selbst unter der Zahl der Toten erblickt. Ist dies bloß eine poetische Wendung, oder hatte er eine Ahnung, daß er auf dem Schlachtfelde fallen und den Tag der Befreiung nicht schauen werde? Geschaut im Geiste hat er diesen Tag; davon legt das Gedicht Zeugnis ab.

Kinder um sich und sprach, nachdem sie ihnen mitgeteilt, was geschehen war, zu ihren Söhnen die denkwürdigen Worte: „Ruft künftig, wenn eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtnis zurück; weinet meinem Andenken Tränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt euch nicht mit Tränen allein; handelt, entwickelt eure Kräfte, vielleicht läßt sich Preußens Schutzgeist auf euch nieder. Befreiet dann euer Volk von der Schande, werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherrn und Helden. Könnt ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht." Diese Worte, die in altertümlicher Größe, als vernähmen wir die Stimme einer germanischen Seherin, uns erscheinen, sind voll und ganz sechzig Jahre später von Kaiser Wilhelm eingelöst worden. Die hohe Frau sollte die Zeit der Befreiung nicht mehr erleben; aber geglaubt und dafür gewirkt hat sie bis zum letzten Augenblick, „und mit schwärmerischer Andacht schaute das Volk zu dem Bilde der Verklärten empor, und zu all den zornigen Gedanken, die der preußischen Jugend das Herz bewegten, gesellte sich noch der Entschluß, den Schatten der hohen Frau zu rächen". Die Dichter wetteiferten, sie im Liede zu feiern, und wenn Napoleon bei der Nachricht von ihrem Tode sagte: „Der König von Preußen hat seinen besten Minister verloren", so hat auch er, der zu diesem Verluste am meisten beigetragen hat, unwillkürlich ihr das größte Lob gespendet.

Und nimmer wird das Volk, dem der Ruhm rettender Kriegstaten der verständlichste von allen ist, den Heldensänger, der zum Kampfe aufrief, vergessen; es wird seine Urne schmücken mit frischem Laub, so oft es an seinem Grabe steht. „Vergeßt die treuen Toten nicht!“ Diese Worte zieren denn auch den Eingang des Friedhofs zu Wöbbelin, wo sich jahrzehntelang alljährlich am 26. August von nah und fern Kriegervereine und Turner, Sänger und sonstige Verehrer Körners an seinem Grabe versammelten, es mit frischem Lorbeer schmückten und den Tag mit Gebet, Gesang und Predigt begingen. Zypressen umgeben die Grabstätte, und ringsum liegen die Mitglieder der Familie des Sängers: seine Schwester Emma, sein Vater und auch seine Mutter, welche 1843 starb. Zu Füßen des Grabes erhebt sich die Eiche, unter der Körner am Tage vor seinem Tode auf einem Steine gesessen und sein: „Du Schwert an meiner Linken“ gedichtet hat. Eine aus Erz gegossene Büste des Dichters steht am Kopfende des Grabes.

Die hochaufwallende Begeisterung für das Vaterland, welche aus jeder Zeile unseres Gedichtes spricht, macht auch dieses Kampflied zu einer der edelsten und markigsten Gaben, welche die Freiheitskriege gebracht haben, und diese Gabe ist um so wertvoller, als die Tat, zu welcher der Dichter anfeuert, seinem Rufe auf dem Fuße folgte. Körner war selbst, wie wir aus seinem Lebenslaufe ersehen haben, einer der ersten, der Gut und Blut an die Befreiung des Vaterlandes setzte und es nicht beim Singen bewenden ließ. Das Gedicht zeigt uns aber auch, daß der Patriotismus jener Tage zugleich eine religiöse Weihe hatte, von religiöser Inbrunst gehoben und von religiösem Glauben getragen war. „Es ist ein heil'ger Krieg, ein Kreuzzug“, ruft der Dichter. Sittliche Güter sind es: „Recht, Tugend, Glaube und Gewissen,“ um welche gekämpft werden soll. „Zum herzlichen Gebet“ mahnt er die Frauen, und mit gläubiger Zuversicht weist er auf die Hilfe des Himmels. Ohne diese religiöse Weihe hätte das Gedicht gewiß nicht so gewaltig ergriffen; denn durch die ganze Nation ging damals ein religiöser Zug. Der Aufruf des Königs wurde von den Kanzeln verlesen; in jeder Kirche sollte eine Gedächtnistafel die Namen der ruhmvoll gefallenen Söhne der Gemeinde den nachfolgenden Geschlechtern bewahren; die Freiwilligen zogen aus der Predigt und vom Genuß des Abendmahls weg in den „heiligen Krieg“. Sie bedurften nicht der niedrigen Leidenschaften und der Anstachelung dazu, um ihre Gemüter zu erhitzen. Davon ist denn auch keine Spur in unserm Gedichte. Seinem edlen Inhalt entspricht der hohe Schwung der Sprache, der aus einem tief erregten Herzen kommt, dessen feuriger Drang sich in Wiederholungen desselben Wortes und derselben Wendungen, in

Allitterationen, in Ausrufungs- und Fragesätzen kundgibt, wodurch der Ausdruck in jeder Strophe eine um so kräftigere Wirkung bekommt. Auch die Bilder und bildlichen Ausdrucksweisen, welche der Dichter hier und dort angewandt hat, zeugen von der Glut des Feuers, das in seinem Herzen brannte. Dahin gehört z. B. das kühne Bild in der 3. Str., in welchem der Gedanke ausgedrückt ist, daß durch den Krieg ein solcher Zustand der Unabhängigkeit hergestellt werden soll, daß niemand ferner es wagen darf, die Heiligtümer des deutschen Volkes anzutasten. Der Dichter drückt diesen Gedanken unter dem Bilde eines zu erbauenden Tempels aus. Die Grundmauer desselben sollen die gefallenen Helden, die Bausteine die geschlagenen Feinde sein, und die Kuppel des Baues soll von dem Morgenrot der ewigen Freiheit umstrahlt werden. Am meisten tritt die feurige Kraft des Ausdrucks in den Zeitwörtern hervor, wofür jede Strophe Belege bietet. Auch biblische Anklänge finden sich in dem Gedicht, wie z. B. in der 1. Str. der Zeile 5, welche eine Anspielung an Matth. 9, 38 enthält.

Themen.

1. Weiblicher Heldensinn.

Aus Geschichte und Sage liegen nicht wenig Zeugnisse vor, welche dartun, daß auch das Weib an kriegerischen Unternehmungen sich beteiligt hat, das Schwert ergriff, Truppen zum Siege führte, ja selbst die Stufen zum Throne mit dem Schwerte sich bahnte. Einer Semiramis gelang es, die Burg der Stadt Baktra, die König Ninus lange vergeblich belagert hatte, mit einer im Felderklettern geübten Schar zu ersteigen und so die Stadt zur Übergabe zu zwingen. Ninus erhob das kühne Weib zu seiner Gemahlin und hinterließ ihr seine Herrschaft. Sie übertraf alle Männer an Tapferkeit und führte ein großes Heer gegen die Inder. Die Königin Tomiris besiegte Cyrus; Deborah begeisterte die Israeliten zum Kampf; Königin Palmyra schlug mehr als ein Römerheer in die Flucht und machte den römischen Feldherrn Decius im Kampfgewühl zum Gefangenen. Die Jungfrau von Orleans ging den Franzosen im Kriege gegen die Engländer voran. Die Gemahlin Zrinys sprengte die Burg ihres heldenmütigen Mannes in demselben Augenblicke in die Luft, wo die Türken stürmend in dieselbe eindrangen. Die Spanierinnen nahmen unerschrocken an der Verteidigung von Barcelona gegen Napoleon I. teil. Im Jahre 1809 rollten die Tirolerinnen Lawinen von Steinen auf die Franzosen herab. Daß bei den Kämpfen der germanischen Völker gegen die Römer auch die Frauen eine Rolle spielten, dafür liegen unzweifelhafte Zeugnisse römischer Schriftsteller vor. Mit Schwertern und Äxten bewaffnet fanden die Römer deutsche Frauen auf dem Schlachtfelde liegen. Gemeinschaftlich hatten sie mit den Männern gegen die Feinde gefochten. In dem Triumphzuge des Aurelius erblickte man eine Reihe Gotinnen, die mit Waffen in der Hand gefangen genommen worden waren. Die fortschreitende Kultur, die Ausbildung des Kriegswesens und die vielseitige Entwicklung

der häuslichen Aufgaben hat das Weib im Laufe der Zeit mehr und mehr auf seine eigentliche Bestimmung, auf die Wirksamkeit im Hause hingewiesen. Nur bei Völkern, die auf einer niedrigen Kulturstufe stehen, finden wir auch heute noch Frauen in Scharen als Begleiterinnen des Mannes bei Kriegszügen. Die Frauen von Dahomey in Afrika haben sogar einen Amazonenstaat gegründet. Mit großer Gewandtheit tummeln sie das Roß in den Schlachten und schwingen das Schwert im blutigen Kampf. Daß Mut, Unerschrockenheit und Tapferkeit nicht ausschließlich Mannestugenden sind, geht aus den genannten Beispielen, die sich noch vermehren ließen, hervor, und haben auch die Befreiungskriege bewiesen, in welchen mehr als ein deutsches Mädchen im Waffenrock unerkannt in den Reihen der Lützower gefochten und alle Mühen und Entbehrungen, die das Leben im Felde fordert, freudig ertragen hat. Eleonore Prohaska aus Potsdam wurde von der allgemeinen Begeisterung so fortgerissen, daß sie als Jäger unter dem Namen August Renz an allen Gefechten teilnahm. In dem blutigen Treffen bei dem Göhrde-Walde, in der damals hannöverschen Provinz Lüneburg, starb sie am 16. Sept. 1813 in einem Alter von 28 Jahren den Heldentod, indem sie beim Sturm auf eine Batterie, den Sturmmarsch schlagend, ihren Kameraden voran im wütendsten Kartätschenhagel vorauseilte. Verwundet, verriet sie ihren Kameraden, wer sie sei. Ihr letztes Wort war ein Gebet um Trost für ihren alten Vater, ihr letzter Gedanke ein Wunsch für das Waffenglück des Königs. In Potsdam ist ihr später ein Denkmal gesetzt. Eine andere Jungfrau, Auguste Friederike Krüger aus Friedland in Mecklenburg, stellte sich unter dem Namen „Lübeck" in die Reihen der freiwilligen Krieger. Sie erkämpfte sich nicht nur den Rang eines Unteroffiziers, sondern auch das Eiserne Kreuz und den russischen Georgenorden. Im Jahre 1815 erhielt sie ihren Abschied in den ehrendsten Ausdrücken und trat, mit ihren Orden geschmückt, an den Traualtar.

Andere Jungfrauen betätigten ihren opferfreudigen Sinn dadurch, daß sie ihre sämtlichen Schmucksachen auf den Altar des Vaterlandes legten, um Geldmittel zu schaffen, die Krieger auszurüsten. Einige ließen sogar ihr schönes Haar abschneiden, verkauften es und gaben das dafür gelöste Geld als Beisteuer zu den veranstalteten Sammlungen. Viele von denen, die solches taten, zeigten eine noch größere Seelenstärke dadurch, daß sie den Bruder oder den Bräutigam, der im Begriff stand, sich als Freiwilliger anwerben zu lassen, nicht nur nicht abmahnten, sondern ihn, wenn auch mit trauerndem Herzen, in seinem Entschlusse bestärkten.

Und wie müssen wir endlich auch diejenigen bewundern, die in den jüngsten Kriegen sich mit der aufopfernden Hingabe der Pflege der Verwundeten widmen, vom frühen Morgen bis zum späten Abend fast ohne Unterbrechung in der ungesunden Atmosphäre der Lazarette zubrachten, sich jeder Dienstleistung freiwillig unterzogen, Arznei verabreichten, Speise und Trank den schwer Verwundeten einflößten, ihre Wunden verbanden, an ihren Betten lauschten und ihre Schmerzen linderten! Die zartesten Frauen haben da eine heldenmütige Ausdauer und eine Kraft entwickelt, die man ihnen nimmer zugetraut hatte. Diese wohltuende Pflege war die beste Arznei für die verwundeten Krieger. Sie trug wesentlich dazu bei, daß diese ihr Geschick mit größter Ergebung erduldeten. In den Kriegen, die Preußen und Deutschland 1866 und 1870 führten, haben in diesen Samariterdiensten die Frauen und Jungfrauen aller Stände gewetteifert, und auch der Weltkrieg 1914—18 hat Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes reichlich Gelegenheit gegeben, an Mut und heldenhaftem Opfersinn mit den Männern zu wetteifern. Wir gedenken hier noch eines Falles besonderer Todesverachtung, der sich im siebziger Kriege zugetragen hat. In der blutigen Erstürmung der steilen Höhen von Spichern unweit Saarbrücken war ein

Mädchen aus diesem Orte bald nach dem Beginn des langen Kampfes mit einem Wasserkübel auf dem Kopfe nach dem Schlachtfelde geeilt und hatte verwundete und erschöpfte Soldaten gelabt, ohne der rechts und links einschlagenden Kugeln zu achten, und hatte dieses bis zur Nachtzeit fortgesetzt. Als das Mädchen einige Jahre darauf starb, gab ihm das Offizierskorps von Saarbrücken mit der Regimentsmusik das Geleit. Ein Denkmal von Stein bezeichnet die Stätte, wo es ruht, und enthält die Worte: „Dem heldenmütigen Mädchen Katharina Weißgerber, Inhaberin des Eisernen Kreuzes 2. Klasse." Daß den germanischen Frauen ein patriotischer Sinn innewohnt, beweisen nicht nur die angeführten Beispiele, sondern es deutet dieses auch die Götterlehre der Germanen schon an. Walküren, Schlachtenjungfrauen waren es, welche auf ihren Geisterpferden den Kampfplatz durchritten und die Gefallenen nach Walhalla führten.

2. Das preußische Volk im Jahre 1813.

Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glatz war in dem unvergeßlichen Frühlinge und Sommer des Jahres 1813 unter den Preußen nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe, das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Übermut einzuschränken. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie, den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen, preußischen Frieden hoffen konnten. „Krieg, Krieg!" schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe; „Krieg!" rief der Edelmann und Landbesitzer, der verarmt war, „Krieg!" der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren tot trieb, „Krieg!" der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften, „Krieg!" der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, „Krieg!" die Witwe, die ihren einzigen Sohn in das Feld schickte, „Krieg!" die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Tränen des Stolzes und des Schmerzes entließ. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen längst ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen; ja, sogar Jungfrauen unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen drängten sich zu den Waffen. Alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Übungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Feueresse war eine Waffenschmiede. Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Alter und Stufen vergessen und aufgehoben waren; daß jeder sich demütigte und hingab zu dem Geschäft und Dienst, wo er der Brauchbarste war; daß das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle andern Gefühle verschlang, alle andern sonst erlaubten Rücksichten und löblichen Verhältnisse aufhob. Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, sie wollten auch gleich sein im Dienst und im Gehorsam. Und so erhob die heilige Pflicht und das gemeinsame Streben, wovon sie beseelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine

so weite Bahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Ausschweifung und Wildheit entweiht worden; es war, als fühlte auch der Kleinste, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Bescheidenheit und Rechtlichkeit sein müsse, wenn er den übermut, die Unzucht und Prahlerei besiegen wollte, die er an den Franzosen so sehr verabscheut hatte. Was die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen taten, das tat das zartere Geschlecht der Frauen durch stille Gebete, brünstige Ermahnungen, fromme Arbeiten, menschliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben jener Zeit zählen, die zum Teil unter den rührendsten Umständen dargebracht worden sind? Wer kann die dem Vaterlande ewig teuren Namen der Frauen und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäusern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen gespeist, die Kranken gepflegt und die Verwundeten verbunden haben? So geschah es von einem Ende des Reichs bis zum andern; doch gebührte Berlin der Vorrang; diese Stadt hat bewiesen, daß sie verdient, der Sitz ihrer Herrscher zu sein. Freue dich deiner Ehren, wackre Stadt! Die alten Sünden sind versöhnt, die alten Unbilden vergessen, Ruhm und Glück werden wieder ihren Wohnsitz bei dir aufschlagen. Ich sage nur das eine: Es war plötzlich, wie durch ein Wunder Gottes, ein großes und würdiges Volk erstanden.

So hat das preußische Volk sich offenbart; so sind die Wunder, die uns Deutschen vom Guadalquivir und Ebro, vom Dniepr und von der Düna verkündigt wurden, auch bei uns erneuet; so ist Gott und Gottes Kraft und eine Begeisterung, die wir nicht begreifen können, auch unter uns erschienen. Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochstädt, Turin und Malplaquet; sie hatten die Tage von Roßbach und Leuten, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — sie haben nie Tage gehabt, wie die von Groß-Görschen und von der Katzbach, von Dennewitz und von Leipzig; denn sie haben nie vorher weder mit einem so großen Geiste, noch für eine so große Sache das Schwert gezogen. Daß wir jetzt frei atmen, daß wir fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß wir unsere Kinder wieder mit Freuden ansehen können, als die da künftig freie Männer sein werden — das danken wir nächst Gott diesen Beginnern der deutschen Herrlichkeit; sie sind uns übrigen Deutschen, wie verschiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vertreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre geworden.

Arndt.

Lützows wilde Jagd.

1. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen!
Es zieht sich hinunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner erschallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

2. Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?

Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

3. Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

4. Was braust dort im Tale die laute Schlacht?
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

5. Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht.
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt:
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!"

6. Die wilde und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!"

Aus dem voraufgegangenen Prosastücke von Arndt ist ersichtlich, welche Wirkung der Aufruf des Königs gehabt hatte, eine Wirkung, die auch die kühnsten Erwartungen übertraf. Trotz der schmachvollen Niederlage bei Jena, welche nicht durch die Mutlosigkeit und Feigheit der Truppen, sondern durch die unverantwortliche Sorglosigkeit und Unfähigkeit ihrer Führer herbeigeführt worden war, und trotz des Jammers und des Elends, welche

jene Niederlage Jahre hindurch nach sich zog, hatte das Volk in alter deutscher Treue an dem Herrscherhause festgehalten und drängte sich jetzt im feurigen Wetteifer einmütig zu den Waffen, ohne Unterschied der Stände und der Bekenntnisse. Der patriotische Opfermut jener großen Tage rief außer den ausgehobenen Truppenteilen noch besondere Freikorps ins Leben, kleine Körperschaften, die sich selbst ausrüsteten, auch ihre Offiziere selbst wählten, den Feind fortwährend beunruhigten, seine Verbindung mit der Heimat störten, Sendungen von Kriegsgütern auffingen u. dgl. Verschlagen und kühn brachen sie bald aus diesem, bald aus jenem Schlupfwinkel hervor, überall von dem regen Eifer der Bevölkerung wirksam unterstützt. Die zahlreichste dieser Truppen war die des Majors von Lützow, unter dessen Befehl auch Körner sich stellte. Sie enthielt einen auserlesenen Kern der deutschen Jugend aus allen Teilen des Vaterlands, vornehmlich Studenten, Söhne von reichen Familien und von Fürsten. Freudig nahmen sie als Gemeine Dienste, vergaßen ihre früheren Lebensverhältnisse und lauschten aufmerksam den Befehlen ihrer Offiziere. Gneisenau, dem Helden von Kolberg, wurde es jedesmal schwer, sich der Tränen zu enthalten, so oft er diese Scharen sah. „Welches Glück," rief er einem Freunde zu, „so lange gelebt zu haben, bis diese weltgeschichtliche Zeit eintrat; nun mag man gern sterben!" Das Lützowsche Korps kündigte sich schon äußerlich als ein „Korps der Rache" an, indem jeder, abweichend von den übrigen Truppen, eine schwarze Uniform trug, womit die Trauer über die erlittene Knechtung und über die tiefe Erniedrigung des Vaterlands ausgedrückt werden sollte.

Hat das Korps auch manche Unglücksfälle gehabt und sind auch die kühnen Erwartungen, welche man gerade an diese Schar knüpfte, durch die Ungunst der Verhältnisse nicht alle in Erfüllung gegangen, so hat es doch des Bewundernswerten genug aufzuweisen und wesentlich dazu beigetragen, im Volke das Bewußtsein zu erzeugen, daß der Befreiungskrieg die gemeinsame Sache aller sei.

Obiges Gedicht legt ein beredtes Zeugnis von dem kriegerischen Geiste und dem ungestümen Mute ab, welcher in der jugendlichen Schar lebte, die nur von dem Gebote der Ehre und der Pflicht getragen und angefeuert wurde. Kein Strom dünkt ihr zu breit, kein Berg zu steil, kein Marsch zu beschwerlich. Rastlos soll es wie ein Wettersturm bis in das Land des Feindes vorwärts gehen; Gefahr, Not und Tod sollen nicht gescheut werden. Das Gedicht hat etwas Geisterhaftes, ja Schauervolles. Schon seine Bezeichnung „wilde Jagd" erweckt ein gewisses Grauen, indem sie an die Sage von Wodans Ritt erinnert, welchen dieser zur Nachtzeit unternahm, umgeben von den in der Schlacht gefallenen Helden, eine Sage, die dem „wilden Jäger" von Bürger ebenfalls zugrunde

liegt. Aber auch der Ton und die Behandlung der vorgeführten Szenen sind der Art, daß sie Schrecken erregend wirken, wozu namentlich der häufige Gebrauch des unbestimmten Fürworts „es" beiträgt, das fortwährend in die erregteste Spannung versetzt, welche außerdem noch durch viele Fragesätze vergrößert wird, die sich bald an das Auge, bald an das Ohr wenden. Das häufige Hervorheben von Farben und Tönen bringt obendrein große sinnliche Lebendigkeit und Frische in das Gedicht, welches mit jeder Strophe, ganz der ruhelosen, tatendurstigen Schar angemessen, eine neue, bewegte Szene eintreten läßt, die stets mit den Worten endet: „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd", wodurch die verschiedenen Szenen einheitlich zusammengehalten werden. Bestimmte geschichtliche Ereignisse liegen ihnen nicht zugrunde; sie sind nur der Ausdruck der heißen, patriotischen Begeisterung des Lützowschen Korps. Noch sei bemerkt, daß das Gedicht nach langer Zeit den deutschen Soldaten wieder in die Poesie einführte, nachdem Kleist und Gleim in ihrer Kriegslyrik des Siebenjährigen Krieges den aus der Bewunderung Friedrichs d. Gr. entsprungenen Patriotismus des preußischen Soldaten verherrlicht hatten. Vor den genannten Dichtern haben die Landsknechte vorzugsweise die Kriegslyrik gepflegt. Aber weder die Dichtungen des Mittelalters, noch die des Siebenjährigen Krieges können sich mit denen der Befreiungskriege messen. Die Entwicklung unserer Poesie durch Schiller und Goethe ist nicht der allgemeine Grund dieser Erscheinung; ebensosehr ist von Einfluß gewesen die allgemeine Begeisterung, von der die Dichter der Freiheitskriege getragen wurden, wie die Umwandlung des Heeresdienstes, die alle, Gebildete und Ungebildete, zu den Waffen rief.

Gehen wir nun Strophe für Strophe auf das Gedicht näher ein. Die erste Strophe führt in der spannendsten Weise ohne vorhergegangene Einleitung das Lützowsche Korps unmittelbar vor und legt zunächst dar, wodurch es sich von den übrigen Truppenteilen unterscheidet, wozu schon die Überschrift des Gedichts auffordert. Zweierlei hebt der Dichter in dieser Hinsicht hervor: die Farbe der Uniform und das Aufsuchen des Waldes zum Sammeln und zum Hervorbrechen aus demselben. Warum die Lützower eine schwarze Uniform gewählt haben, ist schon erwähnt worden; weshalb aber der Dichter die Schar gerade mit einer Waldesszene einführt, hat seinen Grund teils in der volkstümlichen Benennung der Truppe, die man allgemein als Jäger bezeichnete, teils darin, daß das Aufsuchen des Waldes ganz zu ihrer Aufgabe stimmte, indem ein Überfallen des Feindes durch ein vorheriges Bergen im Walde sich am sichersten ausführen ließ. Die Strophe beginnt, wie die meisten des Gedichts, mit einer Frage, welche sogleich in Spannung versetzt und eine Antwort

fordert. Diese erfolgt jedoch erst am Schlusse. Die Spannung setzt sich bis dahin durch eine Reihe rätselhafter Erscheinungen fort, welche mit den Worten enden: „Und erfüllen die Seele mit Grausen". Diesen Worten gemäß ist auch die Strophe aufgebaut. Was ihnen voraufgeht, und was ihnen nachfolgt, ist ganz danach angetan, ein Grausen einzuflößen. Wir sehen im Dunkel des Waldes ein seltsames Erglänzen und wissen nicht, woher es rührt; in düstern Reihen zieht es sich von der Waldeshöhe mit dumpfem Brausen herunter, aber nicht als das bekannte Brausen des Windes; wir vernehmen den Klang von Hörnern, aber es sind gellende Töne, die wir hören, nicht die fröhlichen Weisen des Jagdhorns; es rückt näher und näher, immer rätselhafter sich gestaltend; um so größer daher wird das Verlangen, zu wissen, woher all das rührt, was wir sehen und hören. Da steht plötzlich eine heranbrausende Schar von Jünglingen vor uns, die von der bewaldeten Höhe heruntergekommen ist, vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet, mit glänzenden Waffen und mit glänzenden Signalhörnern versehen, eine Überraschung, die nicht minder ein Grausen einflößt, als alles Voraufgegangene und unwillkürlich nun die lang zurückgehaltene Frage auf unsere Lippen drängt, wer die Schar ist, die so ungewöhnlich auftritt und so ungewöhnlich sich ankündigte. Die Antwort hat der Dichter bis zur letzten Zeile verschoben. Dasselbe ist der Fall in den folgenden Strophen, in denen Ähnliches dem Schlusse voraufgeht. Der Dichter erhält uns auch dadurch in fortwährender Spannung.

Die 2. Str. bringt nun einen kühnen Überfall der todesmutigen Streiter. Die Szene geht wiederum in einem Walde vor, aber nicht, wie in der voraufgegangenen, am hellen, sonnigen Tage, sondern in der finsteren Nacht, der geeignetsten Zeit, den Feind unversehens zu überfallen. Wie sehr die kühnen Streiter sich danach gesehnt haben, das bezeugt ihr freudiges, fröhliches „Hurra!", mit dem sie plötzlich und unerwartet die Feinde aufschrecken. Verächtlich werden diese „fränkische Schergen" genannt und damit als willige Werkzeuge einer selbstherrlichen Regierung gekennzeichnet, im Gegensatz zu den Angreifern, die aus freien Stücken in den Kampf gezogen sind. Beim Lesen der Strophe müssen jetzt die Schlußworte: „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd" mit gesteigertem Selbstgefühl vorgetragen werden.

Die 3. Str. verlegt den Schauplatz an den Rhein. Ist in derselben auch keine Kampfesszene geschildert, so zeigt sie doch in anderer Weise den kühnen Geist, der in dem Freikorps lebte. Nichts Geringeres haben die schlachtenfrohen Jünglinge im Sinn, als den Krieg nach Frankreich hineinzutragen, ein Zeichen von siegesgewissem Mute, wie von richtiger Einsicht, denn nur im Herzen Frankreichs

konnte der übermütige Feind gedemütigt und Napoleon vom Throne gestürzt werden. Hatte die voraufgegangene Strophe uns die schwarzen Gesellen als verwegene Jäger vorgeführt, so erscheinen sie jetzt als schnelle und verwegene Schwimmer, die den brausenden, mächtigen Strom mit rüstigem Arm durchrudern und dann ans Ufer „mit Gewitterschein" springen, eine Anspielung an den blitzenden Schein ihrer Waffen, deren Leuchten von der schwarzen Uniform der großen Schar sich abhebt, wie der Blitz von einer schwarzen, Verderben drohenden Gewitterwolke. Die Schlußworte: „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd" müssen mit noch größerem Nachdruck gesprochen werden, als die voraufgegangenen Strophen. Für den Vortrag möchte es sich empfehlen, die Schlußzeilen sämtlicher Strophen vom Chor lesen zu lassen, das übrige dagegen mit verteilten Rollen von einzelnen Schülern.

Die 4. Str. wird durch zwei Fragesätze eingeleitet, welche auf einen ausgebrochenen, erbitterten Kampf hindeuten, der mit lautem Brausen ein Tal erfüllt und den Höhepunkt des Liedes bildet. Der Dichter hat den Kampf nicht in eine Ebene, sondern dem Lützowschen Korps ganz angemessen in ein Tal verlegt, da die Schar, wie bereits erwähnt, die bewaldeten Höhen am liebsten zum Sammelplatz wählte (Str. 1). Den freudigen, hochaufwallenden Kampfesmut der zu einer Schlacht Gerüsteten hat er nicht nur durch ein neues Beiwort, durch das Wort: „wildherzig" gekennzeichnet, sondern auch dadurch, daß er die Schar in der alten Kampfesweise auftreten läßt, in welcher Mann gegen Mann focht, nicht die Kugel, sondern das Schwert entschied, und die sprühenden Funken der Schwerthiebe Zeugnis von der Erbitterung wie von dem kühnen Mute ablegten. Die Funken der Schwerter werden hier zugleich bildlich als wach gewordene Funken des Freiheitsdranges bezeichnet und die Blutströme der Verwundeten „blutige Flammen" genannt, welche nach den langen Jahren der Knechtschaft als Zeugen eines freudigen Opfertodes auf dem Altar des Vaterlandes emporlodern. Es deutet die sprachliche Ausdrucksweise dieser Strophe, welche die Entscheidungsschlacht enthält, ebenfalls auf den Höhepunkt des Liedes hin.

Die folgenden Strophen unterscheiden sich von den voraufgegangenen zunächst dadurch, daß die Schlußzeilen derselben nicht mehr wie bisher lauten: „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd", sondern: „Das war Lützows wilde, verwegene Jagd". Der Dichter wirft nämlich nach dem Entscheidungskampfe einen Blick auf das letzte Stündlein der Gefallenen, sowohl auf das der Feinde, wie auf das der Lützower, die alle den Heldentod gefunden haben. „Winselnd", also klagend und jammernd, scheiden jene aus dem Leben. Sie haben nicht für die Befreiung des Vaterlands, sondern für den Ruhm eines

ehrgeizigen Zwingherrn als Söldner gefochten. Mit seinem Sturze ist ihr ganzes Hoffen und Wünschen der Vernichtung preisgegeben. Nichts kann sie trösten, nichts die bittere Sterbestunde erleichtern. Die Lützower dagegen haben sich freiwillig gestellt und ausgerüstet, freiwillig alle Entbehrungen und Mühsale, die das Kriegsleben fordert, auf sich genommen, um das Land von der Fremdherrschaft zu befreien. Nicht für eitlen Ruhm und Sold sind sie in den Tod gegangen, sondern aus Liebe zum Vaterlande. Mit dem tröstenden Gedanken, daß dieses gerettet ist, und daß sie dafür Gut und Blut eingesetzt haben, können sie aus dem Leben scheiden. Die Todesstunde, so schmerzlich sie auch ist, wird ihnen durch das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung erleichtert. Gut und Blut, Leben und Gesundheit aus freien Stücken zum Opfer zu bringen, ist ja das Höchste, was der Mensch zu leisten vermag und was alle Schrecknisse des Todes überwinden hilft. So hat der Dichter seine Schar auch in der Sterbeszene auf der Höhe vaterländischer Begeisterung erhalten.

In der Schlußstrophe faßt er gleich zu Anfang in gesteigertem Maße die ganze Glut des Hasses noch einmal in den Worten zusammen: „Die wilde Jagd und die deutsche Jagd auf Henkersblut und Tyrannen!“ Diesen Ingrimm, der jetzt gegen alle Tyrannen gerichtet ist, hat der unmittelbare Anblick der auf dem Schlachtfelde liegenden Verwundeten und Sterbenden hervorgerufen, ein Anblick, der unwillkürlich auch allen Jammer, welchen die Tyrannei überhaupt im Gefolge hat, wachrufen mußte und der dem deutschen Volke in den langen Leidensjahren im reichen Maße zuteil geworden war. Sodann wendet der Dichter sich an die Hinterbliebenen der Gefallenen, an die Eltern und Frauen, Bräute und Geschwister. Auch von ihnen verlangt er einen hochherzigen, der Zeit entsprechenden Sinn. „Nicht geweint und geklagt!“ ruft er ihnen zu. Emporheben über den Schmerz soll sie der Trost, daß das Vaterland frei ist und daß das Morgenrot einer neuen Zeit anhebt. Und wenn der Dichter am Schlusse seines Liedes fordert, daß das Andenken an die besungene Schar von Enkel zu Enkel erhalten bleiben soll, so hat sich dieses erfüllt. Wesentlich hat dazu Karl Maria von Webers (des Tondichters des „Freischütz“ und anderer noch heute jugendfrischer Opern) meisterhafte Komposition beigetragen, die das Gedicht Körners zu einem Lieblingsliede der gesamten Sängerchöre gemacht hat. Auch erinnert es in mehr als einer Beziehung an das bekannte Reiterlied in „Wallensteins Lager“ von Schiller, dessen Schlußverse den Grundgedanken unseres Liedes enthalten: Diese Verse lauten:

„Setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!“

Als Wallensteins Lager zur Zeit der Fremdherrschaft zum erstenmal in Berlin aufgeführt wurde, da erhoben sich bei den genannten

Worten sämtliche Zuschauer und sangen stehend mit, ein bezeichnender Zug für die Stimmung der damaligen Zeit.

Körner hat die Befreiung Deutschlands nicht erlebt, aber er hat das Leben dafür eingesetzt und hat sie im Geiste geschaut, wie das vorliegende Gedicht beweist, welches einem Glauben entsprungen ist, der das Zukünftige als unzweifelhafte Gewißheit vorwegnimmt. Solch ein tatkräftiger Glaube legt die Hände nicht in den Schoß, sondern ist zu jedem Opfer bereit und hat zu allen Zeiten Großes geleistet. Er hat auch den Mann gestürzt, der sich für unüberwindlich hielt und vor dessen Macht viele Jahre hindurch Europa erzitterte.

Was nun die Form und Ausdrucksweise unseres Gedichts betrifft, so sei noch erwähnt, daß von den Sängern der Freiheitskriege Körner im Schwunge der Sprache, in der Wahl der Beiwörter, in der Kühnheit der Bilder am meisten an Schiller erinnert. Auch reiht er in dahineilender Hast die Folge der Sätze gern wie Schiller mit dem rasch verknüpfenden „Und" aneinander (Str. 1. 3. 4). Seine erregte Stimmung macht sich namentlich in der Wiederholung der Beiwörter in den Schlußzeilen geltend. Das Wort „wild" ist da nicht in der gewöhnlichen Bedeutung des Rohen zu nehmen, es soll vielmehr, mit dem unmittelbar folgenden Beiworte „verwegen" zusammengefaßt, die auf die Feinde Jagd machende Schar als eine gefürchtete, zu kühnen Wagnissen bereite kennzeichnen. Das Wort „Geselle", welches in Str. 1 und 5 vorkommt, ist in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht, in der es einen Gefährten bedeutet. Im Mittelalter nannte die Frau auch wohl den Mann ihren Gesellen.

Wenn Arndt in seinen kräftigen, handfesten Gesängen sich mehr an die Männer wandte, so begeisterte Körner die Jugend, deren Liebling er war, nicht bloß, weil er als Sänger zugleich das Schwert ergriff, sondern weil er wie der wiedererweckte Schiller erschien, dessen lebendiger Herzschlag für die Welt hoher Sittlichkeit sich in den Körnerschen Dichtungen abspiegelt. Hätte die Kugel ihn nicht so früh hinweggerafft, vielleicht hätte er dem Drama eine neue Bahn gebrochen.*)

Wollen wir die Jugend durch edle Vorbilder zur Vaterlandsliebe entflammen, so haben wir gar nicht nötig, sie auf die ihnen so fernstehenden Griechen und Römer hinzuweisen. Unsere Geschichte zeigt in den Freiheitskriegen einen vaterländischen Aufschwung, der einzig dasteht, und eine Lebensgeschichte Körners ist geeigneter, das jugendliche Gemüt zu entflammen, als die Geschichte der Helden Griechenlands und Roms. Welche Begeisterung er hervorgerufen hat, dafür zeugt die große Zahl derer, die, durch sein Beispiel ent-

*) Vergl. zu Körners literarischer Einschätzung Erläuterungen, Band VIII.

stammt, zu den Fahnen eilten, dafür zeugt die Verbreitung seiner Lieder, die auf den Flügeln des Gesanges durch alle Gaue Deutschlands getragen worden sind und zu den Lieblingsliedern der Männerchöre gehören. Ich erinnere nur an „Lützows wilde Jagd", an „das Schwertlied", an „das Reiterlied", an den „Abschied vom Leben", die sämtlich von dem berühmten Meister K. M. von Weber komponiert worden sind.

Was Lützow, den wackeren Führer „der wilden, verwegenen Jagd" betrifft, so sei bemerkt, daß er am 18. Mai 1782 in der Mittelmark geboren wurde, 1806 als Offizier die Schlacht bei Jena mitmachte, dann an den Schillschen Zügen teilnahm und glücklich der Gefangenschaft entging. Seine eigentliche Tätigkeit als Freiheitskämpfer begann im Februar 1813, als er die Ermächtigung zur Einrichtung einer Freischar erhielt. Sie bildete sich rasch. Außer Körner traten auch Jahn und Friesen bei. Der Zudrang war namentlich aus den Kreisen der Studierenden sehr groß. Aber auch an älteren Leuten fehlte es nicht. Unter diesen zog besonders ein hochbetagter siebzigjähriger Greis, Rittmeister Fischer, die Aufmerksamkeit auf sich, eine riesige, kräftige Gestalt mit langem, über die Brust herabwallendem Bart. Man nannte ihn den alten Trompeter, weil er den Siebenjährigen Krieg als Trompeter mitgemacht hatte. Die Zahl der Freiwilligen stieg bald über tausend hinaus. Durch den berüchtigten Überfall bei Kitzen (17. Juni 1813) wurde die Freischar fast aufgerieben, bildete sich aber bald wieder. Im März 1814 geriet Lützow, der schon manche schwere Wunde erhalten hatte, auf einem dienstlichen Ritte zwischen Rheims und Chalons in die Gefangenschaft, aus der er durch den ersten Pariser Frieden wieder befreit wurde. 1815 wurde er als Kommandierender eines Ulanenregiments in der Schlacht bei Ligny, wo ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, abermals gefangen genommen, aber schon der Sieg bei Belle-Alliance brachte ihm die Freiheit wieder. Er starb 1834 als Generalmajor zu Berlin. Dort ruht er auf dem Offizierskirchhofe in der kleinen Rosengasse, wo 1873 sein Grabmal feierlich von neuem geweiht wurde.*)

Thema.

Theodor Körner und Ewald von Kleist.

Beide Dichter haben sich einen Ehrenplatz nicht nur in der deutschen Literatur, sondern auch in der deutschen Kriegsgeschichte erworben. Ew. v. Kleist fiel als Held im Siebenjährigen Kriege in der mörderischen Schlacht

*) Vergl. hierzu die Lebensbeschreibung Karl Immermanns in Erläuterungen, Band X.

bei Kunersdorf, Körnern raffte die Kugel in den Freiheitskriegen hinweg. Die Kunde ihres Todes erregte allgemein die tiefste Trauer, wovon die große Zahl Lieder Zeugnis ablegt, die ihren Tod beklagen. Die näheren Umstände ihres Todes und ihres Begräbnisses. Ihre Stellung in der Literatur. Ew. v. Kleists Auftreten fällt in den Anfang unserer klassischen Literatur; ein Verehrer Klopstocks, war er eng befreundet mit Gleim und Lessing, der ihm in seinem Tellheim ein schönes Denkmal gesetzt hat. Seine Ode „an die preußische Armee", seine Idylle „Irin", sein „Frühling", eine Lieblingsdichtung des Hainbundes. Körners Leben fällt in die Zeit der klassischen Periode unserer Poesie. Von den Dichtern dieser Zeit war ihm besonders Schiller Muster und Vorbild, der als Jüngling in dem Hause seiner Eltern eine gastliche Aufnahme gefunden hatte und der mit dem Vater unseres Dichters bis an das Ende seines Lebens einen Briefwechsel unterhielt, der zu den denkwürdigsten gehört, die wir besitzen. — Überragen die Dichtungen Körners auch die Ew. v. Kleists, so haben beide Dichter doch die hohe vaterländische Begeisterung miteinander gemein. Die Begeisterung Kleists entzündete sich an Friedrich d. Gr., der den deutschen Namen wieder zu Ehren brachte und auf den ganz Europa mit Bewunderung blickte. Für ihn und für das Vaterland auf dem Schlachtfeld zu sterben, erschien ihm als der ehrenvollste und wünschenswerteste Tod. Der ganze preußische Dichterkreis teilte mit ihm diese Begeisterung. Körner, obschon Sachse, griff zum Schwerte, als Preußen unter dem Joche der Fremdherrschaft schmachtete und Friedrich Wilhelm III. den Aufruf an sein Volk erließ. Wie Kleist im Verein mit Gleim den preußischen Soldaten in die Literatur einführte, so führte Körner durch seine Lieder den deutschen, für das gesamte Vaterland begeisterten Krieger in die Literatur ein und machte die Verteidigung Deutschlands zu einer gemeinsamen Sache. Seine hohe Begeisterung hielt aus, trotz der schweren Wunden, die er im Gefecht bei Kitzen davongetragen hatte, bis zum letzten Augenblick seines Lebens, wovon sein Schwertlied, welches er kurz vor seinem Tode dichtete, ein schönes Zeugnis ablegt. Es ist, wie eine Reihe anderer seiner Kriegslieder, in Musik gesetzt und ein Lieblingslied der gesamten Männerchöre Deutschlands geworden. Kleist wie Körner hatten eine Ahnung ihres frühen Todes.

Schwertlied.

1. Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurra!

2. „Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum blink' ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr;
Das freut dem Schwerte sehr."
Hurra!

3. Ja, gutes Schwert, frei bin ich
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut,
Als eine liebe Braut.
Hurra!

4. „Dir hab' ich's ja ergeben
Mein lichtes Eisenleben,
Ach, wären wir getraut!
Wann holst du deine Braut?"
Hurra!

5. Zur Brautnachts-Morgenröte
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurra!

6. „O, seliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Du Bräut'gam hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für dich."
Hurra!

7. Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurra!

8. „Wohl klirr' ich in der Scheide;
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh;
Drum, Reiter, klirr' ich so."
Hurra!

9. Bleib' doch im engen Stübchen,
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein,
Bleib', bald hol' ich dich ein.
Hurra!

10. „Laß mich nicht lange warten!
O schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigrot
Und aufgeblühtem Tod."
Hurra!

11. So komm' denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert heraus!
Führ' dich ins Vaterhaus.
Hurra!

12. „Ach, herrlich ist's im Freien,
Im rüst'gen Hochzeitsreihen,
Wie glänzt im Sonnenstrahl
So bräutlich hell der Stahl!"
Hurra!

13. Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurra!

14. Erst tat es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.
Hurra!

15. Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest.
Fluch! wer die Braut verläßt.
Hurra!

16. Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitsmorgen graut —
Hurra, du Eisenbraut!
Hurra!

Der Reitersmann in unserem Gedichte steht mit dem Schwert in der Hand todesmutig und todesfreudig dem Feinde gegenüber. In der höchsten Begeisterung hält er ein Zwiegespräch mit seinem lieben Schwerte, wie mit einem belebten Wesen, und tauscht mit ihm Empfindungen gegen Empfindungen in fortlaufender Steigerung aus. Schlachtenfroh stürzen sich dann beide in den Kampf.*)

In dem Zwiegespräch ist das holdeste und lieblichste Verhältnis auf Erden übertragen auf den Reiter und sein Schwert. Wie das Herz des Bräutigams der Geliebten, so gehört das Herz unseres wackeren Kriegers seinem Schwerte. Als Braut führt er es an seiner Linken zum Altar, wo Gott selbst ihm die Geliebte anvertrauen soll (Str. 14). Der Altar ist das Schlachtfeld, den Hochzeitsreigen bilden die übrigen aus der Scheide gezogenen Schwerter; die Kanonen und Schlachttrompeten machen die Trauungsmusik. Einen höheren Ausdruck schlachtenfroher Begeisterung kann es nicht geben.

Das Gedicht beginnt mit einer Frage, die der Reiter an das Schwert richtet, welches, kaum ein wenig aus der Scheide gezogen, ihn schon freudestrahlend anschaut. Seine Freude beruht, wie die 2. Str. angibt, auf dem edelsten Grunde der Zuneigung, auf der Hochachtung vor dem Reiter. Es freut sich, einem Krieger anzugehören, dem die Fesseln der Knechtschaft unerträglich sind, dem die Freiheit mehr gilt, als das Leben.

Hatte der Reiter dem Schwerte zu Anfang nur sein Wohlwollen zu erkennen gegeben, so gesteht er ihm jetzt, nachdem er in sein freudig blitzendes Auge geschaut hat, seine herzinnige Liebe:

„Als wärst du mir getraut,
Als eine liebe Braut."

Das tatendurstige, nach Kampf sich sehnende Schwert möchte nach dieser wonnevollen Erklärung am liebsten gleich mit dem Reiter getraut sein; daher seine ungeduldige Frage: „Wann holst du deine Braut?" Der Reiter kündet die Hochzeitsfeier als nahe bevorstehend an, und dieses erhöht die Freude des Schwertes so, daß es außer sich vor Wonne schlachtenfroh klirrt. Seine Ungeduld steigert sich

*) Die Beseelung des Schwertes ist ein uralter Gemütszug der Germanen, die ihren Schwertern nicht nur Namen beilegten, sondern sie auch mit in das Grab nahmen. Selbst heute noch entwickelt sich zwischen dem Krieger und seiner Waffe ein inniges, ja eine Art zärtliches Verhältnis. Wie in das Auge einer Geliebten blickt er in den blanken geschliffenen Stahl, entfernt jedes Fleckchen; und wenn er selber todmüde ist, erst putzt er seine Waffe, und dann denkt er an sich selbst. Beim Schwerte wurde in alter Zeit geschworen; zwischen blanken Schwertern führte man Tänze auf; vor dem Altar wurde der Knappe mit dem Schwerte umgürtet und mit dem Schwerte zum Ritter geschlagen.

noch, als der Reiter, scheinbar gleichgültig gegen das Verlangen des Schwertes, es mahnt, doch im engen Stübchen zu bleiben, das stille Kämmerlein nicht zu vertauschen mit dem wilden Schlachtfelde. Echt kriegerisch antwortet es, das es Gefahr, Blut und Tod nicht fürchte. Das Schlachtfeld ist ihm ein schöner Liebesgarten, die Blutstropfen sind die Rosen darin, und in den Gefallenen sieht es nur aufgeblühten Tod. Hoch erfreut zieht der Reiter jetzt das Schwert aus der Scheide. Seine hehre Begeisterung gibt sich in dem zweimaligen „Heraus" kund. In glühender Liebe umfängt er die Eisenbraut mit der Rechten, um sie zur Trauung zu führen. Wie glücklich fühlt sich nun die kampfesfreudige Braut, die so lange tatenlos im engen Stübchen hat schmachten müssen. Im frohen Gefühl der Entfesselung betrachtet sie sich im Morgenstrahl der Sonne, freut sich ihres hochzeitlichen Glanzes, wie des rüstigen Hochzeitsreigens, der sie begleitet, und empfängt nun vom Bräutigam den Kuß, als Zeichen der Treue bis in den Tod.

Mit der 13. Str. beginnt ein neuer Abschnitt des Gedichtes. Das Zwiegespräch hört auf; es hat den Höhepunkt, der zum Handeln treibt, erreicht. Und so schließt sich ganz naturgemäß an das Voraufgegangene die Aufforderung an die Kampfgenossen: das Liebchen in den Arm zu nehmen und durch einen feierlichen Kuß zu besiegeln, daß man bereit sei, das Leben dafür einzusetzen. Das Tönen des Schwertes beim Sausen durch die Luft, sein Klingen beim Kampfe sind dem schlachtenfrohen Reiter Gesänge des Liebchens. Was den Kehrreim betrifft, so könnte kein passenderer gefunden werden, als der kriegerische, feurige Angriffsruf „Hurra" mit seinem weithin tönenden Endvokal. Beim Vortrag ist der Kehrreim von der Klasse zu sprechen, wie er denn auch nach der Komposition Karl Maria v. Webers vom Chor gesungen wird.

Das Schwertlied ist der Schwanengesang Körners. Kaum hatte er es in seine Brieftasche geschrieben, da graute der Hochzeitmorgen. In frischer Kampfesfreudigkeit führte er die Eisenbraut zum Altar. Die Dichtung ward zur Wahrheit, und mit dem Tode ward besiegelt, was der Mund eben gesungen. Schöner als Theodor Körner ist wohl kein Jüngling und kein Mann auf dem Schlachtfelde gestorben. Sein Tod selbst ist Poesie.

Thema.

Körners Verwundung und Tod.

Es war am 15. März des Jahres 1813, als Theodor Körner im 22. Jahre seines Lebens Wien verließ und als einer der ersten sich frei-

willig mit dem Schwerte zum Kampfe fürs Vaterland gürtete. Der Abschie war nicht leicht. In dem Kreise edler und gebildeter Menschen, beglück durch die Liebe einer geistvollen Jungfrau, hoch gefeiert als Dichter, wa dem Jünglinge in Wien eine geachtete Stellung zu teil geworden. Dennoc riß er sich los. Am 19. März trat er in das Freikorps des Majors vo Lützow ein, welches am 28. März in der Kirche des Dorfes Rogau bei Zopte in Schlesien feierlich durch einen Prediger eingesegnet wurde und knieend den Segen des Allmächtigen für die bevorstehenden Kämpfe erflehte. De junge Dichter erwarb sich durch die Freundlichkeit und den sittlichen Ern seines Wesens bald eine solche Achtung, daß er kurze Zeit nach seinem Ein tritt zum Oberjäger und bald darauf durch die einstimmige Wahl seine Kameraden, welche meistens den gebildeten Ständen angehörten, zum Leut nant befördert wurde. Nach mancherlei kühnen Kreuz- und Querzügen kam das Korps im Mai in die Nähe Leipzigs, wo es sich plötzlich, trotz des ab geschlossenen Waffenstillstandes, von einer großen feindlichen Übermacht um ringt sah. Theodor Körner wurde dieser entgegengeschickt, um über ihr Absichten Erklärung zu verlangen, und näherte sich, den Säbel in der Scheide dem feindlichen Anführer, der ihm statt aller Antwort einen schweren Hie über den Kopf versetzte und damit den Seinigen das Signal zum Angriff auf die keinen Überfall ahnenden Lützower gab. Die Vernichtung der letz teren gelang aber nicht; sie schlugen sich tapfer durch, wiewohl mit schwere Verlusten. Körner indessen, welcher nach jenem Hiebe zusammengesunken war sich aber schnell wieder aufgerafft hatte, lag blutend im nahen Walde. Al er nun mit Hilfe eines Kameraden beschäftigt war, einen Verband anzulegen sah er einen Trupp verfolgender Feinde auf sich zureiten. Voll Geistesgegen wart rief er mit lauter Stimme in den Wald hinein: „Die vierte Eskadro soll vorrücken!“ worüber die Feinde stutzten und ihm Zeit ließen, sich in ei Dickicht zu retten, welches ihn bei der inzwischen hereingebrochenen Dunkel heit genügend schützte. Hier dichtete er, während er allein im Holze la und auf die sich bald nähernden, bald entfernenden Feinde horchte, be schwindenden Kräften und brennend schmerzender Wunde das Lied, Abschie vom Leben: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben“ u. s. w.

Seiner Laufbahn war aber hier das Ziel noch nicht gesteckt. Als e am nächsten Morgen erwachte, sah er zwei Landleute vor sich stehen, welch von seinen Freunden ihm zur Hilfe gesandt waren. Diese brachten ihn nachdem sie ihn gestärkt hatten, nach dem Dorfe Groß-Zschocher, wo e unter der Behandlung des dortigen Wundarztes schnell so weit genas, daß er mi Hilfe seiner Freunde nach dem nahen Leipzig geschafft werden konnte. Ring um diese Stadt waren große Massen von Franzosen, dennoch wurde Körne unter Verkleidung glücklich nach Leipzig gebracht. Zur gänzlichen Genesun ging er von hier nach Karlsbad und eilte dann über Berlin seinem Korp zu, bei welchem er noch vor dem Ablaufe des Waffenstillstandes wieder eintraf

Das Korps der Lützower wurde dem General Wallmoden überwiesen welcher im Norden der Elbe dem Marschall Davoust gegenüberstand, un diesem den Weg nach Berlin zu verlegen, welches Napoleon von Sachse her bedrohte. Jetzt gab es täglich kleine Gefechte, meistens in Mecklenburg Am 20. August langte das Lützowsche Korps unweit Schwerin an; di Franzosen, welche in Schwerin lagen, hatten auf der Straße nach Gadebusch hin ihre Vorposten aufgestellt. Einen Streifzug zu unternehmen, brach Lützow am 25. August von Warsow mit seiner Reiterei und einem Zug von 100 Kosaken, welche der Graf Theodor Hardenberg führte, auf. Un 3 Uhr morgens marschierte man von dem Gute Lützow, nahe der Straß von Schwerin, nach Gadebusch. Auf tief gelegenem, von Tannen und Birken geschütztem Gelände wurde Halt gemacht. Bei der Rast in diesen Gehölze entstand Körners letztes Gedicht, das „Schwertlied“, welches er mi Bleistift in seine Brieftasche schrieb, wo man es nach seinem Tode fand.

Während man hier rastete, erspähten einige auf einer nahen Anhöhe ausgestellte Kosaken einen aus Gadebusch heranziehenden Wagenzug unter Infanterie-Bedeckung, dessen Aufhebung Lützow sofort beschloß. Kaum war dieser Zug auf einem offenen Raume angelangt, so stürzten die Reiter hervor und griffen die Bedeckung an. Ein Teil derselben flüchtete in das Holz, wo das Gefecht fortgesetzt wurde. Unter den eifrigsten Verfolgern war Theodor Körner, am Nordrande der Tannen, dort, wo die vordersten Wagen hielten und die Feinde sich am zahlreichsten gesammelt hatten. Hier wurde er von der tödlichen Kugel getroffen, welche ihm unter der Herzgrube in den Unterleib drang und Leber und Rückgrat verletzte. In dem Augenblicke, als er vom Pferde stürzte, waren schon zwei seiner Freunde in seine Nähe geeilt. Diese hoben ihn auf und trugen ihn unter fortgesetztem Feuer der Feinde an die linke Seite des Fahrwegs, wo sie ihn, mit dem Rücken an eine Birke gelehnt, niedersetzten. Er sprach nur noch wenige Worte und sank ihnen dann sprach- und bewußtlos in die Arme. Man legte ihn auf einen Wagen; auf einen anderen Wagen war die Leiche des Grafen Hardenberg gebettet, der durch eine Kugel in die Schläfe etwas früher getötet worden war.

Der Zug mit den Gefallenen, von denen Körner noch atmete, aber trotz der schnell herbeigerufenen Pflege des geschickten Wundarztes in kurzer Frist verschied, ging zuerst nach dem Hofe Lützow zurück und dann nach Wöbbelin, wo in dem letzten Hause am südlichen Ausgange des Dorfes die Leichen der Gefallenen nebeneinander auf den Estrich niedergelegt wurden. Die Trauer im Korps war eine allgemeine und tiefe. Der Schmerz lag auf dem Gesichte aller. Jeder drängte sich zu Körners teurer Leiche mit Eichenlaub und Blumen. Mit Eichenlaub und Blumen füllte man auch den Sarg, welchen zwei Tischler aus dem Lützower Korps angefertigt hatten; die Freunde rüsteten mit eigener Hand die Gräber. Sie hatten zu diesen einen Platz im freien Felde gewählt, der, beschattet von zwei schönen Eichen, nahe dem Dorfe lag. Unter der größeren sollte Körner ruhen. Die Bahren, auf welchen die Leichen getragen wurden, hatte man aus jungen Baumstämmen und aus Wagenleitern angefertigt und mit Eichenzweigen geschmückt. Nach Mittag, am 27. August, setzte sich der Grabeszug, eröffnet von dem gedämpften Wirbel Wallmodenscher Trommeln, unter tiefster Wehmut aller Anwesenden, in Bewegung. Zahlreiche Freunde bildeten das Grabgeleite. Unter Anstimmung des Liedes: „Vater, ich rufe Dich" wurde Körners Sarg in die Gruft gesenkt, und zum Schlusse sang man, soweit die überwältigende Rührung es gestattete: „Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!" Darauf wölbten die Freunde den Hügel und deckten ihn mit frischem Rasen. Die Stätte ist eine geweihte geblieben bis auf den heutigen Tag und wird es auch ferner bleiben. Die Körnereiche, dieser schöne Baum von sinnig bedeutungsvollem Wuchse, beschattet jetzt zwei Gräber. Körners Schwester, Emma, erlag nämlich am 15. März 1815 dem Nervenfieber und wurde auf ihren Wunsch neben dem geliebten Bruder begraben. In gedoppeltem Stamme, scheinbar aus einer Wurzel entsprossen, erhebt sich die Eiche, mächtig und groß, die Zweige der Krone ineinander verschlingend, als wollten sie hindeuten auf das Geschwisterpaar da unten, das bis in den Tod sich durch die Bande der Liebe treu umschlungen hielt.

3. Max von Schenkendorf.

Gottlieb Ferdinand Maximilian von Schenkendorf war der Sohn eines preußischen Offiziers, der ein kleines Landgut in der Nähe von Tilsit besaß, wo unser Dichter am 11. Dez. 1783 geboren wurde. Nach vollendetem fünfzehnten Jahre ging er nach Königsberg, um Staats- und Volkswirtschaftslehre zu studieren, und hielt sich während dieser Zeit oft in der Familie des Grafen Dohna auf, die sich ebenso durch Geist und Patriotismus, als durch Frömmigkeit auszeichnete und großen Einfluß auf den Jüngling übte. Im Jahre 1804 kehrte er nach Königsberg zurück, wählte nach beendeten Studien das Amt Waldau zu seiner Tätigkeit als Referendar und lernte hier die Frau kennen, die nach langem Kampfe endlich die seinige ward. Manches Gedicht war schon während dieser Zeit entstanden; eifrig wurden von ihm Klopstock, Goethe und Schiller gelesen. Mächtig muß besonders Wallenstein ihn ergriffen haben; denn nach der Lektüre desselben unterzeichnete er sich: Max von Schenkendorf, während er bis dahin Ferdinand als seinen Vornamen geführt hatte. Einen großen Eindruck machte auch die Königin Luise auf ihn, die er in Königsberg, wohin er wieder zurückgekehrt war, kennen lernte und die auch von Körner, ja von der ganzen patriotisch gesinnten Jugend jener Zeit schwärmerisch verehrt wurde. In seinen Poesien nahm anfangs das Religiöse eine hervorragende Stelle ein; mit Politik hatte er sich bis dahin wenig befaßt. Im Jahre 1813 ergriff ihn aber die patriotische Begeisterung so mächtig, daß er trotz seiner unbrauchbaren rechten Hand, die ihm in einem Pistolenduell verstümmelt worden war, zu den Fahnen eilte, Frau und Freunde verließ und alle Mühen, Sorgen und Gefahren des Feldzuges teilte. Konnte er auch nicht mitfechten, so war er doch unermüdlich im Lager des Generalstabs tätig und ließ unaufhörlich seine frommen, kühnen, ritterlichen Lieder erklingen. Nach beendigtem Kriege lebte er in Koblenz als Regierungsrat, wo er sich die allgemeine Achtung erwarb und viel dazu beitrug, die Bewohner der Rheinprovinz nach und nach für die preußische Regierung zu gewinnen. Er starb leider schon im Jahre 1817, gerade an seinem Geburtstage. Im Jahre 1861 wurde ihm in Koblenz ein Denkmal gesetzt, bestehend aus einer Bronzebüste. Auf dem schwarzmarmornen Sockel, welcher Schwert

Leier und Lorbeerkranz trägt, stehen mit einiger Veränderung die Worte aus dem herrlichen Totenliede, welches Arndt ihm als Denkmal gesetzt hat:

Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Mächtig gesungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo es erklungen.

Wenn von dem vorher besprochenen edlen Sängerpaare der eine sich zu dem andern wie der Mann zum Jüngling verhält, in Arndts Liedern die unwiderstehliche Gewalt des männlichen Zornes, in Körners Gesängen die jugendlich schwungvolle Begeisterung zur Erscheinung kommt, so tragen Schenkendorfs Dichtungen mehr einen weichen, wehmütigen, fast frauenhaften Charakter an sich und erinnern in demselben Maße an die romantische Schule, wie Körners Lieder an die Schillersche. Mit seinem Patriotismus ist die tiefste Sehnsucht nach der Vergangenheit und ihren Zuständen verbunden, aber in gesunder Weise, frei von aller trüben, romantischen Ziererei, nur auf eine einzige große Tat gerichtet: auf den Befreiungskrieg. „Er preist altdeutsche Kraft, Sittenreinheit und Frömmigkeit als Waffe gegen den äußeren Feind, wie als Schutzwehr gegen inneren Verfall, singt mit schwärmerischer Hingebung vom deutschen Kaisertum, dessen Herrlichkeit er von neuem heraufbeschwören möchte, und ist begeistert für den Rhein und seine Burgen.“ Aus dem Zwiespalt, den das Hängen an dem Alten und das Sehnen nach dem Neuen in ihm hervorrief, ist jener ihm eigene, wehmütige, oft so rührend ergreifende Ton entsprungen, der seinen Gedichten eigen ist und durch den sie einen weiten Widerhall fanden.

Mit wahrhaft prophetischer Ahnung hat er von der verloren gegangenen Perle des deutschen Reichs, von Straßburg gesungen:

„Wie tief auch noch versunken
Die alte Herrlichkeit,
In Asche glimmt ein Funken,
Wir wecken ihn zur Zeit.
Es kommt ein Tag der Rache
Für aller Sünder Haupt,
Dann sieget Gottes Sache,
Das schauet, wer geglaubt.
Dann wollen wir erlösen
Die Schwester, fromm und fein,
Aus der Gewalt der Bösen,
Die starke Burg am Rhein;
Die Burg, die an den Straßen
Des falschen Frankreich liegt,
In der nach ewigen Maßen
Erwin den Bau gefügt!“

Das deutsche Reich ist seine Herrin, der er sich ewig verbündet hat:

Wer dich nur schauet, muß entbrennen
In Liebesglut und Andacht gleich!
So laß mich deinen Namen nennen,
Mein heiliges, mein deutsches Reich!

Als aber nach dem ersten Pariser Frieden 1814 die von ihm sehnlichst gehegten Erwartungen einer Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs und seiner Herrlichkeit sich nicht erfüllten, dichtete er das schöne Lied:

„Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich euch doch treu,"

worin er den Schwur erneuert, fest an Kaiser und Reich zu halten:

„Ihr Sterne seid mir Zeugen,
Die ruhig niederschaun,
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen traun:
Ich will mein Wort nicht brechen
Und Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Von Kaiser und von Reich!'

Mit Recht hat man ihn als den „Kaiserherold" gefeiert, wie man später auch Geibel*) als einen solchen feiern konnte. Eines seiner schönsten patriotischen Gedichte ist dem Andenken Scharnhorsts gewidmet, dem genialen Schöpfer der allgemeinen Wehrpflicht, dem auch an den glänzenden Erfolgen der deutschen Waffen im Jahre 1870 sein redlicher Ruhmesanteil gebührt und dessen Name für alle Zeiten unauslöschlich an die Umgestaltung des preußischen Heerwesens geknüpft ist.

Auf Scharnhorsts Tod.

1. In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen;
Doch ihn traf der Todesstrahl.

2. „Kugel! raffst mich doch nicht nieder;
Dien' euch blutend, meine Brüder!
Bringt in Eile mich nach Prag.
Will mit Blut um Östreich werben;
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag."

*) Vergl. weiter unten Seite 297.

3. Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reißet alle Blüten ab;
Nennen dich mit leisen Schauern
Heil'ge Stadt! nach deinen Mauern
Zieht uns manches teure Grab.

4. Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt
Zu dem alten deutschen Rate,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

5. „Grüß euch Gott, ihr teuern Helden!
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden!
Schaut! ich trage Sühnewunden
Aus der heil'gen Opferschlacht!"

6. Solches hat er dort verkündet,
Und wir alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei!
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Mut erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

7. Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben:
Scharnhorst ist er drum genannt.

8. Keiner war wohl treuer, reiner!
Näher stand dem König keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz!
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz!

Der im Jahre 1813 eröffnete Feldzug gegen Napoleon wurde leich anfangs mit einer solchen Hartnäckigkeit geführt, daß Gneisenau ereits im Mai desselben Jahres schrieb: „In vier Wochen haben ir mehr als zwanzig heftige Gefechte und drei Schlachttage

gehabt". Die Kanonen donnerten bald hier bald dort die grausigste Musik, und die schmetternden Hörner gaben oft einen ganzen Tag hindurch die blutigsten Signale. Der Dichter nennt daher den begonnenen Feldzug sehr bezeichnend „einen wilden Kriegstanz" und vergleicht ihn ebenso bezeichnend mit einem großartigen Turnier, in welchem die Helden Preußens ihre Lanze mit Napoleon brachen. Von den Helden hebt er insbesondere Scharnhorst hervor, von welchem er sagt, daß er in diesen Turnieren „die schönste Heldenlanze gebrochen", d. h. den höchsten Preis errungen habe. Kennzeichnen diese Vergleiche Schenkendorf schon als den poetisch-sinnigen Schlachtensänger und Ausdeuter, so tut dies noch mehr die Auffassung, welche er in der 4. und 5. Str. dem Tode des Helden gibt. Der an seinen Wunden Erlegene ist dem Dichter ein Bote, welcher Karl dem Großen verkünden soll, daß das deutsche Volk aufgewacht ist. Schenkendorf lenkt dadurch, wie er dies in vielen Gedichten tut, den Blick von der Trübung der Gegenwart auf eine im verklärten Lichte erscheinende Vergangenheit, wodurch sowohl die Gegenwart weniger schwer empfunden, als auch ein erfrischender Hauch für die Zukunft gewonnen wird. Daß der Held sich nach dem Ausbruche des Kampfes, für dessen Erfolg er lange unermüdlich tätig gewesen war, gesehnt hatte, liegt in den Worten: „Lustig auf dem Feld bei Lützen sah er Freiheitswaffen blitzen", d. h. Waffen für die Befreiung des Vaterlands. War nun auch der Erfolg bei Lützen kein glänzender Sieg, so konnte der verwundete Feldherr sich doch seines Werkes freuen; denn diese Schlacht war so gewaltig und außerordentlich, daß sie das Gelingen des großen Befreiungswerkes schon ahnen ließ. So hat der früh Dahingeschiedene, wenn auch nicht die Frucht, doch die Blüte seines Wirkens vor seinem Tode noch geschauet, was in obigen Worten ebenfalls angedeutet ist.*)

Die 2. Str. enthält in ihrem Anfange eine noch kühnere bildliche Ausdrucksweise, als die erste, indem die feindliche Kugel als persönliches Wesen mit einem bestimmten, aber mißglückten Wollen aufgefaßt und von dem verwundeten, todesmutigen Helden angeredet wird, der, die Wunde nicht achtend, dem bösen Willen der Kugel spottend, zu ihr sagt: „Raffst mich doch nicht nieder" und dann ungebeugten Mutes erklärt, daß er dem Vaterlande weiter dienen werde, was sich darauf bezieht, daß er gleich nach der Schlacht Tag und Nacht reiste, um Österreich zum Bündnis zu bewegen. Wieder lenkt der Dichter den Blick auf ein Ereignis aus der Ver-

*) Die ganze Wucht des Kampfes fiel auf die Preußen, da der russische Oberbefehlshaber Wittgenstein durch seine verfehlte Anordnung nicht rechtzeitig eingriff, während die den Verbündeten weitaus an Zahl überlegene französische Armee fortwährend Unterstützung erhielt.

gangenheit, um daraus eine Art von Trost für den Tod des Helden zu schöpfen, da dieser an einem Orte starb, der bereits von einem anderen Helden durch seinen Tod für das Vaterland geweiht worden war. Vor Prag fiel nämlich 1757 der tapfere Feldmarschall Schwerin.

Mit Wehmut wendet er sich nun an diesen Sterbeort. „Leise Schauer" ziehen dabei durch sein Gemüt. Zuerst nennt er die Stadt eine „arge", weil sie dazu ausersehen scheint, die edelsten und besten Helden in ihren Mauern sterben und Heilige von ihrer Brücke sinken zu sehen. Das letztere bezieht sich auf die bekannte Geschichte von Nepomuk, dem Beichtvater der Gemahlin des Königs Wenzel, auf dessen Befehl Nepomuk von der Brücke der Moldau in die Fluten gestürzt wurde, weil er das Beichtgeheimnis der Königin nicht verraten wollte. Wenn der Dichter nun gleichwohl am Schlusse der Strophe die Stadt eine „heilige" nennt, so tut er dieses vornehmlich im Hinblick auf Scharnhorst und Schwerin.

Die beiden folgenden Strophen, die zu ihrer Grundlage die altdeutsche Vorstellung von der Versammlung heimgegangener Helden in Walhalla haben, bilden den eigentlichen Kern des Liedes, der in den Gedanken gipfelt: daß die alte Heldenkraft im deutschen Volke erwacht ist und daß Deutschland wieder wie ehedem eine geachtete, von seinen Feinden gefürchtete Stellung in Europa einnehmen wird. Mit diesem prophetischen Glauben ist Scharnhorst gestorben, in so unzweifelhafter Gewißheit desselben, daß er dem harrenden Kaiser Karl schon vor der erfolgten Befreiung Deutschlands die frohe Kunde bringt, daß Deutschland sein ihm gebührendes „Recht", die lang entbehrte Unabhängigkeit, gefunden habe, obschon die Kämpfe vor dem Tode des Helden noch keine entscheidenden Siege gewesen waren. Die Erinnerung an den ersten großen, deutschen Kaiser, der, angetan mit seinem Ritterschmucke, Vorsitz hält, gehört zu den oft wiederkehrenden Gedanken der Schenkendorffschen Muse, ebenso die ernste Deutung, welche er dem Berichte Scharnhorsts in dieser ewigen Ratsversammlung gibt. Die Wunden des Helden sind ihm Sühnewunden für schwere Verschuldungen des deutschen Volkes, und die Lützener Schlacht ist ihm eine heilige Opferschlacht für verschuldete Schande und Schmach, eine Auffassung, die dem Befreiungskriege eine tiefreligiöse Grundlage verleiht, wie sie bei Arndt und Körner zwar auch nicht fehlt, bei diesen jedoch nicht in der strengen Weise der Selbstverschuldung und der Sühne durch Buße bis in den Tod erfaßt wird. Durch diese Auffassung wird in den Schenkendorffschen Liedern der glühende Haß, in den Arndt seine Vaterlandsliebe taucht (das Wort „Rache" kommt bei Schenkendorf nur selten vor), fern gehalten, aber darum doch nicht

minder der Kampf bis in den Tod gefordert.*) Scharnhorst soll hinfort das Feldgeschrei aller deutschen Krieger werden. Im gleichen Sinne und Eifer, wie er für die Wiedergeburt des deutschen Volks gestritten und gelitten hat, soll das ganze Heer weiter gehen, soll vollenden, was er begonnen, und sein Wort, das er im Himmel als Verklärter verkündet, nicht zur Lüge werden lassen. Und es ist nicht zur Lüge geworden! Nach Lützen und Bautzen kam ein Leipzig. Daß dieses kommen müsse, dieser Glaube lebte bereits nach jenen Schlachten, obschon sie keine Siege waren.

Der Schluß des Gedichts enthält noch eine Charakteristik des Helden, die in sinniger Weise von seinem Namen ausgeht, insbesondere von der zweiten Silbe „Horst", die den Dichter an den Aufenthalt der Adler erinnert und ihn zu der Vergleichung veranlaßt, daß, wie das Leben dieser Vögel an die höchsten Höhen geknüpft ist, auch Scharnhorst von Jugend auf sein Leben nur dem Höchsten zugewandt hat: der Befreiung des Vaterlandes und der Wiedergeburt desselben, der sittlichen wie der politischen. Hierauf werden die hervorstechenden Züge seines Wesens aufgeführt; zuerst wird seiner Treue gedacht. Mit Recht ist diese an die Spitze gestellt; denn die Treue ist das edelste Gut und der beste Schatz in dem Leben des einzelnen wie in dem eines ganzen Volks. Scharnhorst besaß sie im hohen Maße. Von seinem edlen Streben konnte ihn nichts abbringen, kein Hindernis, keine Anfeindung. Unermüdlich hat er für dasselbe lange sorgenvolle Jahre gearbeitet, gestritten und gelitten. Das ist aber nur möglich bei einem Charakter, der keine selbstsüchtigen Zwecke verfolgt, auch nicht auf Dank und äußere Anerkennung rechnet. Darum erwähnt der Dichter als zweiten Zug seines Wesens die Reinheit seiner Gesinnung. Beide Eigenschaften machten ihn zu einem werten Freunde des Königs, der denn auch an ihm festhielt, obschon in der Umgebung des Königs anfangs viele Widersacher Scharnhorsts sich befanden, die am Alten hingen und der Volksbewaffnung, welche ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit war, ihre Zustimmung versagten. Wenn der Dichter dann fortfährt: „Doch dem Volke schlug sein Herz", so deutet er damit an, daß alles, was Scharnhorst erstrebte,

*) In einem andern Liede Schenkendorfs heißt es:

Wir haben alle schwer gesündigt,
Wir mangeln allesamt an Ruhm;
Man hat, o Herr, uns oft verkündigt
Der Freiheit Evangelium;
Wir aber hatten uns entmündigt,
Das Salz der Erde wurde dumm;
So Fürst als Bürger, so der Adel,
Hier ist nicht einer ohne Tadel.

nur dem Wohle des Volkes galt, und daß er nicht etwa aus Ehrgeiz und persönlichen Rücksichten sich die Gunst des Königs zu erwerben suchte. — Es sind keine blendenden Eigenschaften, welche der Dichter hervorhebt; solche besaß der ernste, still und rastlos wirkende Mann nicht; aber seine schlichte, anspruchslose Weise, seine ausdauernde, unerschütterliche Willenskraft, sein Verzichten auf jede persönliche Anerkennung machten ihn gerade geeignet, unter den schwierigsten Verhältnissen sich in seiner Stellung zu erhalten und dem Hochmute und der Leichtfertigkeit die Spitze zu bieten. Er ist arm gestorben. Obgleich Millionen durch seine Hände geglitten waren, so ist doch, wie Arndt sagt, auch nicht der Schmutz eines Kupferpfennigs daran kleben geblieben. Ein solcher Charakter kann der Verheißung, mit welcher das Gedicht schließt, gewiß sein. Dasselbe gliedert sich in vier Teile und ist ein erhabener, weihevoller Grabgesang. Dem entsprechend ist der ernste Ton und der ernste Inhalt des Gedichts, wie auch der Gedankengang desselben. Notwendigerweise muß der Dichter zunächst der Todesursache des Helden gedenken. Zweierlei führt er an: seine Verwundung in der Schlacht bei Lützen und seine unmittelbar darauf unternommene Reise, um Österreich zum Bündnis gegen Napoleon zu gewinnen, ohne vorher die Heilung der Wunde abzuwarten, die sich durch die Reise so verschlimmerte, daß sie ihm den Tod brachte. Beides legt an sich schon ein Zeugnis von der hehren Vaterlandsliebe des Helden ab. Hieran schließt sich eine Klage über seinen frühen Tod, die an den Ort, wo er gestorben, geknüpft ist. In welchem zuversichtlichen Glauben er unermüdlich gelebt und gewirkt hat, auch in demselben gestorben und ins Jenseits geschieden ist, führt der zweite Teil des Gedichts aus (Str. 4, 5), woran sich dann im dritten Teile die mahnende Aufforderung knüpft, ihm in der opferbereiten Vaterlandsliebe ohne Wanken und Schwanken mutig zu folgen. Zum Schluß deutet der Dichter, wie bereits erwähnt, den Namen des Verklärten und leitet aus diesem ebenfalls die Hauptcharakterzüge des Helden ab, welche über das Grab hinaus der Liebe und Verehrung des Volks sicher sein können. Bezeichnend ist, daß auch Rückert einen der Helden der Befreiungskriege als würdigen Siegesboten zu den im Himmel versammelten Ahnen sendet, nämlich Feldmarschall Blücher.

Soldaten-Morgenlied.

1. Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer aus der Ruh';
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.

Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenrot,
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

2. Du reicher Gott, in Gnaden
Schau her vom blauen Zelt,
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
Und gib uns heute Sieg!
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg!

3. Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar,
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

4. Dann Klang von allen Türmen
Und Klang aus jeder Brust
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebenslust!
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei,
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Schon die ersten Zeilen des mitgeteilten Liedes entrücken uns dem gewohnten Kreise des friedlichen Lebens am häuslichen Herde. Mit wenigen Worten versetzt uns der Dichter sogleich mitten in ein Feldlager und zwar zur Zeit des anbrechenden Tages. Die Schläfer haben die Nacht hindurch auf der harten, kalten Erde geruhet, ihnen zur Seite die Waffen. Die ersten, welche erwachen, sind die treuen Pferde. Des wiederkehrenden Lichts sich erfreuend, bringen sie den Schlafgenossen ihren Morgengruß. Auch die blanken Waffen, vom Frührot schön erglänzend, strahlen freundlich im Morgenlicht ihnen entgegen. Mit Recht nennt sie der Dichter die „lieben Waffen", mit Recht nimmt er sie zum Ausgangspunkte des Gebets, denn im Felde gibt es für den Soldaten nichts, was ihm so lieb wäre, als seine Waffen. Tag und Nacht kommen sie nicht von seiner Seite; er hütet sie förmlich mit einer Art von Zärtlichkeit.*) Sie fesseln auch jetzt zuerst seine Gedanken; bei ihrem Glanze malt er sich das Glück aus, durch sie zu Sieg und Ehren zu gelangen. Keines Menschen Leben ist jedoch so unsicher, als das eines in die Schlacht ziehenden Kriegers; darum bietet sich der Gedanke an den Tod bei Erwähnung der Zukunft von selbst dar. Lange hängt indes der mutige Krieger diesem Gedanken nicht nach, zumal in der Morgenfrühe, die alles mit einem frischen Lebensgefühle durchströmt. Aber sein Gemüt hat doch eine ernste, fromme Richtung genommen, so daß er sich nun betend an den wendet, in dessen Hand allein Leben und Tod steht.

Zunächst bittet er Gott, daß dieser sein Antlitz ihm und seinen Kampfesgenossen gnädig zuwenden möge. Bezeichnend und schön ist hier der Ausdruck „vom blauen Zelt", da er der mit Zelten versehenen Örtlichkeit entspricht; ebenso bezeichnend sind die Worte:

„Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld,"

*) Vergl. Körners Schwertlied S. 61.

indem dadurch die Freiheitskriege als heilige, von Gott gewollte Kriege bezeichnet werden. Darum gilt es, den kühnen Mut nicht nur den Heerführern gegenüber zu beweisen und deren Erwartungen zu entsprechen, sondern auch „vor Gott zu bestehen", der durch seine wunderbare Fügung den Deutschen nach jenem schrecklichen Winter von 1812 die Waffen gleichsam in die Hand gedrückt hat. Daß die Verbündeten für eine heilige Sache streiten, hat der Dichter am Schlusse der 2. Str. noch besonders durch die Worte ausgedrückt: „Die Christenbanner wehen! Dein ist, o Herr, der Krieg!" Die Banner der Franzosen waren nach römischer, also heidnischer Weise, mit einem Adler verziert; die Preußen dagegen hatten das Kreuz als Ehrenzeichen für den Kampf bestimmt; schon dieses berechtigte den Dichter zu obiger Ausdrucksweise.

In den beiden letzten Strophen wenden sich die Gedanken des Betenden vorzugsweise der Zukunft zu und zwar dem Tage, an welchem die Freiheit errungen, der Zweck des Krieges erreicht und der Friede gesichert ist. Da unserer wackerer Krieger ein Morgengebet hält, so spricht er von einem „Morgen", der noch kommen soll. Er nennt ihn „mild und klar": mild, weil dann aus dem Herzen die blutigen Gefühle des Todes und des Hasses gewichen sind, klar, weil dann das Leben wieder ein geregeltes und gesichertes ist. Noch ist dieser schöne Friedensmorgen dem menschlichen Auge in das Dunkel der Zukunft gehüllt, nur die Engel schauen ihn; aber mit froher, zweifelloser Zuversicht glaubt der Betende in Gemeinschaft aller Frommen an diesen Tag, und in diesem zuversichtlichen Glauben fühlt er sich nicht bloß mutig gehoben und gestärkt, er wünscht die schöne Zeit der Freiheit und des Glücks auch mit Sehnsucht recht bald herbei, also daß er ausruft:

„O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!"

In ganzer Herrlichkeit entfaltet sich das Bild dieses Tages am Schlusse seines Gebets als Jubeltag des Friedens.*) Wie erregt

*) Zur Vergleichung diene die schöne Schilderung des Max Piccolomini in Schillers Wallenstein:

„O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Mai'n, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Tore gehen auf von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen;
Hell klingt von allen Türmen das Geläut',

sein Inneres ist, lassen sowohl die elliptischen Sätze erkennen (es fehlt ihnen das Prädikat „wird sein"), wie auch die schnell aufeinanderfolgenden Jubelklänge der Festfreude. All' das Glück dieser Zeit wird dann zusammengefaßt in die Worte:

„Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust!"

Und wenn dann von den Heldentaten der tapferen Krieger erzählt wird (und es wird jetzt noch davon erzählt), welch eine selige Freude werden diejenigen empfinden, welche sagen können:

„Wir waren auch dabei!"

So schließt das Gebet unseres Kriegers mit dem Hinblick auf einen ruhmreichen Frieden. Es sind nicht heftige Leidenschaften, welche ihn zum Mut und zum Kampfe anfeuern; es sind ruhige, fromme Empfindungen, voll Glauben und Vertrauen, die ihn beseelen; aber wer mit solcher Gebetsstimmung in den Kampf zieht, der hat den schlimmsten Bundesgenossen der Gefahr, die Furcht, hinweggebannt, der kann dem Tode kühn und freudig ins Antlitz schauen und ist auch in der rechten Verfassung, das Geschenk des Friedens aus Gottes Hand zu nehmen. Dieses ist der Grundgedanke des Gedichts.

Die beiden mitgeteilten Dichtungen Schenkendorfs zeigen schon hinlänglich, wie verschieden im Ton und in der Behandlung dieselben von den voraufgegangenen sind. Es ist eben, wie bereits im Eingange bemerkt wurde, die Romantik, aber die gesunde, die sich hier mit dem Schwerte gürtet und für die Gegenwart und ihre Forderungen in christlicher Frömmigkeit und mit der Sehnsucht nach Kaiser und Reich in die Schranken tritt, voll Vertrauen auf den heiligen, gewaltigen und gnädigen Gott und mit der Forderung, daß nach den Kämpfen nicht äußerlich allein, sondern auch innerlich ein neues, frisches Leben beginne. Und wenn man des Jahres 1871 gedenkt, das dem deutschen Volke Kaiser und Reich gebracht

---

Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd.
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum,
Das längst verlass'ne, ein; mit breiten Ästen
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.
O! glücklich, wem dann auch sich eine Tür',
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen."

hat, so ist es uns, als hätte der Dichter auch in folgender Stelle wieder ein voraussehendes Wort gesprochen, wenn er singt:

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen, mild und klar,
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Themen.

1. Ein Feldnachtlager.

Beschreibung eines Gemäldes.

Der Schauplatz ist eine weite, hügelige Ebene, hier und dort mit Baumgruppen besetzt, die aus Eichen und Buchen bestehen. In langer Linie dehnt sich das Lager aus; überall lodern Wachtfeuer empor, auch aus den Vertiefungen sieht man Rauch in die Höhe steigen, ein Zeichen, daß dort ebenfalls Feuer brennen. Überall erblickt man zusammengestellte Gewehre und kleine Hütten, die teils aus Baumzweigen, teils aus alten Brettern angefertigt sind; einige aus Stroh gemacht. Es herrscht noch reges Leben im Lager, indem immer noch neue Truppenteile ankommen; Pferde werden abgeschirrt, Kanonen in Reih' und Glied aufgefahren, Wachen ausgestellt. Die meisten Krieger haben sich jedoch bereits um die Wachtfeuer geschart; einige sind mit dem Kochen des Abendessens beschäftigt, andere rauchen in behaglicher Ruhe ihre Pfeife, noch andere putzen und untersuchen die Waffen. Auch solche, die eine leichte Wunde davongetragen haben, sieht man; dem einen ist der Kopf mit einer Binde umwunden, der andere trägt den Arm im Tuche. Hier stattet ein eben angekommener Husar, dessen Pferd noch völlig gesattelt und gezäumt neben ihm steht, einem Offizier Bericht ab, und dort stehen drei Grenadiere, die eifrig etwas besprechen. Kaum erkennbar sind die, welche tief im Hintergrunde an der äußersten Grenze des Lagers sich befinden. Das hellste Licht fällt auf eine Gruppe, welche sich im Vordergrunde um die Wachtfeuer gelagert hat. Die verschiedenen Uniformen, das Metall der Waffen, selbst die Äste und Blätter der nächsten Bäume treten mehr oder weniger durch die Beleuchtung hervor, deren Wirkung durch das Mondlicht eine ganz eigentümliche ist.

2. Die heimkehrenden Krieger.

Dann klang von allen Türmen
und Klang aus jeder Brust
und Ruhe nach den Stürmen
und Lieb' und Lebenslust!

In diesen Versen Max von Schenkendorfs spiegeln sich die Gefühle wieder, wie er sie 1815 empfand, als die deutschen Truppen siegreich aus Frankreich zurückkehrten. Noch dreimal im Verlaufe des 19. Jahrhunderts hat das deutsche Volk seine heimkehrenden Krieger in solcher Stimmung begrüßen dürfen: 1864 nach dem siegreichen Feldzuge gegen Dänemark, 1866 nach dem Bruderkriege mit Österreich und besonders 1871, als es uns gelungen war,

französischen Übermut abermals zu dämpfen, in einer Reihe großer Schlachten dem Feinde abzusiegen und auf feindlichem Boden, im Lustschloß der einstigen französischen Könige zu Versailles, den deutschen Kaiserthron wieder zu errichten. War das ein Jubel, als der Friede unterzeichnet und der Tag der Rückkehr für unsere braven Truppen festgesetzt war. Überall regten sich jetzt die Hände, um sie festlich zu empfangen. In jedem Hause wurden Kränze und Girlanden gewunden, und wer noch keine Fahne besaß, ließ rasch eine solche herrichten. Die Geschäfte ruhten, das gewöhnliche Treiben war verstummt. An allen Häusern wurde gehämmert und geklopft, und bald sah man bis zum obersten Stockwerk hinauf die Wände mit Girlanden und Kränzen von Eichenlaub geschmückt, ja die ersteren selbst hoch über die Straßen hinweg geleitet und mit jubelnden Inschriften versehen. Da war auch kein Haus, keine Straße, die sich nicht in ein Festgewand gekleidet hätte. Besonders schön machten sich die vielen Fahnen, welche aus den obersten Stockwerken oder aus den Dachluken von Haus zu Haus bis tief in die Straßen herunterhingen und vom Winde lustig hin und her bewegt wurden. Am Tore hatte man eine schöne Ehrenpforte errichtet und daran bis in die Nächte hinein gearbeitet, damit sie noch fertig wurde. Wenige Stunden vor der Ankunft der Truppen stand sie in ihrer ganzen Pracht da. Die Hauptstraßen, durch welche die Truppen ziehen mußten, hatten sich allmählich so mit Menschen gefüllt, daß niemand sich von seinem Platze zu bewegen vermochte, nur der Fahrweg war frei erhalten. Wie die Straßen, so hatten sich auch die Fenster der Häuser mit Zuschauern, Kopf an Kopf, gefüllt. Ehe der Einzug stattfand, war eine harte Geduldsprobe zu bestehen, denn da viele von den Angehörigen der Krieger diese schon am Bahnhofe empfingen, ihnen Erfrischungen und Kränze reichten, so vergingen mehrere Stunden, ehe der Zug in die Stadt kam. Endlich erkannte man an dem Schwenken der Tücher aus den Fenstern, an dem Hurraruf und dem Werfen der Blumensträuße, daß er in die Stadt eingezogen sei. Diese Zeichen setzten sich von Haus zu Haus fort und hielten gleichen Schritt mit den einmarschierenden Truppen, was an sich schon ein ergötzliches Schauspiel gewährte. Die Krieger waren zuletzt so von Blumen und Kränzen bedeckt, daß sie wandelnden Blumenvasen glichen. Alle waren hoch erfreut und überrascht von dem überaus herzlichen Empfange.

Wie anders verlief die Heimkehr der tapfren Streiter nach dem fürchterlichen Weltkriege 1914—19! Zwar unbesiegt kehrten auch sie heim. Aber trotzdem lag Deutschland am Boden, erbarmungslos getreten von seinen unedelmütigen Feinden! Das wußten wir, und demgemäß war auch die Stimmung beim Einzug der Truppen: ernst, gedämpft, wehmütig. Zwar fehlte es auch diesmal nicht an Ehrenpforten, Girlanden und Flaggenschmuck. Aber kein helles Jauchzen wollte aufkommen, wenige Glocken nur ließen sich hören, und der traurige Zustand der Uniformen und Geschütze bewies aufs anschaulichste unsern tiefen Fall. Trotzdem ließ die Begrüßung der heimkehrenden Krieger an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Frühlingsgruß an das Vaterland.

(1814)

1. Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

2. Von dem Rheinfall hergegangen
Komm ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell;
Niedersteigen will ich, strahlen
Soll von mir der Freudenschein
In des Neckars frohen Talen
Und am silberblauen Main.

3. Weiter, weiter mußt du dringen,
Du mein deutscher Freiheitsgruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen, stark und weich,
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.

4. Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Herde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht;
Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

5. Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust —
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

6. Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demut und an Macht;
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
In der gottgesandten Flut
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.

7. Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht,
Mannesluft in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

8. Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute deutsche Brüder, höret
Meine Worte, alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

Der geschichtliche Hintergrund unseres Gedichtes geht mit genügender Klarheit aus dem Inhalt hervor; er ist außerdem durch die Jahreszahl 1814 hinreichend bestimmt. Der korsische Eroberer war durch die vereinten Kräfte der geknechteten Völker geschlagen und über die französischen Grenzpfähle zurückgedrängt worden. Der Feldzug hatte sich in Frankreich fortgesetzt, es kam zur Einnahme von Paris, zur Verbannung Bonapartes nach Elba und zum ersten Pariser Frieden, in welchem alle politischen Verhältnisse auf den Stand von 1792 wiederhergestellt wurden. Europa atmete wieder frei. Unter denen, welche den Ereignissen aus nächster Nähe beigewohnt hatten, befand sich auch unser Dichter. Von Jubel erfüllt über das Erreichte, kehrte er nun in die Heimat zurück. Und als

er vom Südwesten her die deutsche Grenze überschritt und die heimatlichen Gauen im Glanze der Frühlingssonne vor sich ausgebreitet liegen sah, da überwältigten ihn die Gefühle dergestalt, daß er das Vaterland mit diesem jubilierenden Hymnus begrüßte.

1. Vorbei ist die Knechtschaft, vorbei ist der Kampf; Frieden ist wieder eingezogen. Die Saaten können wieder gedeihen, die Bewohner glücklich und zufrieden ihrem Erwerbe nachgehen. Da ist's dem Dichter, als ob ihm tausend Freuden winkten, die das Vaterland für ihn bereit hielte, und wie in einem Meer von Wonne vermeint er in seiner Herrlichkeit untertauchen zu können. Schönheit mit Kraft verbunden tritt ihm in dem Bilde der deutschen Landschaft entgegen: Aus dem Sausen der hohen, himmelanstrebenden Eichen, aus dem Brausen der starken Ströme — die er mit dem geistigen Auge gleichsam auf einmal überschaut — glaubt er die heldenhafte Volkskraft zu erkennen, die sich eben in solch triumphierender Weise bewährt hat.

2. Der Rhein und die Donau — beide reichen sich ja in jener Südwestecke unseres Vaterlandes beinahe die Hand — sind es unter den deutschen Strömen, welche ihn wie alte erprobte Freunde zuerst begrüßen. Und die Liebe zum Vaterlande bricht in seinem Herzen hervor, mild und hell, wie freundliche Sterne am dunkeln Nachthimmel. Weitergeben will er diese Liebe. Ihr Freudenschein soll ihm vom Antlitz strahlen, wenn er nun herniedersteigt in die frohen Täler des Neckars und des Mains.

3. Wie eine magische Kraft, die in die entlegenste Ferne wirkt, so soll sein Freiheitsgruß hindringen bis in den äußersten Nordosten des Reiches. Dort, in Tilsit, befindet sich ja sein Vaterhaus, dort lebt ein Menschenschlag, von dem er weiß, daß er immer zum Vaterlande gehalten hat, besonders auch in den Zeiten der tiefsten Not und Schmach. Dort im fernen Osten gelten noch deutsche Worte, schlagen noch deutsche Herzen. So weit reicht das heil'ge deutsche Reich, das so lange törichterweise das römische Reich geheißen hat. Heilig ist ihm sein Vaterland, etwas unantastbar Schönes und Großes, und wert, Gut und Blut dafür zu opfern. Auch das weiland römische Reich deutscher Nation hieß offiziell das „heilige". Aber wie so ganz anders klingt dieses Wort im Munde unseres Dichters!

4. Wieder wendet sich sein Auge der Gegenwart zu. Im Frühling hat das Vaterland sein grünes Festkleid angelegt. Das neue Licht der jungen Sonne übergoldet Tal und Höhen, — den grünen Anger, wo die Herde weidet, den blauen Hügel, wo die Trauben reifen. Wahrlich, einen solchen Frühling hat das Vaterland seit tausend Jahren nicht erlebt, — dieses Vaterland, von dem man bei seiner Zerrissenheit und Erniedrigung mit Fug und Recht be-

zweifeln konnte, ob es noch das alte Deutschland war, das unter einem Armin das Joch der Römer abgeschüttelt, das sich der ungarischen und slawischen Völkerflut erwehrt und unter dem mächtigen Herrschergeschlecht der Hohenstaufen einst das erste im Rate der Völker gewesen ist. So waren die „hohen Väter". Nun brauchen wir nicht mehr vor ihnen zu erröten, nun ist die alte Größe und Herrlichkeit wieder Wahrheit geworden.

5. Wirklich Wahrheit? Volle Wahrheit? Ach, wohl ist der riesenstarke Feind zurückgeworfen, wohl haben sich die einzelnen deutschen Stämme im Feuer der Not zur Nation zusammengeschweißt gefühlt. Wird die Zukunft dieses Werk der Einigung nicht wieder zerfallen lassen? Wir Kinder einer späteren Zeit wissen, welch lange Wartezeit noch zu überstehen war, bevor das Werk der Einigung sich vollendete; wir kennen auch die Hindernisse, die zu überwältigen waren. Schenkendorf aber, prophetischen Geistes, schaute sie voraus: Haß und Argwohn, Geiz und Neid und böse Lust: diesen *inneren* Feind zu bezwingen, das war das schwerere und größere Werk, das die Deutschen noch vor sich hatten. Noch war keine Zeit gekommen, die Hände müßig in den Schoß zu legen und auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen. Eine ernste Geisterschlacht galt es noch zu kämpfen, dann erst „kannst du ruhen, deutsche Brust!"

6. Wie ein Seher des Alten Bundes malt der Dichter nun den glückseligen Zustand aus, der dann eintreten soll. Jeder hat dann die Ehre, die ihm gebührt, keiner begehrt aber auch mehr, als ihm zukommt, keiner mehr Macht! Dies ernste Mahnwort gilt sowohl von den einzelnen deutschen Stämmen als von den deutschen Fürsten. Ohne Unterordnung unter das gemeinsame Ganze, ohne Verzichtleistung auf gewisse Rechte konnte das Werk der Einigung nicht zustande kommen, jener Einigung, die wir das deutsche Kaisertum nennen. „Alte Sünden müssen sterben in der gottgesandten Flut": In erhabenem Bilde schaut er die Zeit der kriegerischen Erhebung als eine neue Sintflut, die alles Morsche, Faule, Verderbliche hinwegspült und Volk und Land entsühnt, wie ein Hoherpriester das Opfer, das Gott dargebracht werden sollte, und weiterhin das opfernde Volk selbst von seinen Sünden lossprach. Dann erst wird der Erbe kommen, der selige Erbe, der Heilige, der Gesalbte, der den Zustand der Glückseligkeit herbeiführen soll.

7. Dann gleicht das Land einem blühenden Garten. Auf den Feldern, auf der Frucht des Weinstocks der Heiligen ruht der Segen Gottes. Fröhlich erschallen die Hörner in den prangenden Wäldern, und in den Hütten empfangen züchtige Frauen die heimkehrenden Jäger. Dann lebt in aller Brust jenes fromme Sehnen nach der Vollkommenheit, das ein Unterpfand ewiger Freiheit ist, weil es die Kraft aus sich gebiert, sie immer wieder neu zu erringen; dann

kann die Liebe ihre zarten Töne anstimmen, können feinere, sanftere Regungen die Herzen erfüllen, — Gemütsregungen, wie sie eben nur dem germanischen Herzen vertraut sind.

8. So hört es denn, ihr Alle, ob ihr in Schlössern, in Städten oder auf dem Lande wohnt, alle Stände, Edelleute, Bürger, Bauern, alle trauten deutschen Brüder, höret die Worte des Dichters und nehmt sie euch tief zu Herzen — es sind alte Worte und schon oft gesprochen, aber sie bleiben ewig neu: Seid einig, bleibt treu euern Idealen, dann wird niemals die Zeit kommen, wo das Deutsche Reich zerstört wäre, wie so manches andere vor ihm, das die Mahnungen der Zeit nicht beherzigt hatte.

Das Gedicht ist ein echter Schenkendorf! Die ganze liebenswürdig-edle, ritterlich-fromme Gestalt dieses reinen Menschen und begabten Dichters tritt uns hier vor Augen: Seine Fähigkeit starken Empfindens, seine heiße Liebe zum Vaterland und zum eigenen Volke, sein reger Naturſinn, sein sittlicher Idealismus, sein Gefühlschristentum, wie vor allem auch und in dem allen die ganze Romantik seines Dichtens und Trachtens. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht besonders der vielfache und mannigfaltige Gebrauch des Wortes „heilig". Er spricht — mit unverkennbar mittelalterlicher Färbung — von einem „heil'gen deutschen Reich", von der „heil'gen Pracht" des zu erwartenden Kaisers, an den das „entsühnte Gut" als an einen „sel'gen Erben" fallen soll, und selbst die Frucht des Weinstocks wird ihm als Gabe des geliebten Vaterlandes „heilig". Die ganze Einführung der Kaiseridee erinnert an die messianischen Hoffnungen der jüdischen Nachkönigszeit — wie denn mehrfache Berührungen unseres Dichters mit den Propheten jener Verfallzeit bereits berührt worden sind. Hat man auf Grund solcher Anschauungen Max von Schenkendorf den „ersten Kaiserherold" genannt und ihn mit Emanuel Geibel dem andern Kaiserherold, verglichen, so erweist er sich diesem auch in seiner priesterlichen Erscheinung, in seinem Dringen auf sittliche Erneuerung und auf Verinnerlichung, verwandt.

Und wie berührt uns Heutige die ernste Schlußmahnung des Gedichtes so bitter: „Nimmer wird das Reich zerstöret, wenn ihr einig seid und treu!" Ach, wir sind leider nicht einig gewesen und nicht treu, und nun ist das Reich zerstört: Wir haben einen Kaiser gehabt, wertvolle, schwer errungene Grenzgebiete sind uns von den Feinden abgeschnitten worden, und in einzelnen Bundesstaaten und Provinzen regen sich Gelüste, die auf eine Lösung vom Reiche hin zielen. Schwere Wetterwolken hängen über unserm lieben Vaterlande. Möge Gott uns gnädig sein! Mit Schrecken und Zerknirschung empfindet heute der deutsche Mensch die ganze Wahrheit des Schenkendorfschen Gedichtes! Aber auch seine zukunftsfrohe Verheißung gewinnt neues Leben aus der Erfahrung dieser grausamen

Weltwendezeit. Und so mögen auch unsere Schüler das Gedicht lesen und dadurch bestärkt werden zu unabläßiger Überwindung der Selbstsucht, zur Hoffnung auf einen neuen deutschen Frühling.

Eines der bekanntesten und liebenswürdigsten Gedichte Schenkendorfs, „Muttersprache", schließt sich insofern an die gegebenen Proben seiner patriotischen Muse an, als es ebenfalls von der innigen Vaterlandsliebe unseres Dichters Kunde gibt.

Muttersprache.

1. Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

2. Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen. muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

3. Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

4. Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Grüften
Längst verschollnes altes Lied,
Leb aufs neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

5. Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Gleich in der ersten Strophe gibt der Dichter einen guten psychologischen Grund an für das innige Verhältnis, in welchem jeder denkende Mensch zu seiner Muttersprache steht. Ist sie doch verknüpft mit unseren frühesten Kindheitserinnerungen! Da sich dem erwachenden Bewußtsein zuerst die Welt des Geistes erschloß, war es die Sprache, welche den Neuling als eine treue Führerin an der Hand nahm, um ihn in den vielverschlungenen Pfaden der Erscheinungswelt liebend zurechtzuweisen. Die Sprachlaute, die das Ohr des Säuglings vernahm, als sich die Mutter liebevoll über ihn beugte, die Sprachlaute, in denen die kindlich-lallende Zunge zuerst den inneren Bedürfnissen, Trieben und Gefühlen Form zu geben suchte: Die müssen ja freilich in alle Ewigkeit einen uneinholbaren Vorsprung vor allen anderen, später erlernten Sprachen haben.

In der Muttersprache pulsiert das Herz des Menschen. Wohl mögen die Wörterbücher für jedes Wort der Muttersprache ein ent-

sprechendes in der Fremdsprache aufweisen: Der Gefühlswert der Worte ist unübersetzbar. Daher kommt es, daß uns die fremde Sprache kalt und herzlos vorkommt. Der Dichter ist ja in der Fremde gewesen, so berichtet er uns aus eigener Erfahrung, daß es ihm trüb zu Sinne gewesen ist, als die welschen Laute sein Ohr umschwirrten und er fremde Worte brauchen mußte. Sie klingen nicht wie ein Gruß, d. i. ein freudiges Zurufen und Zuwinken beim Begegnen, bei dem es uns warm ums Herz wird. Es gibt freilich auch kalte Grüße, wie z. B. das Fremdwort adieu einer war, den wir Deutsche bis zu dem Augenblicke gebrauchten, da sich der ganze gallische Haß auf uns entlud. Ob wir uns freilich bei dem dafür eingeführten „Auf Wiedersehen" mehr denken? Wie anders klingt ein Gruß, wie „Grüß Gott" oder „Behüt' Gott". Das ist ein Gruß, wie Julius Sturm sagt, der recht von Herzen geht, und der vor Gott wie ein Gebet gilt.*)

Während die zweite Strophe die Wirkung der Muttersprache auf Herz und Gemüt ins Auge faßt, wendet sich die Betrachtung in der dritten Strophe mehr dem ästhetischen Charakter, dem Klangwert der heimatlichen Laute zu, und hierbei erhebt sich die Sprache des Dichters selbst zu Klängen von wunderbarem Wohllaut. „Sprache, schön und wunderbar, ach, wie klingest du so klar! Will noch tiefer mich vertiefen in den Reichtum, in die Pracht; ist mir's doch, als ob mich riefen Väter aus des Grabes Nacht." Mit denselben Lauten, mit denen wir uns jetzt das Beste und das Geheimnisvollste sagen, was Menschen untereinander zu sagen haben, schlossen schon vor Hunderten von Jahren unsere Altvordern ihre Herzen einander auf. Die Literaturdenkmale sind es, welche uns Kunde geben von dem Seeleninhalte jenes Geschlechtes, das längst dahin ist.

Nicht dahin aber ist die Heldensprache, das Liebeswort, das sie gebrauchten, und nimmer wird es verwehen, solange ein deutsches Volk auf Erden ist. Gerade die Neuzeit hat ja in höchstem Maße die Dichtungen der Vorzeit und ihre Sprache neu belebt (man denke nur an das Aufkommen der vergleichenden Sprachwissenschaft und der Germanistik). Damals war es ja noch nicht lange, daß unsere

*) Eine hübsche Anekdote möge hier als Beispiel dienen: Zwei deutsche Lehrer gelangten auf einer Wanderung durch die Alpen auch an den schönen Gardasee und nächtigten in einem Örtchen, das nur von Italienern bewohnt ist. Eines Abends fuhren sie auf dem See, da hörten sie aus einem fernen Kahne einen Gesang. Er kam näher, und sie erkannten das deutsche Lied „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten." Dies ergriff sie so, daß ihnen die Tränen aus den Augen flossen. Freilich wurde hier die Wirkung der Muttersprache durch die Macht der Musik verstärkt. Aber man erwäge anderseits wieviel stärker noch die Wirkung hätte sein müssen, wenn der Hörer ganz allein gewesen wäre, und wenn es sich nicht um eine Vergnügungsreise, sondern um einen zwangsweisen Aufenthalt im fremden Lande gehandelt hätte

schönste mittelalterliche Dichtung, das „Nibelungenlied", wiedergefunden worden war. Aus tiefen Grüften war das verschollene alte Lied zu neuem Leben auferstanden. Und wenn es auch nicht gleich von allen in seiner Größe und Erhabenheit verstanden wurde (man denke an das abfällige Urteil des großen Friedrich), so haben sich doch seitdem Tausende von jungen und alten Herzen daran mit neuer Lebensglut erfüllt.*)

Zum Schluß erhebt der Dichter den Blick über die Grenzpfähle des Vaterlandes. Er schaut eine Erde, die Gottes Hauch allüberall belebt. Er schaut die Völker in ihren Bräuchen, Sitten, Taten, und keinem vermag er das Recht des Daseins, ja seine besondere Würde abzusprechen. Aber bei aller Anerkennung des Fremden gehört doch sein Herz und seine Liebe dem Vaterlande, — dem Lande, das ihm die Muttersprache gegeben hat, in der er beten und danken und seine Liebe kundgeben kann, die Sprache, die das Gefäß seiner seligsten Gedanken ist.

Besonders in der letzten Strophe tritt uns die ganze liebenswerte Persönlichkeit unseres Dichters aufs schönste vor Augen. Es ist wohl kaum möglich, den Ausgleich zwischen der gerechten Anerkennung des Auslands und der unvergleichlichen Wertschätzung alles Vaterländischen schöner zu vollziehen, als es hier geschehen ist. Und wir dürfen wohl sagen: Wenn sich Max von Schenkendorf mit Bewußtsein Schillers Idealgestalt, den Max Piccolomini, zum Vorbild genommen hat, so ist er diesem gewiß ziemlich nahe gekommen, insofern, als er die „schöne Seele", von der der Schöpfer des Max eine solch herrliche Zeichnung entworfen hat, in sich verkörpert hat, — die schöne Seele, deren Leitsterne Anmut und Würde sind.

---

*) Es darf hierbei an die vielen neuzeitlichen Umdichtungen dieses alten herrlichen Sagenstoffes erinnert werden: an Jordans „Nibelunge", an Hebbels „Trilogie", an Wagners „Ring".

4. Friedrich Rückert.

Friedrich Rückert begrüßte das Licht der Welt am 16. M
des Jahres 1788 in Schweinfurt, wo sein Vater die Stelle ein
Advokaten bekleidete und wo ihm auch später auf dem Marktpl
ein Denkmal errichtet worden ist. Da der Vater genötigt wa
seinen Wohnsitz öfter zu wechseln, so hat unser Dichter seine Knabe
jahre nicht bloß an dem genannten Orte verlebt. Nach Beendigu
des Gymnasialunterrichts besuchte er auf Wunsch des Vaters d
Universität in Würzburg, um die Rechte zu studieren. Von Wür
burg ging er nach Jena. Die Trockenheit seines Brotstudiums g
nügte indes dem phantasievollen Jünglinge nicht. Das Studiu
der Sprachen und der Literatur zog ihn mehr an. Beim Au
bruch des Freiheitskampfes wollte er, wie sein Bruder, persönli
am Kriege gegen Frankreich teilnehmen; nur den dringendsten Bitt
und Vorstellungen seiner Eltern gelang es, ihn zu der Überzeugu
zu bringen, daß er seine geschwächte Gesundheit durch die Anstre
gungen eines Feldzuges vollends zugrunde richten würde. Hat
nun auch den Freiheitskampf nicht persönlich mitgekämpft, so hat
ihn doch in seinen „geharnischten Sonetten" geistig durchlebt u
durchfochten. Die Ereignisse jener Zeit befeuerten seinen Geni
nicht nur zu dem ersten männlichen Aufschwung, sie ließen in ih
auch einen Nachklang zurück, der ihn noch im hohen Alter bei
Beginn des zweiten Kampfes in Schleswig-Holstein zu Kampfe
liedern begeisterte und ihn auch da wieder als einen echt deutsch
Mann erscheinen ließ, in welchem noch immer dieselbe Flam
loderte, in deren Glut die „geharnischten Sonette" geschmied
waren. Die politische Luft Deutschlands nach den Freiheitskrieg
ward ihm mehr und mehr unerträglich; er ging 1817 nach Itali
verweilte längere Zeit in Rom und Neapel und wandte dort d
italienischen Volkspoesie seine ganze Aufmerksamkeit zu. Heimw
im Herzen, zog es ihn wieder zurück zur deutschen Flur, zunäc
nach Wien, wo er die Bekanntschaft des berühmten Orientalis
J. v. Hammer-Purgstall machte, der ihn auf die Poesie des Morge
landes hinwies, eine Poesie, die statt der Tat den Genuß, st
der Freiheit die Liebe predigt. Mit welcher Gewalt den zur V

schaulichkeit hinneigenden Dichter die letztere ergriff, zeigt sein „Liebesfrühling", ein Liederkranz von ungefähr 500 Liedern, in denen er die Liebe wie ein Erdenhimmelreich feiert und, unmutig über die politischen Zustände, einzig und allein nur von ihr singen will.

„Es reut mich jeder Liedeston,
Der aufs verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt und nicht auf Liebe.
Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern,
Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen."

Am 26. Dez. 1821 führte er diejenige heim, der alle jene sinnigen Lieder des „Liebesfrühlings" geweihet waren, die an Geist und Herzen ihm ebenbürtige Anna Luise Magdalene Fischer, deren Vater Eigentümer des Gutes in Neuseß bei Coburg war, welches Rückert später zu seinem Heim wählte. Unstreitig hat der „Liebesfrühling" trotz seiner Schwächen wesentlich dazu beigetragen, den dichterischen Ruhm des Sängers zu begründen. Im Jahre 1826 wurde Rückert als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen berufen. Trotz seiner Studien drang eine erstaunliche Fülle von Liedern aus seiner Brust. Mit Recht konnte er von sich sagen:

„Mehr als Blumen im Gefilde, sprossen
Lieder täglich unter meiner Feder."

Als Frucht indischer Studien erschien das Epos „Nal und Damajanti", worin der unwandelbaren Frauentreue ein schönes Denkmal gesetzt ist, und „die Weisheit des Brahmanen", ein Meer von Gedanken und Ansichten, jedenfalls Rückerts Hauptwerk und die Krone aller didaktischen Dichtungen, trotz der hier und dort zutage tretenden Trockenheit und Breite. 1838 gab er in 12 Büchern „Rostem und Suhrab" heraus, eine freie Nachdichtung aus dem persischen „Schah-Nameh", und um auch den äußersten Osten Asiens in den Umfang deutscher Poesie zu ziehen, dichtete er das „Liederbuch der Chinesen", so daß durch ihn die deutsche Literatur sich mehr und mehr zu der hohen Stufe einer Weltliteratur gestaltete.

Ein ehrenvolles Handschreiben König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen berief Rückert nach Berlin als Professor der orientalischen Sprachen mit dem Titel eines „Geheimen Rates" und einem Gehalte von 3000 Talern. Lange zögernd, folgte er erst nach mehrfachen Unterhandlungen dem ehrenvollen Ruf im Jahre 1841. Er hat sich indes in die Gesellschaft Berlins nie eingewöhnen können, und obschon ihm die besondere Vergünstigung zuteil wurde, nur im Winter in Berlin leben zu müssen, so verließ

er die Stadt doch schon anfangs März 1848 wieder, um sich ga
in seinem lieben Neuseß niederzulassen, wo seine Familie bereit
seit 1844 wohnte, während er die Wintermonate hindurch i
Berlin eine Art Junggesellenleben geführt hatte. Der König lie
ihm die Hälfte seines Gehaltes als Pension, damit er sorgenfr
leben könne. Leider ward ihm seine Gattin im Jahre 1857 dur
den Tod entrissen. Sie wurde auf dem Kirchhofe zu Neuse
beerdigt. War das Wetter günstig, so sah man ihn jeden Sonnta
ohne Ausnahme nach dem Schlusse der Kirche dem Grabe seine
Frau zuschreiten, um an demselben die Erinnerungen seines ganze
reichen Liebeslebens zu feiern. In seinem späten Alter wurde
ihm mancherlei Auszeichnungen zuteil. Das „freie deutsche Hoch
stift" zu Frankfurt a. M. ernannte ihn zu seinem Meister, sein
Geburtsstadt zum Ehrenbürger und der König Max von Bayer
zum Ritter des Maximilianordens. Während der letzten Hälft
des Jahres 1865, so erzählt sein Biograph Doktor C. Beyer, de
ich hier gefolgt bin, kränkelte er infolge einer Operation. Sei
Gesundheitszustand wurde immer schwankender; er mußte den g
wohnten Spaziergängen in Neuseß und nach seinem Goldberg en
sagen und sich auf kleine Bewegungen im Garten beschränke
Den 31. Jan. des Jahres 1866 entschlief er eines sanften un
schmerzlosen Todes. Am 3. Febr. wurde er unter Beteiligung de
Stadt Coburg und verschiedener Gesandten des deutschen Volke
von Abgeordneten des Herzogs und der Frau Herzogin von Coburg
Gotha auf dem Gottesacker zu Neuseß beerdigt. Selbst die Fraue
Coburgs ließen es sich nicht nehmen, dem Schöpfer des Liebes
frühlings durch ihr Erscheinen bei dem Leichenbegängnis ih
Dankbarkeit zu bezeigen. Die Kränze, die damals sein Gra
schmückten, sind längst verwelkt, nur einer nicht, den der Dichter selb
gewunden:

Die Kränze, die du siehst, sind lauter Trauerzeichen
Erblichner Freuden, die den Freuden nach erbleichen.

Für jede Lust, die starb, zum Denkmal einen Kranz
Hab' ich geflochten, und umkränzt bin ich nun ganz.

Hier hängt der Freundschaft Laub, und hier der Liebe Flitter,
Und hier das Vaterglück, gemäht vom dunklen Schnitter.

Hier welkt die Jugend, hier der Ruhm, und hier daneben
Ist eine Stelle noch für diesen Rest vom Leben.

Wer nach mir übrig bleibt, wann ich geschieden bin,
Häng einen letzten Kranz aus dunkeln Blumen hin.

Und wenn ein Gast besucht die leere Siedelei,
Ihr welken Kränze, sagt: So geht die Welt vorbei!

Der Grundton, welcher sich durch die Poesie Rückerts zieh
gehört der lehrhaften Dichtung an, die der Sänger nach Inha

und Form in einer unübersehbaren Fülle und Mannigfaltigkeit gepflegt hat. Nach dieser Seite hat er der Ruhmeshalle der deutschen Poesie durch seinen Namen einen Schmuck verliehen, auf den sie stolz sein kann. Fast jeder Gedanke, fast jede Anschauung gestaltete sich bei ihm in sinniger Weise zu einem poetischen Spruche bilderreicher Lebensweisheit, bald zu einer zweizeiligen Gnome, bald zu einem zugespitzten Epigramm, bald zu einer Verbindung von Sprüchen als ein Lehrganzes mit blitzenden Antithesen und farbenschönen Bildern. Da ist kein Verhältnis, keine Gewohnheit, keine Erfahrung und Strebung, die von dem Sprachgewandten und Sprachgewaltigen nicht zum Gegenstand eines sinnvollen Denkspruchs gemacht worden wäre, so daß der Dichter die reichste Ausbeute für die Stammbücher bietet.

Rückert ist ferner Meister in der Nachahmung fremdländischer, namentlich orientalischer Kunstformen und hat auch dadurch unsere Literatur nach Inhalt und Form mit wertvollen Schätzen bereichert, mehr als die Romantiker, welche fast nur bei den romanischen Völkern stehen geblieben waren. Er ist der berufenste Dolmetscher der Weltpoesie geworden, ist nach Persien, Arabien, Indien und China gewandert, und der deutsche Sprachgenius ist überall seinem Zauberspruche gefolgt, hier dem Perser, dort dem Araber, dort dem Inder usw., ohne dem deutschen Wesen untreu und gegen die Geschicke Deutschlands gleichgültig zu werden. Dem persischen Dichter Dschalaleddin lernte er das schelmische Getändel des Ghasels ab, dem Hariri die Makame. Auch eignete er die persische Vierzeile, wie die italienische Siciliane unserer Poesie an. Altklassische Versmaße hat er seltener gebraucht. Diese gestatten ihrer Natur wegen nicht, eine Mehrheit von Bildern und Gedichten zu gemeinsamer Wirkung zusammenzufassen, wie es die unerschöpfliche Phantasie und das sprachgewandte Talent Rückerts liebte. Die scharf begrenzte Darstellung war nicht seine Sache; Dramen, Balladen und Romanzen lagen daher seiner Muse fern. Versuche auf diesen Gebieten mißglückten. Er betrat nur da mit Glück das Gebiet epischer Lyrik, wo er es auf lehrhafte Weise (in der Parabel), oder in dem nicht gebundenen Phantasieleben des Märchens tun konnte, und da ist seine Muse vorzüglich. Seiner großartigen Schaffenskraft entsprechend, folgt er gar zu gern der im Gegenstande liegenden Entwicklung des Gedankens bis ins Endlose. Ein anhaltend behaupteter Parallelismus, eine willkürliche Reimkette läßt uns dann wohl den Witz, die Kunst und die Gewandtheit bewundern, aber nicht selten geht dabei der reine, poetische Genuß verloren. Selbst in seinen besten Erzeugnissen kommt es vor, daß er den Gegenstand seiner Muse zu sehr mit allen möglichen Streiflichtern ausstattet, so daß wir mehr den Eindruck eines geist-

reichen Wort- und Formenspiels, als die Freude an einem naiven, poetischen Schaffen gewinnen, wie z. B. in folgender Stelle des „Liebesfrühlings“:

Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß,
Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann;
Ich liebe dich nach einem Himmelsschluß,
Ich liebe dich nach einem Zauberbann.

Dich lieb' ich, wie die Rose ihren Strauch,
Dich lieb' ich, wie die Sonne ihren Schein;
Dich lieb' ich, weil du bist mein Lebenshauch;
Dich lieb' ich, weil dich lieben ist mein Sein.

Rückerts Schwäche liegt teils in seinem unabweisbaren Drange, alles und jedes dichterisch zu behandeln, teils in dem überwiegen der Reflexion und des Witzes. Er selbst hat dies gefühlt, indem er sagt:

Geist genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu' ich wie Duft in den Wind oder wie Perlen ins Gras;
Hätt' ich in einem Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter; ich bin jetzt ein zersplitterter nur.

Geharnischte Sonette.

1.

1. O daß ich stünd' auf einem hohen Turme,
Weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:

2. Wie lang' willst du dich winden, gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feinds Triumphrads Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir g'nug gerieben, daß dich's endlich wurme?

3. Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
„Wir selber fühlten mit fühllosem Rücken
Lang' g'nug den Druck von eures Feindes Hufen.“

4. Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen —
Volk mehr als Stein, wie lang' darf man dich drücken?

2.

1. Ihr Ritter, die ihr haust in euren Forsten,
Ist euch der Helmbusch von dem Haupt gefallen?
Versteht ihr nicht den Panzer mehr zu schnallen?
Ist ganz die Rüstung eures Muts zerborsten?

2. Was sitzet ihr daheim in euren Horsten,
Ihr alten Adler, habt ihr keine Krallen?
Hört ihr nicht dorther die Verwüstung schallen?
Seht ihr das Untier nicht mit seinen Borsten?

3. Schwingt eure Keulen! denn es ist ein Keuler!
Er wühlt, er droht, von Gier nach schnödem Futter
Stürzt er den Stamm, nicht bloß des Stammes Blätter.

4. Es ist ein Wolf, ein nimmersatter Heuler,
Er frißt das Lamm, er frißt des Lammes Mutter;
Helft, Ritter, wenn ihr Ritter seid, seid Retter!

3.

1. Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst tat die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Male

2. Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Reiche wägt, und mein's ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war niemand wach geblieben;
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.

3. Wer weckt mich heut' und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
Als säh' ich meinen alten Zieten reiten.

4. Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein als eure Ahnen."

4.

1. Habt ihr gehört von jenem Pfahl der Schande,
(Hast, ihn zu stürzen, Himmel, keine Blitze?)
Den euer Feind in seines Babels Sitze
Hat aufgerichtet an der Seine Strande?

2. Von jenem Obelisk, an dessen Rande,
Vom Fußgestell bis hoch an seine Spitze,
In stein'ren Feldern alle Austerlitze
Stehn, alle Schmachen eurem Vaterlande?

3. Auf, Deutsche, auf, aus allen euren Gauen!
Was säumet ihr mit wütendem Geheule
Zu stürmen, mit verzweifeltem Vertrauen?

4. Schwingt wie die alten Väter eure Keule
Und schlagt, daß sie kein Gott kann wieder bauen,
In Stücken eure Schmach und ihre Säule!

5.

1. Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfergaben
Das Opfer an des Lieds, das ich euch bringe,
Ihr, die ihr gabt vom Finger eure Ringe,
So wie ihr gabt vom Busen eure Knaben

2. Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Eu'r Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinge!
Des Ruhms, den eurer Männer blut'ge Klinge
Erfechten wird, sollt ihr die Hälfte haben.

3. Denn wenn sie selbst im Sturm des Feindes Wunden
Erbeuteten, so habt ihr mit dem Kleide
Von euren Schultern ihnen sie verbunden;

4. Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Neu steigt durch sie, so soll's die Welt erkunden,
Daß, ihn zu schmücken, ihr gabt eu'r Geschmeide.

6.

1. Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und schwören;
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Toten!

2. Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.

3. Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

4. Noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile oder ihn bestatte!

7.

1. „Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen,
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme wehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

2. „Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehen;
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

3. „Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben; —

4. „Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben."

8.

1. Wir haben lang mit stummem Schmacherröten
Geblickt auf uns und unsers Landes Schande,
Zu dir aufhebend unsres Armes Bande!
„Wie lang', Herr, willst du sie noch fester löten?"

2. Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöten,
Erbarmen wieder über deinem Lande;
Die Rettung kommt, sie kommt im Städtebrande
Von dir, sie kommt in blut'gen Morgenröten.

3. O Herr, vom Schweren kann nur Schweres lösen,
Und wir sind schwergebückt in unserm Staube;
O eile du, die Kraft uns einzuflößen

4. Zum Auferstehn! Laß nicht dem Sturm zum Raube
Uns werden in der Rettung Sturmgetösen;
Panier sei Hoffnung, unser Schild dein Glaube!

Es ist wohl als bedeutsam anzusehen, daß auch Rückert die
rsten, öffentlichen Klänge seiner Muse jener großen, an gewaltigen
nd inhaltsschweren Begebenheiten so reichen Zeit der Befreiungs-
riege widmete. Wie sehr damals das Dichten und Trachten auf
as eine Ziel gerichtet war: das Vaterland zu befreien, bekunden
eine Sonette, indem selbst diese zierliche und anmutige, mehr für
ie zarten Regungen des Gemütslebens bestimmte, welsche Form
ich mit dem Harnisch deutschen Zornes wappnen und waffenklirrend
egen die Fremden einherschreiten mußte. Sie erschienen noch
echtzeitig (1813), um die Begeisterung zu schüren. Nach den
Befreiungskriegen wandte sich Rückert, wie viele andere Dichter,
ehr dem Stilleben der Seele zu, welches er, wie bereits an-
edeutet, in der mannigfaltigsten Weise durch Liebeslieder, Märchen,
agen usw. verherrlichte und wobei er oft zu den fernliegendsten
toffen griff, ohne jedoch ganz der patriotischen Muse zu entsagen.

Was den Inhalt der oben mitgeteilten Sonette betrifft, so bietet derselbe dem Verständnis keine Schwierigkeiten. Das erste Sonett ist der Ausdruck glühenden Zorns über die Unschlüssigkeit und über die feige Geduld des deutschen Volks, das zu seiner Schande und Schmach schon lange das Joch seiner Unterdrücker getragen hat. Selbst die Berge, einst durch das Blut der Ahnen von der Fremdherrschaft der Römer frei erhalten, jetzt aber eine Beute des Eroberers, würden, wenn sie könnten, zum Befreiungskampfe aufrufen. Der patriotische Weheruf setzt sich im zweiten Sonett fort. Der Dichter wendet sich in diesem durch eine Reihe von Fragesätzen an die dem Ritterstande entsprossenen Adeligen, sie mahnend, ihrer kampfesmutigen Vorfahren sich treu und würdig zu zeigen. Den Feind vergleicht er mit den wildesten Tieren unserer Wälder, die aus reiner Zerstörungslust alles bis auf den Grund verwüsten. Auf ihn soll der jagdlustige Adel Jagd machen, das Vaterland soll er von seinen satanischen Verwüstungen befreien. In den folgenden Sonetten sucht nun der Dichter den gesunkenen Mut auf die mannigfaltigste Weise zu beleben. Vertrauensvoll lenkt er zuerst die Blicke auf ein Herrscherhaus, das stets für Deutschlands Ehre eingetreten ist, auf den ruhmreichen Stamm der Hohenzollern. Schon steigt in Preußen der Hoffnung verheißende Geist Friedrichs d. Gr. aus dem Grabe empor, der für Jena Rache nehmen, die Streiter nach Paris führen, dort die Siegessäulen stürzen und auf ewig in Stücke zerhauen will. An Preußen, das sich durch seine Vergangenheit, wie durch den gegenwärtigen, mutigen Aufschwung die freudige Hoffnung aller deutschen Völker erworben hatte, sollen sich alle anschließen, in der Einheit ihre Freiheit erringen und die angetane Schmach auslöschen. Preußens Frauen selbst spornen zum Kampfesmut. Bereitwillig legen sie ihr Liebstes, was sie haben, auf den Altar des Vaterlandes nieder und geben damit den Männern ein Beispiel zum Nachahmen im Opfermut. In dem 6. Sonett erreicht dann die patriotische Erhebung ihren Höhepunkt, indem sie sich zum Schwur ermannt, auf Tod und Leben den Kampf aufzunehmen, alle persönlichen Interessen dem einen, der Befreiung des Vaterlandes, das höher als Vater, Mutter und Schwester steht, nachzusetzen und nicht eher zu ruhen, als bis das Ziel erreicht ist. Der Beistand Gottes wird nicht fehlen, wie er dem Volke Israel seinen übermächtigen Feinden gegenüber nicht gefehlt hat. Hatte der Dichter in Sonett 3 durch Hinweis auf Taten und Helden aus der preußischen Geschichte den gesunkenen Mut zu beleben gesucht, so tut er dies jetzt durch Hinweis auf wunderbare Taten und Helden der jüdischen Geschichte, dort und hier in der lebendigsten Weise der direkten Rede; er selbst legt sich Schweigen auf.

Der religiöse Ernst bekundet sich dann besonders noch in dem Schlußsonett durch ein Gebet. Schon fehlt es nicht an Zeichen, daß eine höhere Hand die Rettung vorbereitet. „Sie kommt im Städtebrande, sie kommt in blut'gen Morgenröten" — eine Hinweisung auf die vernichtenden Ereignisse in Rußland und auf die Aufstandsversuche eines Dörnberg und eines Schill, die ersten Feuerzeichen, die im Brande von Moskau zusammenschlugen. Mit dem Schilde freudiger Zuversicht und mit dem Panier der Hoffnung sollen und können die Streiter in den Kampf ziehen. Der Sieg wird ihnen unter dem Beistande Gottes zuteil werden, wenn jeder das Seine tut und nicht zurückschreckt vor dem schweren Dienste für die Befreiung des Vaterlands.

Der männlichen Gesinnung, welche in diesen schneidigen Sonetten sich kundgibt, entspricht die kraftvolle, kühne Sprache derselben. Sie tönt in manchen Stellen wie Trommelwirbel und Kanonendonner, besonders in solchen, wo die tiefen Vokale mit dem energischen, kräftigen Konsonanten r, der an sich schon wie das Wirbeln der Trommeln klingt, in Verbindung gebracht sind, was namentlich in dem ersten Sonett geschehen ist, wo überdies noch die häufig angebrachten Alliterationen die Wirkung verstärken. Außer von Alliterationen sind sämtliche Sonette auch von erregten Frage- und Ausrufungssätzen durchzogen. Außerdem sind ihnen eine Reihe Wortspiele eigen („schwingt eure Keulen, denn er ist ein Keuler" — „helft Ritter, wenn ihr Ritter seid, seid Retter" usw.), die Rückert vorzugsweise liebt. Ohne Ausnahme hat ferner der Dichter in das Reimwort einen volltönenden Schlußakzent gelegt, der durch die künstliche Verflechtung der Reime um so mehr hervortritt. Diese Verflechtung bringt der eigentümliche Bau des Sonetts mit sich. Das Sonett ist nämlich ein fünffüßiges, jambisches Versmaß von jedesmal 14 Zeilen, von denen die 8 ersten zwei vierzeilige Strophen bilden, die zwei sich umarmende und zwei anschließende Reime enthalten, so daß sich die 1., 4., 5. und 8., und zweitens die 2., 3., 6. und 7. Zeile aufeinander reimen (a b b a — a b b a). Die zweite, kleinere Hälfte des Sonetts zerfällt in zweimal 3 Zeilen oder in 2 Terzinen, in denen entweder der Regel gemäß zwei Reime in Terzinenform auftreten, so daß darin nur die 1. und 3. Zeile miteinander, die 2. aber mit der 1. und 3. der folgenden Strophe gereimt ist (a b a — b c b), oder es finden sich deren drei, die dann in mannigfacher Verschränkung, wie solche auch in unserm Sonettenkranze auftritt, erscheinen. Aber nicht nur in der Form der Reime und in der Zahl der Zeilen unterscheidet sich die zweite, kleinere Hälfte des Sonetts von der ersten, sondern auch in der Verschiedenheit des Sinnes, so daß mit derselben gewöhnlich ein Wendepunkt des Gedankenganges eintritt, wie z. B.

im 2. und 4. Sonett, wo der Dichter nach einer Reihe von voraufgegangenen Fragesätzen, in denen er beschämende Tatsachen in eindringlicher Weise angeführt hat, zum Kampfe aufruft. Im 5. Sonett deutet schon das einleitende „denn" die Scheidung an usw. Die große Künstlichkeit in dem metrischen Bau des Sonetts, dem eine ähnlich scharfe und feine Gliederung des Inhalts entsprechen muß, macht die Sonettenform zu einer der schwierigsten. Am meisten eignet sie sich für eine Lyrik, die sich immer neuen Beziehungen und Gedankenspielen hingibt, für eine Lyrik, in der die geistreiche Überlegung und nicht die Empfindung überwiegt. Schon vor Rückert wurde das Sonett (Klinggedicht) von Bürger, Schlegel u. a. gepflegt.

Es mag sein, daß die gekünstelte Form des Sonetts nicht zu kriegerischen Gesängen paßt und daß ihrer Form wegen die geharnischten Sonette Rückerts nicht ins Volk gedrungen sind. Außerdem geht ihnen die Singbarkeit ab. Die Fülle neuer, umwälzender Begebenheiten und kriegerischer Ereignisse hat sie außerdem mehr in den Hintergrund gedrängt. Immerhin aber hat unser Dichter mit denselben der Begeisterung jener herrlichen Jahre, deren ganzen kriegerischen Verlauf er besungen, ebenfalls ein schönes Denkmal gestiftet und wenigstens den Geist jener Tage trefflich wiedergegeben: die knirschende Wut der Unterdrückten, den erhabenen Zorn der sich Ermannenden, den wilden Schlachtentaumel der Kämpfenden, den trunkenen Jubel der Siegenden. Auch seinen Gesängen hat man später den Vorwurf gemacht, daß sie von blindem Franzosenhasse getränkt seien. War aber dieser Haß nicht hundertfach verdient? Wenn man die voraufgegangenen unsäglichen Leiden betrachtet, so war selbst sein ungemessenster Ausdruck gerechtfertigt. Es lassen sich jene Kämpfe ohne diesen Haß, der nur ein Ausfluß sittlicher Entrüstung war, und dem weder die Liebe noch der Glaube fehlte, gar nicht denken. Ohne diesen Haß wären die Ketten der Fremdherrschaft nicht abgeschüttelt worden. Der kann auch nicht wahrhaft lieben, der nicht wahrhaft hassen kann. Und wenn nicht gleich alle Blütenträume, die man von jenen Kämpfen erwartete, in Erfüllung gingen, so wollen wir wenigstens des patriotischen Aufschwungs jener Tage uns freuen, der ebensosehr aus religiösen als aus nationalen Gluten entfacht war. Wer aber patriotischen Empfindungen nicht zugänglich ist, der hat auch kein Verständnis für die Dichtungen jener Zeit.

Mehr dem Volkstone sich annähernd sind die Spottgedichte Rückerts, in welchen er namentlich die französischen Führer mit schalkhaftem, oft schadenfrohem Scherz überschüttet, so. z. B. den Marschall Ney:

„Ei, ei!
Ney, Ney!
Ei, Ney! was hast du verloren?
Da du Reißaus nahmst,
Von Jüterbog nach Torgau kamst —
Vor lauter Eile die Sporen
Hast du, hast du verloren!"

Von dem General Vandamme singt er:

„General Vandamme,
Welchen Gott verdamme!
Da er in Breslau lag,
Trank er viel und aß er.
Das Bezahlen vergaß er."

Bei Kulm ward er gefangen genommen und nach Breslau zurückgeführt:

Wie sie dies vernommen,
Vandamm' ist gekommen,
Tritt der Bürgermeister
Mit einem Zettel hervor.
. . . . . .
„Ex'lenz, Herr General!
Sie werden sich mit Hulden
Erinnern Ihrer Schulden
Von dem letzten Mal;
Hier auf diesem Zettel
Steht der ganze Bettel;
Ob Sie's wollen bezahlen,
Steht in Ihrer Wahl." —
Er macht daraus kein Hindernis,
Läßt Tint' und Feder kommen,
Und stellt auf die Summen
Einen Wechsel auf Paris.
Jetzt wollen bei den Schulden
Wir uns nicht lang gedulden;
Morgen sie einzukassieren,
Gehn wir nach Paris.

Mit vielem Humor ist auch der „Brauttanz der Stadt Paris" gedichtet. Von erhabener Würde und elegischer Kraft ist dagegen das herrliche Gedicht: „Die Gräber zu Ottensen". Aus dem ersten dieser Gräber ertönen die Wehklagen von Unglücklichen. Der Wüterich Davoust, Generalgouverneur der Hansastädte, hatte den Hamburgern, weil sie sich gegen die französische Herrschaft erhoben, nicht nur eine Strafsteuer von 48 Mill. Franken auferlegt, er vertrieb auch mitten im Winter, ohne daß die Maßregel notwendig gewesen wäre und ohne vorherige Anzeige, 20 000 Hamburger aus ihrer Vaterstadt; und diese irrten hungernd, nackt und bloß herum; Frost, Elend und Seuchen hielten eine furchtbare Ernte und lichteten ihre Reihen. Das erste Grab deckt allen Jammer von 1200 dieser

Vertriebenen. — Das zweite ist das des todesmutigen Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der als königlich preußischer Feldmarschall in der verhängnisvollen Schlacht bei Jena-Auerstädt (14. Oktober 1806) von einer Musketenkugel über dem rechten Auge schwer verwundet wurde. Aus Besorgnis, er möchte den Franzosen in die Hände fallen, ließ er sich blutenden Hauptes bis Ottensen schaffen, wo er am 10. Nov. 1806 starb und daselbst begraben wurde. Erst nach dem Siege der Verbündeten bei Leipzig konnte die Leiche in die Gruft des Domes zu Braunschweig übergeführt werden. Sein Heldensohn, der tapfere Herzog von Braunschweig-Öls, der kühne Führer des schwarzen Korps mit dem Totenkopf auf dem bebuschten Tschako, fiel bei Quatrebras im Rachekampfe gegen seinen Todfeind Napoleon, der das kleine braunschweigische Land bis aufs Blut ausgesogen, seiner Schätze beraubt und der seine Kassen geplündert hat. Endlich gedenkt noch Rückert am dritten Grabe des gesinnungstüchtigen Klopstock, des Sängers der Unsterblichkeit und der Freiheit, der mit seiner Gattin und „ihrem Sohne" ebenfalls auf dem Kirchhofe zu Ottensen begraben liegt.

Barbarossa.

1. Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

2. Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

3. Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

5. Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

6. Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

8. Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen,
Verzaubert hundert Jahr."

Bekanntlich kam Barbarossa auf seinem Zuge nach Jerusalem im Jahre 1190 ums Leben. Als er nämlich mit seinem herrlichen Heere nach Kleinasien an dem durch Regengüsse angeschwollenen Saleph oder Kalykadnus angelangt war, über den erst eine Brücke geschlagen werden mußte, um weiter zu kommen, wartete dieses

der ungeduldige Held voll jugendlichen Ungestüms nicht ab, sprengte sein Roß in den Fluß und fand in den Wellen desselben den Tod. Groß war die Trauer und der Jammer des Heeres über den Tod des geliebten Führers, der sein ganzes Leben hindurch mannhaft für die deutsche Kaiserkrone gerungen, auch im Greisenalter noch für die höchste und heiligste Idee des Mittelalters, für die Eroberung des Heiligen Grabes, sein Leben eingesetzt hatte. Jeder glaubte, in dem Kaiser seinen Vater verloren zu haben. Das Volk aber hat den Schirmherrn des deutschen Reichs nicht sterben lassen.*) Und das ist ein schöner, hoffnungsreicher Zug unseres Volks; denn es hat den Kaiser nicht sterben lassen, weil es von dem Glauben an die Macht und Größe Deutschlands nicht loskommen konnte. Hoffnungsreich ist dieser Zug, da in jenem Glauben die erste Bedingung zur Erfüllung desselben enthalten ist; denn ein Volk, welches verzweifelt und sich selbst aufgibt, ist verloren. Es liegt aber auch ein tiefes Weh in der Sage. Die Herrlichkeit des deutschen Reiches, damals das mächtigste und glänzendste, das geachtetste und gefürchtetste, war mit dem greisen Heldenkaiser ebenfalls zu einem tiefen Schlaf hinabgesunken. Die staat-

*) Unter allen Kaisern des Mittelalters, Karl den Gr. nicht ausgenommen, vertritt keiner so sehr die Ideen jener Zeit, als Barbarossa. Erwähnt ist schon sein Kreuzzug. Die Sage läßt selbst Karl den Gr. mit seinen tapferen Paladinen nach dem Heiligen Lande ziehen, ein Beweis, daß man auch diesen Helden ohne einen Kreuzzug sich nicht denken konnte, und daß ein solcher zu den höchsten Zielen des Mittelalters gehörte. Den Barbarossa mußte er um so mehr mit einem Ruhmesglanz umgeben, als der Held den Zug noch als Greis unternahm und er für die heiligste Sache seiner Zeit den Tod fand. Ferner erreichte unter seiner Regierung das Rittertum den höchsten und glanzvollsten Aufschwung. Als er auf dem Reichstage zu Mainz seinen beiden Söhnen am Pfingstmontage den Ritterschlag erteilte, waren dazu gegen 70000 Ritter, außerdem Fürsten, Gesandte und unzähliges Volk erschienen. Alle Edlen, ja das gesamte Volk wurden auf Kosten des freigebigen, geselligen fröhlichen Kaisers bewirtet, und noch lange erzählten Kinder und Kindeskinder von diesem unvergeßlichen Feste auf der schönen Rheinebene, wo eine bunte Zeltstadt sich wie durch einen Zauberschlag erhoben hatte, der König von Böhmen und andere Fürsten die Dienste als Truchseß, Kämmerer und Mundschenk verrichteten, und auch der Sänger nicht fehlte. Wie ferner Karl der Gr. das deutsche Reich zu einer Weltmonarchie, ähnlich der des alten römischen Reichs, erheben wollte, so war auch Barbarossa von diesem Gedanken erfüllt. Nimmt man dazu noch seinen wohlgebauten Körper, seine männliche, würdevolle Haltung, seine Mildtätigkeit und Frömmigkeit, so kann es uns nicht wundern, daß er zum deutschen Nationalhelden geworden ist und zum Vertreter der Herrlichkeit und Macht des Reiches. Daß ein solcher Held nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in einem Flusse den Tod gefunden haben sollte, entsprach den germanischen Vorstellungen nicht und erschien deshalb schon nicht glaublich. Daher die Sage, daß der geliebte Kaiser durch übernatürliche Kräfte den Lebenden entrückt worden sei und mitten in Deutschland unter den Seinen in dem Schlosse eines Berges im Zauberbann lebe.

liche Zerrissenheit, wie die Fehden im Innern, welche nach den staufischen Kaisern über das deutsche Reich hereinbrachen, nahmen ihm Leben, Kraft und Ansehen und machten es zum Tummelplatze des Auslandes. Es war zur Leiche geworden, und statt des mächtigen Flügelschlages des staufischen Aars vernahm man das Gekrächze schwarzer Raben. So saß nun der greise Barbarossa in seiner Lieblingsburg Kyffhausen, sinnend und träumend, und konnte nicht leben und konnte nicht sterben, solange Deutschland in seiner alten Macht und Größe nicht wieder erstanden war und die Raben ihm von den Geistern der fluchbeladenen Zwietracht meldeten, die Deutschland von seiner Höhe gestürzt, es zerrissen und an den Rand des Unglücks gebracht hatten.

Rückert hat in seinem Liede auf eine bestimmte Zeit keine Rücksicht genommen; er hat einfach die Sage von der einstigen Wiedergeburt des deutschen Reichs poetisch dargestellt und das Trübsinnige, welches in derselben liegt, nur insoweit hervorgehoben, als es die Sage selbst enthält, ganz im Sinne des Volksgeistes und des Volksliedes, dessen Einfachheit sein Gedicht auch in der Form nachahmt. Aber trotz seiner Einfachheit hat uns der Dichter in fortlaufender Spannung erhalten. Dieselbe steigert sich sogar von Strophe zu Strophe und erreicht in den letzten ihren Höhepunkt. In der Einleitung wird zunächst mitgeteilt, daß Barbarossa nicht gestorben sei, sondern verzaubert in einem unterirdischen Schlosse weile, aber dereinst mit des deutschen Reiches Herrlichkeit wiederkommen werde. Sodann erfahren wir die Art und Weise, wie er da unten in seinem Schlosse lebt, und zum Schlusse aus seinem eigenen Munde, wann die Zeit seiner Wiederkunft eintreten wird. Alles Nebensächliche ist vermieden; selbst der Ort, wo das unterirdische Schloß sich befindet, ist nicht angegeben; dagegen ist die alte Heldengestalt Barbarossas meisterhaft vorgeführt und dabei doch der Sage entsprechend in einem magischen Dämmerlicht gehalten. Besonders schön ist die majestätische Ruhe des alten Kaisers gezeichnet. Es spricht aus ihr der trostreiche Glaube, daß das Gefühl der nationalen Gemeinschaft, der nationalen Pflicht und Ehre in dem deutschen Volke nicht aussterben kann. Sinnend und fest glaubt der Kaiser an das Volk, wie dieses auf ihn vertraut und hofft.

Fragen wir nach den Mitteln, welche Rückert angewandt hat, um das Bild des alten Helden wirkungsvoll der Phantasie des Lesers vorzuführen, so verdient schon die 1. Str. erwähnt zu werden, denn schon hier hat der Dichter das Gemüt zur energischen Auffassung des Bildes empfänglich gemacht und zwar dadurch, daß er den alten Helden verzaubert in einem unterirdischen Schlosse sich aufhalten läßt, wodurch die Erwartung in neugierige Spannung

versetzt wird. Eine Zeichnung des Schlosses erhalten wir im weitern Verlauf des Gedichts nicht; dieselbe würde die Aufmerksamkeit für den Helden, sein unermüdliches Harren auf eine bessere Zeit, nur abgeschwächt haben. Dagegen gedenkt der Dichter zweier Gegenstände im Schlosse: des Thrones und des Tisches, wodurch der Kaiser an einem bestimmten Punkte gleichsam festgehalten und von dem übrigen Raume abgesondert wird. Von wesentlichem Einfluß für das kräftige Erfassen nicht nur dieser Gegenstände, sondern auch des alten Helden sind dabei die wirkungsvollen Beiwörter „elfenbeinern" und „marmelsteinern". Man denke sich diese Beiwörter fort oder statt des Thrones von Elfenbein einen goldenen und statt des Tisches von Marmelstein einen silbernen, wie wenig würde dieses zu dem alten, träumenden und trauernden Barbarossa stimmen! Von großer Wirkung ist es ferner, wenn der Dichter vom Barte des Kaisers sagt, er sei von Feuersglut, da nichts so bestimmt und fest der inneren Anschauung sich einprägt, als die Farbe; und wenn er weiter vom Barte bemerkt, derselbe sei durch den Tisch gewachsen, so wird dadurch in überaus wirkungsvoller Weise die lange Zeit des Harrens angedeutet. Auch der Zusatz, daß des Kaisers Kinn auf dem Tische ausruhet, wirft für die innere Wahrnehmung ein wirkungsvolles Licht auf den harrenden Helden. Weitere Züge für die äußere Erscheinung desselben bringt das Gedicht nicht. Sie reichen vollständig zur Anregung der schaffenden Phantasie aus; ein Mehr würde eher hindernd als fördernd gewesen sein. Statt des weiteren Ausmalens der äußeren Erscheinung hat der Dichter durch stumme, aber sehr bezeichnende Handlungen das Bild des verzauberten Kaisers noch weiter zu versinnlichen gewußt. Das Nicken wie im Traume, das Zwinken der halboffenen Augen, das Winken mit der Hand — alle diese stummen und doch vielsagenden Handlungen kennzeichnen das sinnende Traumleben des verzauberten Helden, welches durch die umherflatternden Raben wie durch den hinauseilenden Zwerg noch einen wirksamen Gegensatz erhalten hat. Notwendigerweise mußte der Dichter zum Schluß uns auch aufklären, was das Gemüt des Kaisers so ganz und gar beschäftigt. Die Anlage des Gedichtes fordert dieses mit Notwendigkeit. Sie arbeitet auf einen solchen Schluß hin. Mit richtigem Takt läßt der Dichter den Kaiser selbst aussprechen, was sein Gemüt bewegt. Seine Worte werden dadurch um so wirksamer. Nicht die großen Taten, welche der Held vollbracht hat, sind es, die sein Gemüt bewegen, es ist allein die Sorge um die Zukunft Deutschlands. Er verzweifelt an derselben nicht, trotz seines langen, bis jetzt vergeblichen Wartens. Kommen wird die Zeit eines geeinten Deutschlands, sollte er auch noch Jahrhunderte hindurch warten müssen. Diese ausharrende Hoffnung ist

ein schöner Zug des alten Helden und stimmt ganz überein mit dem langsamen, geschichtlichen Gange der Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins. Noch sei bemerkt, daß die Sage von Barbarossa auch Züge aus der Urzeit des deutschen Volkes enthält. Raben waren es, die dem Odin Kunde von den Weltereignissen brachten, und zauberkundige Zwerge wohnten in den Höhlen der Berge und besaßen nicht nur große Reichtümer an Gold und Edelstein, sondern verstanden auch die Kunst, wunderbare Schwerter für Helden anzufertigen, von denen mehr als eins sich einen ruhmreichen Namen erworben hat.*) Wenn ferner der Dichter von dem Barte des verzauberten Kaisers sagt, er sei von „Feuersglut", so enthält auch dieser Zug einen Anklang an die germanische Urzeit, indem unsere Väter ihren Lieblingsgott, den Gott Thor, mit einem roten Barte sich dachten, der wie Feuer glühte, wenn der Gewaltige im Asenzorn gegen die Riesen auszog, welche ihm die Herrschaft streitig machen wollten und sein Reich zu zerstören suchten. Alle diese Züge dienen zur Verherrlichung des Helden. Sie rücken ihn gleichsam aus dem Kreise gewöhnlicher Menschen in die Reihe göttergleicher Heldengestalten und entsprechen ganz dem Kerne der Volkssage, die Rückert in seinem Gedichte meisterhaft ausgedeutet hat.

Die Sage von Barbarossa gehört zu den Lieblingssagen des deutschen Volkes, hatte aber ursprünglich eine etwas andere Gestalt, als sie in dem vorliegenden Gedichte hat. Daß sie nicht in der Blütezeit der staufischen Kaiser, sondern erst nach dem Verfall des deutschen Reiches entstanden sein kann, geht schon daraus hervor, daß alle Hohenstaufen mannhaft für die Kaiseridee gegen das hierarchische Papsttum, gegen deutsche Fürsten und italienische Städte gerungen haben, welche sich gegen ihre Oberhoheit auflehnten, und daß erst mit dem Tode des letzten Hohenstaufen des „deutschen Reiches Herrlichkeit" erlosch und ein Zustand der Verwilderung und der Herrenlosigkeit über Deutschland hereinbrach. In dieser trostlosen Zeit entstand die Sage, Friedrich II., den der Tod in Italien ereilt hatte, sei nicht gestorben, sondern weile im Untersberge bei Salzburg, wo auch Kaiser Karl d. Gr. weilen sollte, und er werde einst wiederkommen und auf dem Walserfelde eine gewaltige Schlacht liefern, auch das Heilige Land wieder in die Gewalt der Christen bringen und dort an einen dürren Baum seinen Schild hängen. Der Baum werde dann grünen und die Welt wieder Freude haben. Von dem Süden Deutschlands, wo sogar falsche Friedriche auftauchten, wanderte die Märe weiter nach dem Norden, nach Thüringen, in die Gefilde des sagenreichen Kyffhäusers, der wie ein Opferaltar weit in die Lande schaut, auf

*) Vergl. das Nibelungenlied im 5. B. der „Erläuterungen".

dem unsere heidnischen Vorfahren Jahrhunderte hindurch ihren Göttern Gaben gebracht und in den sie nach der Einführung des Christentums die beliebtesten ihrer Götter versetzt hatten. Im Kyffhäuser saß der Donnergott Thor, dessen Bart im Zorn erglühte, im Kyffhäuser saß Odin, dem zwei Raben täglich Kunde brachten, wie es auf der Erde stand. Im Kyffhäuser wohnte auch Frau Holle, die Segenspenderin. In der Nähe dieses Berges lag die kaiserliche Pfalz Tilleda, und Friedrichs II. Vater hatte sich wiederholt dort aufgehalten. Schwer wurde gerade dieses schöne Stück deutscher Erde von den wilden Stürmen der kaiserlosen Zeit heimgesucht und verwüstet. Kein Wunder, wenn in dieser trostlosen Zeit auch hier das erloschene Kaisertum der Hohenstaufen mit dem ganzen Zauber der Sehnsucht sich des Volksgemüts bemächtigte und hier ebenfalls die Sage entstand, Friedrich II. sei nicht gestorben. Ebenso natürlich ist es, wenn man ihn in dem durch die Sage bereits geweihten Kyffhäuser weilend dachte und sich aufrichtete an dem trostreichen Glauben, er werde wiederkommen, werde Ordnung und Gesetzlichkeit im deutschen Reiche herstellen und diesem den alten Glanz wieder verleihen. Die erste Aufzeichnung davon, daß man im Kyffhäuser nicht Barbarossa, sondern den Kaiser Friedrich II. vermutete, findet sich 1426 in der Chronik eines Pfarrers. Mit der Zeit vergaß man, daß Friedrich II. es sei. Sein Andenken verblaßte früher, als das seines volkstümlicher gewordenen Großvaters, dessen Leben und Tod mehr noch mit einem romantischen Schimmer umhüllt war, und so findet sich bereits im Jahre 1519 in einem Volksbuche die Sage, daß Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser weile und einst als Retter aus dem hohlen Berge hervortreten werde, um den Glanz des deutschen Reichs wieder herzustellen.*) Seit der Zeit ist die Sage, verschmolzen mit ihren Anklängen an die germanische Götterwelt, in dieser Gestalt geblieben. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts bekam sie unter dem Drucke der Fremdherrschaft durch die Forschungen der Romantiker, namentlich durch Görres und durch Rückerts Gedicht, eine Bedeutung und Verbreitung, die sie vorher nicht gehabt hatte, und sie ist nicht eher zur Ruhe gekommen, als bis im Jahre 1871 am 18. Januar in Versailles sich erfüllte, was man Jahrhunderte hindurch ersehnt hatte.

Rückerts Lied ist nicht, wie man vermuten könnte, zur Zeit der französischen Fremdherrschaft entstanden, sondern erst nach dem Wiener Kongreß (1815), wo aus Deutschland ein lockerer Fürsten-

---

*) Ich bin hier den eingehenden Forschungen des Prof. Dr. Koch in Grimma gefolgt: Die Sage vom Kaiser Friedrich nach ihrer mythischen, historischen und poetisch-nationalen Bedeutung erklärt von Dr. Ernst Koch, Professor an der Fürstenschule zu Grimma. (Grimma, 1880.)

bund geschaffen wurde, welcher der Sehnsucht nach einer staatlichen und nationalen Einheit, wie sie Rückert, Arndt, Schenkendorf und andere gehegt hatten, wenig entsprach. Barbarossa war, trotz des großen, einzig in der Geschichte dastehenden Aufschwunges, zu dem das preußische Volk in den Freiheitskriegen sich erhoben hatte, nicht erwacht; er saß noch immer verzaubert in seinem unterirdischen Schlosse, und wehmutsvoll, aber auch bitter über den Einfluß, den Metternich übte, sang im Jahre 1840 Hoffmann von Fallersleben:

Wenn der Kaiser doch erstände,
Ach! er weilt zu lange Zeit;
Unsre Knechtschaft hat kein Ende,
Und kein End' hat unser Leid!

Der ohnmächtige deutsche Bundesstaat verlor mehr und mehr an Ansehen und der Deutsche im Auslande so an Achtung, daß er sich schämte, ein Deutscher zu sein. Um so größer aber ward die Sehnsucht nach einem einigen Deutschland mit einem starken Kaiser an der Spitze, um so zuversichtlicher die Hoffnung auf die Erfüllung der Barbarossa-Sage, und prophetisch sang der edle Geibel schon im Jahre 1845 die Lieder: „Friedrich Rotbart" und „Barbarossas Erwachen" und begrüßte im Jahre 1868, als König Wilhelm Lübeck besuchte, den siebenzigjährigen Monarchen als Schirmvogt des deutschen Reiches. Er sah seinen Jugendtraum in Erfüllung gehen; Rückert aber starb vor dem Erwachen Barbarossas. Daß er die Sehnsucht nach einem großen, einigen Deutschland unter dem Zepter eines starken Kaisers ebenfalls in seinem Herzen gehegt und getragen hat, dafür zeugt nicht nur sein „Barbarossa", dafür zeugen auch die Gedichte: „Des Rheinstroms Gruß", „Die hohle Weide", „Die Straßburger Tanne" und „Die drei Gesellen". Das letztere Gedicht ist von ergreifender Wirkung. Die drei Gesellen kämpfen gemeinsam gegen den Feind und werden gleichzeitig von Kartätschen zu Boden gestreckt. Sterbend ruft der erste, ein Österreicher: „Hoch lebe Österreich!"; der zweite, ein Preuße, ruft: „Hoch lebe Preußen!"; der dritte, der zwischen beide niedergesunken ist, läßt Deutschland hoch leben. Da raffen die beiden sterbenden Kameraden ihre letzte Kraft zusammen und rufen mit dem dritten: „Deutschland hoch!" Der Todesengel sieht auf ihrem bleichen Munde noch die Spur des letzten Wortes. „Da schlug er seine Flügel um alle drei zugleich und trug zum höchsten Hügel sie auf in Gottes Reich."

Wie beliebt die Barbarossa-Sage bis in unsere Zeit geblieben ist, dafür zeugt das im Jahre 1896 von deutschen Kriegervereinen dem Kaiser Wilhelm I. gewidmete, figurenreiche Denkmal auf dem Kyffhäuserberge. Es enthält in der Rückwand seines Unterbaues die ehrwürdige Gestalt des träumenden Barbarossa, in seinem zweiten Teile den Kaiser Wilhelm zu Pferde und endet in einer Kaiser-

krone, die den obersten Teil des großartigen Bauwerks bildet. Es überragt an Höhe noch das Niederwald-Denkmal. Bei seiner Enthüllung waren viele Tausende aus allen Teilen Deutschlands zugegen, und bis heute ist es in den Sommermonaten ein Ort der Wallfahrten geblieben.

Auch das folgende Gedicht gibt von Rückerts vaterländischen Empfinden Zeugnis:

An unsere Sprache.

(1813.)

1. Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne.
Und dich selber preisen kann!

2. Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Rätsel deuten
Und mich spielen selbst mit dir.

3. Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höh'n hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt
Und durchwandelt alle Welt.

4. Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

5. Stürme, rausche, lispl' und säusle!
Zimmre, glätte, hau und meißle,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreißt.

6. Mach uns stark an Geisteshänden,
Daß wir sie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reih'n!
Viel Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

Einem Meister der Sprache, wie Rückert, mußte es besonders nahe liegen, diesem gefügigen Instrument seiner Kunst einen Hymnus zu singen. Und man muß sagen, daß es wirklich ein Lied im höheren Chor ist, das er hier angestimmt hat, und daß er die Eigenschaften, um derentwillen er die Sprache preist, in schönster Weise selbst betätigt.

1. „Reine Jungfrau" und doch „Mutter", so erscheint ihm die Sprache. Es ist also zu bedenken, inwiefern die beiden Eigenschaften der Jungfräulichkeit und der Mutterschaft zugleich auf die Sprache angewendet werden könnten. Von der deutschen Sprache, die zwar aus andern Sprachen vieles aufgenommen hat, aber in ihrem Grundbestand noch dieselbe ist, die sie von Anbeginn war, läßt sich gewiß das Lob der unbefleckten Reinheit, der jungfräulichen Schönheit verkündigen. Als geistige Mutter ihrer Söhne aber kann jede Sprache gelten, insofern wir die Entwickelung und Formung unseres innern Seins im wesentlichen der Muttersprache verdanken. Als eine mächtige Zauberin preist der Dichter die Sprache weiter, und er erläutert

dies zunächst dahin, daß er sie als das Element bezeichnet, in welchem er lebt und brennt (einer Flamme gleich), als das Verständigungsmittel und Erkennungszeichen, den Volksgenossen gegenüber, ja, als das Mittel, wodurch er sie selber preisen kann.

2. Als hohe Jungfrau, als geistige Mutter, als mächtige Zauberin läßt nun der Dichter in den folgenden Strophen die Sprache vor unserm geistigen Auge zu immer bestimmteren Umrissen sich zusammenschließen. Die zweite Strophe betont das Charaktermerkmal der Mütterlichkeit. Wie sich eine Mutter über das schlummernde Kind beugt, so wandte sich die Sprache dem aus der Nacht des Unbewußten aufdämmernden jugendlichen Geiste zu. Mit jedem Wort, mit jeder Wendung, die sich das Kind aneignet, erbeutet es einen neuen Teil der Welt, deutet es ein neues Rätsel des Daseins; und selbst das spielende Lallen des Kindes, sein Radebrechen, seine Lust an sinnlosen Lautverbindungen muß dazu dienen, seinem verstehenden und wollenden Geiste festeren Halt zu geben.

3. Als eine jungfräuliche Idealgestalt, etwa der Fortuna oder der Urania gleichend, eine gabenspendende Muse, so zeichnet uns der Dichter die Sprache in der dritten Strophe. Aus reichem Füllhorn streut sie ihre Gaben über die Volksgenossen; aus unerschöpflichem Born der Weisheit deutet sie sibyllenhaft ewige Rätselfragen. Im Sternenzelt der Heimat unserer Ideale, da ist auch sie zu Hause. Wie eine der mythologischen Gottheiten, so überflügelt die Sprache alle Höhen, so entsiegelt sie die Brunnen der Tiefe, so ist die ganze weite Welt Stätte ihrer Wirksamkeit.

4. Noch deutlicher tritt uns dieses Zauberhafte ihres Wesens in der vierten Strophe entgegen, und hier schon gibt uns der Dichter durch die eigene Darstellung die Probe auf die Wahrheit seiner Behauptung. Herrliche Bilder sind es, die uns die Zaubergewalt der Sprache vor Augen führen. Wie der Sturmwind über die Eichenwälder hinbraust, daß die stolzesten Wipfel bersten, so macht sich die Sprache das Stärkste und das Geheimnisvollste und das Erhabenste in der Menschenseele untertänig. Und wie ein prächtig geschmückter Ritter sporenklirrend durch die Pracht der Fürstenschlösser schreitet und sich der höfischen Sitte fügt, um schließlich das alte, treue, biedere Herz an seinen heimischen Herd zurückzubringen, so hat auch die Sprache im Dienste der Höflinge und Schmeichler ihre Ehrlichkeit, Schlichtheit, Geradheit, Echtheit nicht eingebüßt.

5. Die beiden letzten Strophen richten ihren Blick in die Zukunft, und zwar so, daß sie sich gegenseitig ergänzen. Die fünfte gibt sich in der Figur des rhetorischen Imperativs Rechenschaft davon, was wir noch von der Sprache zu erwarten haben, während die sechste mehr das ins Auge faßt, wozu uns die Sprache befähigen

soll. In Anlehnung an ein altes bekanntes Sinngedicht von Logau*) werden zuerst Wirkungen der Sprache genannt, wie wir sie unter dem Begriff der Tonmalerei zusammenfassen, während dem Folgenden der Vergleich mit einem Baumeister zugrunde liegt, doch so, daß dieser zugleich als ein schaffender Künstler vorgestellt wird. Das Bild wird dann in der zweiten Hälfte der Strophe beibehalten, indem das vage geistige und seelische Leben in seiner begriffslosen Nebelhaftigkeit als der Stoff bezeichnet wird, der durch die Sprache Ausdruck, d. i. Gestalt erhält. Und in der Tat sind alle großen Philosophien, Religionsurkunden und Dichtungen solchen Sprachgebäuden zu vergleichen, „die kein Zeitstrom niederreißt". Man denke z. B. nur an ein solch sprachschöpferisches, lebengestaltendes Werk wie Luthers deutsche Bibel!

6. So wird denn auch die Bitte des Dichters nicht vergeblich sein, die Sprache möge die Hände unseres Geistes stark machen, daß wir Gutes und Schönes damit schaffen können, in Reih und Glied mit den Brüdern der Volksgemeine! Nicht jeder wird in solchem Bauen ein Meister sein, aber auch die Gesellen sind nicht gering zu schätzen!

Ein Vergleich des Gedichts mit Schenkendorfs „Muttersprache" drängt sich unabweislich auf. Man erkennt sofort den verschiedenen Stimmungsgehalt der beiden Lieder: Bei Schenkendorf klingt der warme Herzenston vor, bei Rückert ist die Bewunderung des besungenen Objekts mehr ein Ergebnis des reflektierenden Verstandes. Darin aber spiegelt sich ein Hauptunterschied dieser beiden (an sich ja nicht sehr ähnlichen) Dichter überhaupt. Auch deuten insofern beide auf ihre Urheber hin, als Schenkendorfs Gedicht die religiöse Grundstimmung seines Schöpfers nicht verkennen läßt, während bei Rückerts Gedicht die Neigung seines Verfassers, mit Worten und Begriffen zu spielen und Bilder auf Bilder zu häufen, klar durchblickt. Müssen wir so das Gedicht des älteren Dichters über das des jüngeren stellen, so darf doch nicht verkannt werden, daß auch das letztere reich an poetischen Schönheiten ist und daß es auch einen kräftigeren, männlicheren Ton anschlägt: Es schreitet gleichsam sporenklirrend dahin, während das andere wie mit Seelenflügeln vor uns hinschwebt.

In der Literatur wird Friedrich Rückert fortleben nicht durch seine patriotisch-politischen Zeitgedichte, ebensowenig durch seine morgenländisch-lehrhaften Verskünsteleien, sondern als Dichter des

*) „Kann die teutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern krachen,
kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen."

„Liebesfrühlings" (einer Sammlung, welche neben vielem Spielenden und Gekünstelten doch auch manche Laute enthält, die aus tiefster Seele aufgestiegen sind und welche so vorher noch nie gehört worden waren), sowie durch einige Gedichte, welche in alle Anthologien übergegangen sind und auch manchem Komponisten Anregung zur Vertonung gegeben haben. Wir wählen von den letzteren zwei aus.

Aus der Jugendzeit.

1. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

2. Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

3. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer."

4. O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo!

5. O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

6. Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!

7. Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

8. Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

9. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!“

Den Anstoß zu diesem volkstümlich-innigen Liede hat dem Dichter ein Volksreim gegeben, den er als Kind in seiner Heimat oft hat singen hören. Es sind Worte, die der Schwalbe in den Mund gelegt werden, — jenem kleinen Zwitscherer und kühnen Flieger, dessen Ankunft im Frühjahr ebensoviel Freude erregt, wie sein Abschiednehmen im Herbst — wobei sich die Tierchen in Scharen zu sammeln pflegen — wehmütige Gefühle in uns hervorruft. Der Volksreim sucht zugleich das Zwitschern des Vögleins nachzuahmen, dieses unermüdliche Schwatzen, das klingt, als wenn ein und dieselbe Sache immer wiederholt würde:

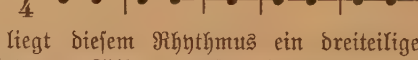
„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.“

Das Verschen kann natürlich nur in landwirtschafttreibenden Gegenden entstanden sein; nicht nur, weil bloß hier überhaupt das Naturleben Gegenstand solch liebevoller Beobachtung ist, sondern mehr noch, weil tatsächlich im Herbst, wenn die Schwalbe Abschied nimmt, „Kisten und Kasten voll sind“ (wir müssen hier vor allem an Scheune, Hausboden und Räucherkammer denken, fernerhin aber auch an das Mehl im Kasten, an die Leinwand in der „Lade“ usw.), während im Frühling, wenn sie wiederkommt, die Vorräte aufgezehrt sind, also alles wieder leer ist.

Dieses Verschen nun fällt dem Dichter eines Tages wieder ein. Vermutlich ist es im Herbst, und er sieht, wie sich die gabelschwänzigen Segler zur Südfahrt rüsten. Und, wie es so oft geht, daß wir ein solch ererbtes Wissen jahrelang tot in uns herumschleppen, eines Tages aber gewinnt es urplötzlich Bedeutung für uns, und nun ist es erst wahrhaft unser eigen: So geht in dieser Stunde dem Dichter unvermutet der Blick auf für die tiefere Bedeutung dieses Kinderreims, sowie für die schwermütige Stimmung, die diesem artikulierten Vogelgezwitscher zugrunde liegt. Und mit einem Male — sie war natürlich schon in ihm vorbereitet — ist diese Stimmung voll erblüht in seiner Seele, diese Stimmung der Sehnsucht nach einem entschwundenen Schönen, das doch unwiderbringlich dahin ist, nach seinem Heimatfrieden, seinem Kinderglück. Aus dieser reinen und starken Stimmung heraus nun ist das Gedicht geboren, und eben darum schlägt es auch in uns reine und volle Töne an.

Die Form des Gedichts war dem Dichter von vornherein gegeben: Vierzeilige Strophen nach dem Muster des Volksreims mit lauter männlichen Reimen und einem beträchtlich verkürzten vierten Verse. Aber *wie* hat der Dichter diese Form behandelt, welch ganz andern Stimmungsgehalt bekommt sie bei ihm! Wie wirkt vor allem die jedesmalige Wiederholung in jeder ersten und dritten Zeile so ganz anders: Dort als ein possierliches, lustiges Gezwitscher, hier wie ein elegisches Verweilen bei einer liebgewordenen Vorstellung! Man sehe sich nur jede Strophe daraufhin an: Immer ist es ein *bedeutungsvoller* Gedanke, dem diese Repetition doppeltes Gewicht gibt, oft mit viel tönenden Vokalen („Jugendzeit", „Kindermund", „Heimatflur"), und auch die häufige Verwendung von zusammengesetzten Wörtern bringt etwas Schwermütig-Lastendes in das Gedicht (am fühlbarsten in dem zweimaligen: „vogelsprachekund, vogelsprachekund"). Das Gedicht kann darum auch gar nicht in der Weise des alten Kinderreims gelesen werden (rasch, lustig, geschwätzig), sondern ernst, langsam, elegisch. Und so ist es ja auch immer komponiert worden (z. B. von Radecke).

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit." Es sind das keine gewöhnlichen „Trochäen", insofern den schweren und leichten Silben die gleiche Zeitdauer zukäme (also so:



), sondern es liegt diesem Rhythmus ein dreiteiliger Takt zugrunde, so daß die betonten Silben ungefähr doppelt so lang gehalten werden als die unbetonten (also so:

). Und so auch in allen folgenden Zeilen, natürlich mit vielfacher, nur von einem rhythmischen Feingefühl zu bestimmenden Änderung. Die vier Silben der vierten Zeile sind dagegen alle schwer und lang zu sprechen, — selbstverständlich ohne Übertreibung und ohne ausgerechnete Genauigkeit.

Inhaltlich bedarf das Gedicht kaum einer weiteren Erläuterung. Der Gedankengang ist kurz folgender: Als jener Kinderreim in ihm auftaucht, da gedenkt der Dichter seiner Jugendzeit mit all dem Kinderglück, das einst *sein* war, und das nun so weit, so weit dahinten liegt (Str. 1). Ob wohl die Kinder in seinem Heimatorte jenes Liedchen auch jetzt noch singen? (Strophe 2—3). O welch tiefe Weisheit liegt doch in diesem anspruchslosen Liedchen, das die Kinder so leicht vor sich hinsingen, ohne sich viel dabei zu denken! Aber eine Ahnung von diesem tieferen Sinn werden sie wohl doch auch haben, unbewußt sind sie sich dieser Weisheit froh: Ihre

Freude an solch poetischer Kleinkunst beruht nicht nur in dem Spiel mit Worten, das darin liegt, sondern gewiß auch in einem ahnenden Erfassen des tieferen Sinnes. Dem weisen Salomo gleichen die Kinder, von dem die Sage erzählt, er habe die Sprache der Vögel verstanden (Str. 4).

Welches aber ist die tiefere Bedeutung jenes Volksreims? Von Strophe 5 an beginnt sie der Dichter sich und uns zu enthüllen. Den Kisten und Kasten gleicht das menschliche Herz. Wie ist es doch in der Kindheit so voll, so reich! Wie wenig braucht ein Kind, um glücklich zu sein! Dagegen wir Alten! Wahrlich, alles einst so heiß begehrte Glück: Besitz, Ehre, Erfolg usw., sie geben nicht den tausendsten Teil der Befriedigung, die dem Kinde ein wertloses Spielzeug gewährt; sie lassen das Herz leer. Daher unser aller heimliche Sehnsucht nach dem Jugendparadies, daher die Träume der Völker von einem weit zurückliegenden Zeitalter, von einem Eden, darin die Wiege der Menschheit gestanden.

„O du Heimatflur, o du Heimatflur", — man beachte den dunklen Wohlklang dieser Worte! — der Schauplatz seiner Knabenspiele, er ist dem Dichter ein „heil'ger Raum", heilig und rein wie alles, wo wir ohne Schuld glücklich waren; dahin möchte er „noch einmal nur" (derselbe Vokaldreiklang wie in „Heimatflur") entfliehn im Traum, entfliehen aus der Öde seines wirklichen Daseins (Str. 5). Auch ihm war die Welt einst so voll, als er auszog aus dem umhegten Bezirk seiner Kindheit: Unsere Gefühle sind es ja, die den Dingen erst ihren Wert verleihen. Dem Kinde, dem Jüngling ist die Welt voll, weil sein Herz so voll, so reich, so beweglich ist; und mit der Verarmung des Herzens entleert sich auch die Welt rings um uns her (Str. 6). Und dies ist dann eine Verarmung, die keine Schwalbe wieder aufheben kann: Ist das Herz geleert, wird's nie wieder voll (Str. 6). Keine Schwalbe bringt dir das verlorene Kinderglück wieder, so sehr du auch danach weinen magst; im Dorfe freilich, da kehrt der alte Kreislauf immer wieder, da füllen sich in jedem Herbst die Kisten und Kasten aufs neue, da singen auch die Kinder — andere Kinder! — das alte, traurige Lied vom Abschiednehmen (Str. 8—9).

So ist denn dem Dichter das Vogelgezwitscher zu einem Klagelied über eine Erfahrung geworden, die wir alle einmal machen müssen. Es ist dieselbe Erfahrung, die Schiller in das entsagende Distichon gekleidet hat:

„In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis."

Wohl dem, der sich wenigstens noch ein solches Boot gerettet hat!! — So entspricht Rückerts Gedicht genau dem Stormschen Kanon: Es bietet einen allgemein menschlichen Gehalt in individuellster Aus-

prägung. Es ist nach Inhalt und Form, nach Sprache und Stimmung, nach Gliederung und Rhythmus, nach bildnerischem wie musikalischem Wert ein lyrisches Meisterwerk und sollte allein schon davor bewahren, Rückert den bloßen Versmachern zuzuzählen, die in der Literatur eigentlich nur so mitlaufen.

Thema.

Als ich wiederkam.

Endlich, nach mehr als zwanzigjährigem Aufenthalt auf fremder Erde, betrat ich den Boden der Heimat zum erstenmal wieder. Ich konnte zufrieden sein mit dem, was ich erreicht hatte. War es mir doch, dank meiner zähen Ausdauer, dank auch mannigfachen Glücksumständen, gelungen, mir im Ausland ein Vermögen zu erwerben, von dessen Zinsen ich daheim bequem leben konnte.

„Daheim!" Merkwürdig, welchen Reiz dieses Wörtchen allezeit auf den Menschen ausübt! Nie und an keinem Orte, mochte es mir auch noch so gut gegangen sein, hatte ich das Gefühl, daß ich hier meine bleibende Stätte gefunden habe. Sondern wie ein Glaubenssatz stand es allezeit in mir fest, daß ich, wenn irgend möglich, das Land und den Ort wieder aufsuchen würde, wo ich meine Kindheit verlebt, wohin ich all die Jahre hindurch meine Briefe gerichtet, und wo mir bis vor kurzem die liebsten Menschen auf der Welt gewohnt hatten, meine Eltern!

Freilich, das wußte ich: Sie würde ich dort nicht mehr finden. Sie waren indessen hinübergegangen in jenes unbekannte Land, von wo es keine Rückkehr gibt. Und auch sonst wußte ich eigentlich niemand, auf dessen Wiedersehen ich mich so recht von Herzen gefreut hätte. Der lustige Fritz Müller, der Freund meiner Kinderjahre, mit dem ich so manchen tollen Streich ausgeführt, er war — das wußte ich aus den Briefen der Mutter — längst nicht mehr im Orte; er war verschollen. Und auch die schlanke Elisabeth, das Mädchen mit den sanften Zügen und den treuherzigen blauen Augen, die, als sie mir bei der Konfirmation gegenübersaß, zum erstenmal in meinem Leben die ahnenden Schauer der Frauenliebe mir einflößte, so daß ich sie noch jahrelang im Sinne behielt und ihrer eigentlich jetzt noch nicht ohne Wonne gedenken kann, sie war an einen charakterlosen Lebemann, einen entfernten Verwandten der Familie, verschachert worden, der sie später sitzen ließ, und auch sie hat nie wieder etwas von sich hören lassen.

Was suchte ich also eigentlich noch in der Heimat? Nicht die Menschen, wohl aber die Bäume, die Berge, die Straßen, die Häuser, mit denen meine Kindheitserinnerungen nun einmal verwachsen waren, all die Plätze meiner fröhlichen Knabenzeit. Sie suchte ich wieder; es war mir, als wenn ich nirgends anderswo hätte glücklich werden können.

Langsam keuchte der Zug die letzte, ansteigende Strecke dahin. Von rechts und links grüßten mich die bekannten Nachbardörfer als Vorboten meines Heimatortes; und es war, als wenn sie mir zuraunen wollten: Mach' dich auf große Veränderungen gefaßt! In dem einen bemerkte ich einen neuen, nach bekannter Architektenschablone entworfenen Kirchturm; in dem andern stiegen die Häuser, die sich sonst im Tale zusammendrängten, jetzt den Berg hinan. Und wo sonst Bäume, Buschwerk und kleine Wäldchen die Landschaft reizvoll belebt hatten, da breiteten sich jetzt wohlbebaute Felder, gut drainierte Wiesen aus: Ein Geist der Prosa, der Nützlichkeit schien von der Gegend Besitz ergriffen zu haben.

Und siehe! Da kam der „Heidelberg", der Schauplatz so mancher Knabenspiele, in Sicht. Jetzt wurde mir's doch warm und weich im Herzen. Er wenigstens war noch ganz der Alte! Grüß dich Gott, alter Freund!

Nun noch ein paar Minuten verlangsamten Fahrens, ein Pfiff, und der Zug stand. Schon vom Fenster aus hatte ich die nicht sehr zahlreichen Personen auf dem Bahnsteig gemustert: Nicht ein bekanntes Gesicht! Und sie auch sahen gleichgültig an mir vorüber. Ich war in der Heimat, aber ich war ein Fremder darin!

Der Bahnhof war neu, denn die Gegend hatte erst nach meinem Weggang die Eisenbahn bekommen; und so durchschritt ich denn auch zunächst ein völlig unbekanntes Viertel: Ein paar protzige Hotels hatten sich hier aufgetan, denn das Dorf war seit der Erschließung durch die Bahn zu einem Kurort geworden. Das merkte ich auch an den Straßenpassanten: Sommerfrischler in städtischer Kleidung, geputzte Damen mengten sich unter die einfachen Bauersleute. Sie auch freilich hatten meist die alte malerische Tracht abgelegt und kleideten sich jetzt in einer den Städtern angenäherten Weise. Nur wo ich einen Alten sah, da trug er noch den blauen Kittel, den ich als Kind immer an meinem Vater gesehen; und dort wankte ein altes Mütterchen heran, das trug richtig noch den großen schwarzen Hut mit den flatternden Bändern, wie ihn sich meine liebe Mutter allsonntäglich vor dem Spiegel aufsetzte, so daß ich kleiner Knirps mit Scheu und Ehrfurcht zu dem Wunderbau emporsah.

Und nun kam ich in die Gegend meines Vaterhauses! O weh, was mußte ich da sehen! Zwar hatten mich die Briefe aus der Heimat schon auf die Veränderungen vorbereitet, allein es mußte doch erst noch der äußere Eindruck hinzukommen, um die innern Bilder völlig auszulöschen. Wo war denn der große Teich hin, von Weiden und Schilf umwachsen, an dessen Ufer wir so oft als Kind gespielt, über dessen Fläche wir die glatten Kieselsteinchen springen ließen, in dessen kühler Flut wir in heißen Sommertagen so gern stiegen, in dessen Spiegel sich das alte, hochgelegene Schloß so reizvoll beschaute? Verschwunden war er, ein öder Kiesplatz war an seine Stelle getreten, und wo sonst Bäume und Wellen rauschten, da erhob sich jetzt ein Fabrikgebäude und sandte seine schwarzen Rauchwolken in die Luft.

Enttäuscht schritt ich weiter und betrat nun die Straße, wo mein Vaterhaus lag. Und wirklich, dort war es noch, dort, wo die zwei alten Lindenbäume stehen! Ein paar Steinstufen führen hinauf zur Haustür, und mit den kleinen Fenstern und ihren grünen Läden schaut es mich so freundlich wehmütig an, als wollte es sagen: Nun, alter, treuloser Knabe, läßt du dich endlich mal wieder bei mir sehen? Ich habe lange genug auf dich gewartet! Die Tränen traten mir in die Augen, so daß mich die Vorübergehenden verwundert ansahen. Hier war es ja, wo wir uns an jedem schönen Tag, den Gott werden ließ, zum Spielen versammelten. Dort war noch die alte Gasse, in der wir zu Regenzeiten kleine Wehre bauten und Mühlen treiben ließen; und gegenüber lag auch noch das große, stattliche Haus, wo der alte, reiche, menschenscheue Sonderling wohnte, den die Ausgelassensten unter uns zu ärgern pflegten, indem sie an dem Klingelzuge rissen und dann schnurstracks davonliefen, um, hinter einer Ecke verborgen, das Schelten des alten Brummbären vom Fenster aus zu genießen.

Unwillkürlich lenkten sich meine Schritte zum Eingang des Vaterhauses. Mochte darin wohnen, wer da wollte, einen Besuch würde man mir schon gestatten! Es war verschlossen, und so lang ich auch klopfte, niemand öffnete mir. In gedrückter Stimmung schritt ich von dannen. Daß mir das Vaterhaus nicht geöffnet wurde, erschien mir recht als ein trauriges Symbol, wie fremd ich in der Heimat geworden.

Was soll ich weiter erzählen von den Überraschungen und Enttäuschungen, die mir auf Schritt und Tritt begegneten? Ich hatte das Gefühl, als wenn etwas stückweise in mir abstürbe, Glied um Glied. Es war mein Jugendland, das vor dem Hereindringen der neuen Wirklichkeit unaufhaltsam versank.

Später kaufte ich mich dann in meinem Heimatorte an, und es knüpfte sich wohl auch, neben vielen neuen Beziehungen, manche alte wieder: Die alte Heimat war es nicht mehr und wurde es auch nie wieder. Die alten Plätze und Stätten, an die sich meine Jugendfreuden und -hoffnungen, mein ganzes reiches Kindergemütsleben knüpfte, sie waren eben nicht mehr vorhanden, und die neuen, die an ihre Stelle getreten, sie konnten mir nichts geben, sie waren wie ein Klang ohne Seele.

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!"

Abendlied.

1. Ich stand auf Berges Halde,
Als heim die Sonne ging,
Und sah, wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

2. Des Himmels Wolken tauten
Der Erde Frieden zu,
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh'

3. Ich sprach: „O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruh'n.

4. Die Blumen alle schließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Besänftiget im Bach.

5. Nun hat der müde Sylphe
Sich unters Blatt gesetzt,
Und die Libell' am Schilfe
Entschlummert taubenetzt.

6. Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt,
Die Herde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

7. Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

8. Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

9. Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist.

Der Dichter entwirft uns das Bild eines schönen, friedlichen Sommerabends und weiß uns dabei die ihn erfüllende selige Ruhe mit suggestiver Gewalt mitzuteilen. Offenbar ist das Gedicht — wie jedes gute Gedicht — aus einem wirklichen Erlebnis herausgewachsen; darauf deuten die in den ersten zwei Strophen geschilderte Szenerie und das Lokalkolorit in ihrer ganz konkreten Bestimmtheit und Besonderheit. Von der dritten bis zur siebenten Strophe gibt uns dann der Dichter die genauere Ausführung des Bildes, wobei er

edoch dem geistigen Schauen den Vorrang läßt; und die beiden Schluß-rophen bieten dann die zugespitzte Zusammenfassung des Ganzen, ugleich mit einer neuen, auf den unendlichen Hintergrund alles Seien-en hinweisenden Wendung. Mit dieser Gliederung des Gedichts ist eine innere Struktur als baukünstlerisch vollendet erwiesen; denn Anfang", „Mitte" und „Ende", in irgendeinem Sinne, muß sich bei edem vollendeten Erzeugnis der zeitlichen Künste (Poesie und Musik) nmer nachweisen lassen.

1. Die Situation, der Wirklichkeitsboden, aus dem das Gedicht erwachsen (Str. 1—2). Der Dichter hat einen Abend-paziergang gemacht und steht nun „auf Berges Halde", d. i. auf einer von Bäumen entblößten Stelle des Gebirges, die, sanft geneigt, den Blick über die gegenüberliegenden Wälder und ins freie Land hinaus öffnet. Es ist just die Stunde, da sich die Sonne anschickt, „heimzugehen"; der Dichter hat sie im Rücken und sieht nun die Höhen jenseits des Tales im „Goldnetz" des Abends prangen, — etwa wie eine morgenländische Schöne die Fülle ihres schwarzen Haares in einem Netze von Goldfäden bändigt. Ein Sonnenregen geht drüben hernieder; der siebenfarbige Bogen springt aus dem grauen Wolkenschleier hervor, und aus dem Dörflein dort unten läutet eine Glocke den Feierabend ein. Zunächst läutet ja die Glocke bloß den Menschen. Aber dem Dichter wird ihr Schall zu einem Feierabendruf an die ganze Natur.

2. Die Ergänzung der Wirklichkeitsbilder durch das innere Schauen des Dichters (Str. 3—7). Daß wir uns jetzt vom Boden des Unmittelbar-Gegebenen entfernen, daran läßt gleich der Eingang der dritten Strophe keinen Zweifel: „Ich sprach". Mit einer Mahnung an sich selbst beginnt der Dichter: die Stille der Schöpfung zu empfinden und zu ruhen, wie die „Kinder der Flur" sich eben anschicken, es zu tun. Die folgenden Strophen sind nun streng symmetrisch geformt, indem jede derselben ein Paar dieser „Kinder der Flur" nennt und von jedem berichtet wird, wie es zur Ruhe geht. Die Blumen und die Wellen, die Schmetterlinge und die Wasserjungfern, die Käfer und die Schafe, die Lerchen und die Hirsche und Rehe: sie alle schaut der Dichter mit dem Auge des Geistes, wie sie sich anschicken, ihr Heim aufzusuchen und darin dem neuen Tage entgegenzuschlummern. Indem aber so jedes-mal das „Heim" genannt wird, entsteht ein neuer Parallelismus: Blumen und Augen, Wellen und Bach, Sylphe und Blatt, Libelle und Schilf, Käfer und Rosenblatt, Herde und Lagerstatt, Lerche und Klee, Hirsch und Wald; alles findet sich zusammen, was zusammen-gehört; und hieraus nicht zum wenigsten entsteht der unendlich be-ruhigende, traulich-heimelige Eindruck des Gedichts. Und obgleich der Dichter von allen dasselbe sagt, nämlich, daß sie einander finden,

entsteht doch keine Eintönigkeit, denn er sagt es jedesmal auf eine andere Weise, und *wie* er es sagt, gibt es allemal ein Bild: Die Blumen „schließen ihre Augen", die sie tagsüber der geliebten Freundin am Himmel offen gehalten haben; die Wellen „ließen besänftiget", als glättete sich dort ein seelischer Aufruhr. Der müde Schmetterling „setzt sich unters Blatt", dieses zugleich als Bett und als schützendes Obdach benutzend; die Libelle aber, schon am Schilfe sitzend, „entschlummert taubenetzt", ihr schadet der feuchte Wasserdunst nichts. Der „goldne" Käfer findet in einem Rosenblatte seine „Wiege"; der Schäfer steigt in sein zweirädriges Häuschen, nachdem er die Herde in die Hürden eingeschlossen. Die Lerche endet ihr Jubellied der Lüfte und duckt sich in ihr verstecktes Nest im Klee; Hirsch und Reh „in des Waldes Schlüften" suchen ihr Lager irgendwo im Dickicht, wo sie geborgen sind.

3. *Der gedankliche Abschluß des entworfenen Bildes* (Str. 8—9). So findet jedes sein Hüttchen, um sich darin auszuruhen. Wirklich jedes? In der Natur wohl, denn die sorgt wie eine Mutter für ihre Kinder. Aber des Dichters Gedanken weilen nun schon wieder in der Menschenwelt, wie das Wörtchen „Wer" statt „Was" bezeugt, mit dem die achte Strophe beginnt. Findet wirklich jeder sein Hüttchen, seine Heimat? Ach, gar mancher weilt ja in der Fremde, und Meilen trennen ihn von seiner Heimat, von den Herzen seiner Lieben. Aber auch für ihn gibt es einen Trost: Ihn „trägt ein Traum nach Haus". Der Traum, der so oft der Tröster der Unglücklichen ist, indem er ihnen vorgaukelt, was ihnen die harte Wirklichkeit versagt, er vermag auch die Sehnsucht der Heimwehkranken zu stillen.

„Heimwehkrank!" Ja, sind wir es nicht eigentlich alle? Geht es nicht wie eine unstillbare Sehnsucht durch unser ganzes Leben, die Sehnsucht nach einem schöneren, vollkommeneren Dasein? Diese Sehnsucht mag oft schweigen, wenn es uns gut geht oder wenn uns Arbeit und Sorge keine Zeit lassen, uns auf uns selbst zu besinnen. Wenn aber das Unglück über uns kommt, oder wenn in Stunden, da alle äußeren Forderungen an uns schweigen, es in unserer Seele stille wird, dann werden wir uns nicht selten bewußt, daß in uns etwas ist, das über dieses irdische Dasein hinausverlangt, daß uns unbewußt im tiefsten Innern eine höhere Wirklichkeit vorschwebt, nennen wir sie nun das Ideal, oder den Himmel, oder das Jenseits, oder wie sonst! Und von diesem innersten Heimgefühl wird der Dichter in jener stillen Abendstunde ergriffen. Ein Verlangen erfaßt ihn, hinauf nach seiner ewigen Heimat. Wie denn alle irdische Schönheit und Seligkeit Weissagung auf eine vollkommene, himmlische Schönheit und Seligkeit ist, — wenigstens für den religiösen Menschen, wie Rückert einer war!

Und von hier aus entscheidet sich auch der Streit, ob die letzte Strophe nicht ganz überflüssig wäre, ob sie nicht einen fremden Ton in das Gedicht hineinbringe! Ohne Zweifel: nötig wäre sie nicht, das Gedicht würde mit der achten Strophe vollkommen rund sein. Und so erscheint die neunte Strophe allerdings, ästhetisch betrachtet, wie ein Anhängsel, wie ein fünftes Rad am Wagen. Aber man darf nicht sagen, sie trüge einen falschen Ton in das Ganze, sie „fälsche" die Stimmung. Dies kommt ganz darauf an, ob der Dichter und der Leser religiös gerichtet ist oder nicht. Zudem erinnere man sich nur des Abendglockenläutens vom Anfang! Man denke sich, das Glöcklein habe seinen frommen Ruf abermals angestimmt: Da ist die religiöse Wendung des Fühlens und Denkens wohl doppelt begreiflich! —

Im einzelnen wäre noch auf gar manche Schönheit, besonders sprachlichen Charakters, aufmerksam zu machen. Die Weichheit in den beiden ersten Strophen ist wundervoll. Sie beruht besonders auf Worten wie „Halde", „Walde", „tauten", „Abendglockenlauten". Wieviel voller klingt zumal letzteres als der Umlaut „Läuten"! Dazu die Vorstellungen des Friedens, der Ruhe, des Heimgehens der Sonne! In letzterem, das so unsagbar sprechender ist, als das „Untergehen", ist die Grundstimmung des Liedes gleich mit dem ersten Griff in die Saiten angeschlagen. Dann „des Abends Goldnetz", das „über dem Walde hängt". Das ist eine von jenen fabelhaft schönen poetischen Erfindungen, denen man verstandesmäßig nie ganz beikommen kann und die man daher lieber „unerklärt" lassen, rein gefühlsmäßig genießen sollte. Endlich die Vorstellung des Kindlichen in Strophe 3: Das Herz ist ja auch ein Kind, ein heimverlangendes Kind, — wenigstens in solchen Stunden. Und so zieht sich denn dieser Ton des Kindlichen, des Ruhverlangenden, des Sichheimsehnenden durch das ganze Gedicht, wie durch ein süßes Andante, um am Schlusse in einem verwehenden Ewigkeitsklang zu entschweben.

5. Wilhelm Müller.

Wilhelm Müller wurde den 7. Okt. 1794 zu Dessau geboren. Sein Vater war ein wohlhabender, gebildeter und in seiner Vaterstadt allgemein geachteter Handwerker. Das poetische Talent seines Sohnes zeigte sich frühzeitig. In seinem 14. Jahre hatte dieser schon einen ganzen Band Elegien, Oden und kleinere Lieder zum Druck geordnet. Als Primaner schrieb er vor Beginn der Schulstunde oft die ganze Tafel voll Verse. Spielend überwand er die Sprachen der Alten. Im Jahre 1812 bezog er die Universität Berlin, um Philologie und Geschichte zu studieren, trat aber bald als Freiwilliger, früher noch als Körner, ins preußische Heer und focht als tapferer Soldat in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Culm. 1814 kehrte er nach Berlin zurück, nahm seine Studien wieder auf und beschäftigte sich namentlich mit der deutschen Sprache und Literatur. 1817 ging er mit dem Grafen Sack, dem er von der Berliner Akademie als Begleiter zu einer Reise nach Ägypten vorgeschlagen war, zunächst nach Wien, dann als der Graf ihm zuliebe seinen Reiseplan änderte, nach Florenz, Venedig, Rom und Neapel und kehrte im Frühjahr 1819, nachdem Sack seine Reise nach Ägypten allein angetreten hatte, wieder nach Berlin zurück. Eine große Anzahl von Liedern verdankt ihre unmittelbare oder spätere Entstehung dieser Reise. Bald nach der Rückkehr ward Müller als Lehrer der klassischen Sprachen nach Dessau berufen und auch bald darauf als herzoglicher Bibliothekar angestellt. 1821 vermählte er sich mit einer Enkelin des berühmten Pädagogen Basedow. Von nun an machte er fast jährlich Fußreisen durch Deutschland. Welche Lust und welche Freude ihm der Leib und Seele erfrischende Wandern war, bezeugen seine Wanderlieder. Seine Reisen führten ihn auch nach Württemberg, wo er mit den schwäbischen Dichtern, denen er sich seiner poetischen Eigenart nach am meisten zuneigte, mit Uhland, Schwab und Kerner persönlich Bekanntschaft machte und herrliche Tage mit ihnen verlebte. Ohne zu ahnen, wie nahe dem Dichter die Todesstunde war, schrieb Uhland beim Scheiden in sein Stammbuch:

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling süß und licht,
Auch jener große, klare —
Getrost, er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an."

Geachtet von einem edlen Fürstenpaare, geliebt von seinen Schülern, geehrt von jedem, der ihn kannte, beglückt durch den Besitz einer geistreichen, vortrefflichen Gattin und eines gesund heranblühenden Kinderpaares, starb Müller plötzlich den 30. Sept. 1827 am Schlagflusse. In ihm haben wir einen unserer besten Liedersänger, der sich durchaus eigentümlich entfaltet hat, verloren. Während die schwäbischen Dichter, denen er in seiner Lyrik verwandt ist, gern noch von alten Schlössern und Kapellen, von Rittern und Edelfrauen sangen, belauschte er das naturfrische Leben und Treiben der Jäger und Müller, der Wanderer und fröhlichen Zecher, und ließ ihre Weltanschauung in den munteren Klängen seiner Leier ertönen. Viele seiner Lieder, wie das bekannte: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein," oder: „Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht," oder: „Bächlein, laß dein Rauschen sein" werden im Gesange fortleben, solange der Sinn für echte Lyrik nicht ausgestorben ist. Müllers Liederkunst ist von bezaubernder Frische und unmittelbar wie das Volkslied, nicht so reich, wie die Goethes, des Altmeisters der Lyrik, aber ebenso sangbar und ungekünstelt, voll heiterer Fröhlichkeit und gemütlicher Lebenslust, voll liebenswürdiger Schalkheit und kindlicher Unbefangenheit; sie ist wahr im Gefühl, poetisch in der Anschauung, wohllautend in der Sprache. Einen großen Teil dieser Lieder hat Franz Schubert in Musik gesetzt, und trefflich hat er die verschiedenen Lebenslagen und Lebensstimmungen wiedergegeben, so daß wir sie gleichsam mit Leib, Seele und Geist genießen. Man höre nur ein Lied, wie: „Das Wandern ist des Müllers Lust!" Unwillkürlich regt sich da in uns die Wanderlust. Wir möchten gleich zum Stabe greifen und mit dem Wasser um die Wette laufen. In diesen „Müllerliedern", in denen zugleich ein schmerzlich ausgehendes Liebeserlebnis zum Ausdruck kommt, ist gleichsam der unstete Spielmann des Mittelalters wieder lebendig geworden. Ernster gehalten als die Wanderlieder sind die Griechenlieder Müllers. Sie entstanden während des Kampfes der Griechen gegen die drückende Herrschaft der Türken und verherrlichen den nationalen Aufschwung jenes Volkes, für das man damals im Andenken an die Griechen des Altertums mehr als jetzt Teilnahme empfand. Gehören diese Lieder ihrem Stoffe nach auch nicht der Geschichte des deutschen Volkes an, so spricht doch aus ihnen die nationale Gesinnung des Dichters deutlich genug. Sie sind gleichsam ein Nachhall des deutschen Befreiungskrieges, dessen Schlachten der Dichter mit hat schlagen helfen. Mit der Leier und zugleich mit dem Schwerte, wie Körner dies tat, hat er an den Kämpfen sich nicht beteiligt, sondern allein mit dem Schwerte. Erst nach Beendigung des Krieges trat er als Dichter hervor. Da aber die vaterländischen Hoffnungen, welche man an jene großartigen Kämpfe geknüpft hatte, beim Friedensschluß

durch Neid, Ränke und Schwäche waren vereitelt worden, die Karlsbader Beschlüsse die Sehnsucht nach einem einheitlichen Deutschland sogar mit Festungsstrafen bedrohten, so konnte er seine Leier zu Festliedern der deutschen Freiheitskriege nicht mehr stimmen. Desto lauter brausten nun seine Griechenlieder wie Posaunenhall und Prophetenstimme durch Europa, weit über seine Heimat hinaus. Sie sind ein Spiegel des Feuers, welches in dem Herzen des Dichters brannte, als er freiwillig das Schwert für das Vaterland ergriff. Zugleich lassen sie seinen Schmerz ermessen, den er nach dem Friedensschlusse über das zerrissene Deutschland und über den Metternichschen Druck empfunden haben muß. Sein Grab schmückt ein schlichter Stein, der nur den Namen, den Geburts- und Sterbetag des Dichters nennt. Darüber aber ist eine Leier abgebildet mit einer durch die Saiten geschlungenen Rolle, auf der das einzige Wort „Griechenlieder" steht; und als am 30. September des Jahres 1891 das dem Dichter in Dessau errichtete Denkmal enthüllt wurde, da schien die deutsche Sonne auf den Marmor, den die befreiten Söhne Griechenlands vom Erotus und von Hydras Felsenland (vergl. unten) gespendet hatten. Von Müllers Balladen ist am bekanntesten die folgende:

Der Glockenguß zu Breslau.

1. War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister,
Gewandt in Rat und Tat.

2. Er hatte schon gegossen
Viel Glocken gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

3. Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein!
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

4. Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

5. Im Magdalenenturme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch' starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

6. Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

7. Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar,

8. Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich lass' auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein;

9. Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß,
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

10. Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an;
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, getan!"

11. Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt
Und will entfesselt sein,

12. Und zischt ihm in die Ohren
Und zuckt ihm durch den Sinn
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

13. Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er tät,

14. Und läuft hinaus zum Meister
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

15. Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

16. Er stößt sein scharfes Messer,
Dem Buben in die Brust;
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

17. Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann: —
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

18. Da eilt er abzuräumen
Und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

19. Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

20. Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an;
Es tut den Richtern wehe
Wohl um den braven Mann;

21. Doch ihn kann keiner retten
Und Blut will wieder Blut;
Er hört sein Todesurteil
Mit ungebeugtem Mut.

22. Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

23. „Ich dank' euch," spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und wert;
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt:

24. Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht' wissen, ob's gelang."

25. Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herr'n gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

26. Der Meister hört sie klingen
So voll, so hell, so rein;
Die Augen geh'n ihm über,
Es muß vor Freude sein.

27. Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

28. Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

29. Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

30. Die ward zur Sünderglocke,
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

Dieses Gedicht ist in Beziehung auf Gang, Darstellung und Sprache so einfach, daß es darin keine Schwierigkeiten bietet; desto reicheren Stoff zum Nachdenken geben die in demselben niedergelegten Seelenzustände und Charaktereigenschaften der Hauptperson. Es zerfällt in drei Abschnitte. Der erste enthält die Einleitung und geht bis zur 5. Strophe. Er gibt uns Auskunft über den Ort und über die Zeit des Vorganges, wie auch über den Ruf und die Kunst des Glockengießers, welcher der Träger der Handlung ist. Außerdem enthält er eine bedeutsame Hinweisung auf die Sünderglocke. Der 2. Abschnitt endigt mit der 28. Str. und enthält den Hauptteil der Erzählung. Er beginnt mit der Vorbereitung zum Gusse der Glocke (St. 6—10), erzählt dann das Verhalten des wachthabenden Lehrlings (Str. 11—14), den Mord und die Reue des Meisters (Str. 15—19), seine Selbstanklage, Verurteilung und Bitte (Str. 20—25) und endigt mit dem letzten Stündlein des Glockengießers (Str. 26—28), so daß dieser Abschnitt sich in fünf Teile gliedert. Die letzten beiden Strophen des Gedichts bilden den dritten Abschnitt desselben. In allen Abschnitten ist der Dichter bedacht gewesen, das tiefste Mitleid für den Meister wach zu rufen. Trotz der blutigen, verabscheuungswürdigen Tat, die in ihrer ganzen Schwere vorgeführt wird, können wir nicht umhin, dem sonstigen Wesen des Meisters volle Achtung zu zollen. Unser Glockengießer war nicht nur weit und breit berühmt in seiner Kunst, er war auch einer der trefflichsten Bürger Breslaus, ein „ehrenwerter Meister, gewandt in Rat und Tat", eine Zierde der Stadt, geliebt von seinen Mitbürgern, so daß selbst den Richtern es wehe tut „wohl um den wackern Mann" (Str. 20). Was seine Kunst betrifft, so klangen keine Glocken so voll, so hell, so rein, als die, welche durch seine Hand bereitet waren. Von edler Begeisterung für seinen Ruf beseelt, ließ er es nicht nur an Fleiß und Überlegung nicht fehlen, sein ganzes Herz war auch voll Andacht bei der Ausübung seiner Kunst. Diese war ihm nicht bloß ein Mittel zum Erwerb, er betrieb sie ebensosehr im Dienste der Religion „zu Gottes Lob und Preis", mit der Liebe und mit dem Glauben daß Glocken von wunderbarem Klange imstande seien, starre Herzen

zu Gott zurückzuführen und wie eine Stimme von oben zu wirken. Ein bedeutsamer Zug! So viel Glocken nun auch schon in Kirchen und Kapellen ein Zeugnis seiner Kraft abgelegt und seine Vaterstadt dadurch berühmt gemacht hatten, die Krone aller Glocken sollte die für den Magdalenenturm bestimmte werden. Wie hat da der kluge Meister alles sorgfältig erwogen und bedacht, um als Mann der Liebe und des Glaubens die angefertigte Form durch eine Glocke zu füllen, die alle früheren in ihrer Wirkung übertreffen sollte. Selbst in der Nacht hatte er keine Ruhe gehabt (Str. 6).

So ersehen wir denn aus der Einleitung des Gedichts, daß wir es mit einem Manne zu tun haben, dem das Wohl und Wehe seiner Vaterstadt, wie der Ruhm derselben nach außen nicht gleichgültig ist, und der da will, daß zu ihrer und seiner Ehre nur Herrliches und Bewundernswertes aus seiner Werkstatt hervorgehen soll. Dieses an sich löbliche und ehrenwerte Streben wird aber höchst verhängnisvoll. Derselbe Eifer, der so viel Treffliches schuf, reißt den Meister, als es sich um die Krone einer Glocke handelt, auch zum Morde fort und bringt ihn mit einem Male um alle Freude und allen Frieden des Herzens. Sein ganzes Lebensglück ist vernichtet. Ahnungsvoll ist die blutige Tat schon in der Einleitung des Gedichts angedeutet. Nicht umsonst wird daselbst die vom Meister angefertigte Glocke „die Sünderglocke" genannt; nicht umsonst hebt dann ferner der Dichter die eifrigen und sorgfältigen Vorbereitungen zum Gusse derselben hervor; nicht umsonst hat er auch den religiösen Zug des Meisters schon in der Einleitung betont. Die kurze Charakteristik des Mannes macht seine Schuld wie seine Buße und seinen Glauben an Vergebung begreiflich. Wir ahnen bereits, daß es mit der Glocke im Magdalenenturme und mit deren Anfertigung eine besondere Bewandtnis haben müsse.

Diese dunkle Ahnung geleitet uns in den zweiten Abschnitt der Ballade, in die Werkstätte des Glockengießers. Der Meister verläßt dieselbe, nachdem er alles zum Schmelzen der Metalle zubereitet hat, und übergibt dem Lehrlinge die Feuerwacht. Warnend ruft er diesem beim Scheiden zu, den Hahn nicht anzurühren, sonst sei es um sein Leben geschehen. Sind es die kochenden Metalle, die sein Leben bedrohen, wenn sie voreilig entfesselt werden? Oder drohet ihm von einer andern Seite Lebensgefahr? Noch sind wir im Zweifel. Jene Worte aber steigern unsere Spannung von neuem und lenken unsere Aufmerksamkeit auf das Verhalten des Lehrlings bei der im Werden begriffenen Glocke.

Den nun folgenden Ungehorsam hat der Dichter trefflich begründet, ebenso trefflich hat er ihn mit der Glocke in Verbindung gebracht. Diese verlieren wir überhaupt die ganze Ballade hindurch nicht aus dem Auge. In dem Kessel da wogt und wallt und

wirbelt es so wundersam durcheinander, als regten sich darin geheimnisvolle Kräfte. Unverwandten Blickes schaut der unerfahrene und noch im Phantasieleben befangene Lehrling auf die wunderbar zischende und siedende Masse, und je länger der Einsame, sich selbst Überlassene hinschaut, desto mehr werden seine Sinne und Gedanken umstrickt und geblendet, desto größer wird seine Herzensbangigkeit. Mit unwiderstehlicher Gewalt zieht es seine Hand nach dem Hahne; ehe er sich's versieht, fühlt er diesen zwischen den Fingern — und da ist's geschehen: „Er weiß nicht, was er tät". Nicht aus Vorwitz, nicht mit klarem Bewußtsein hat er das Gebot des Meisters übertreten; sondern halb willenlos und sinnverwirrt, wie einer, der nicht weiß, was er tut, hat er die Hand nach dem Hahne ausgestreckt.*) Aber kaum ist die verhängnisvolle Tat geschehen, so tritt auch, wie dies immer der Fall ist, die Entnüchterung ein. Diese gibt sich zunächst in dem Entsetzen über die vollbrachte Tat kund. Das Bewußtsein, unrecht gehandelt zu haben, erfaßt den Lehrling mit aller Gewalt und treibt ihn fort von dem grauenvollen Orte, um reumütig seine Schuld dem Meister zu gestehen. Dieser, der den rechten Augenblick des Kommens nicht versäumt haben würde, ist bereits auf dem Wege zur Werkstätte. Tag und Nacht hat den strengen Mann nur der eine Gedanke beschäftigt, die Krone aller Glocken zu gießen, und nun, so nahe am Ziele, sieht er durch den Ungehorsam des Lehrlings all sein Sinnen und Trachten vereitelt. Übermannt von wildem Zorn, vermag er gar nicht einmal das Bekenntnis des Lehrlings anzuhören. Ergrimmt stößt er ihm sein scharfes Messer in das Herz und stürzt, „sein selber nicht bewußt", nach der Werkstätte, um zu retten, was vielleicht noch zu retten ist. Auch seine Tat ist nicht das Werk freien Entschlusses, sondern, obschon tief in seiner Eigentümlichkeit wurzelnd, das Werk eines finsteren Augenblicks, das Werk schnell aufflammenden Jähzorns, welcher energische Naturen — eine solche ist unser Meister — am leichtesten mit einer Art dämonischer Gewalt überfallen kann, wenn sie plötzlich und unerwartet um die Frucht ihres heißen Strebens sich gebracht sehen.

Unübertrefflich ist nun das Erwachen aus dem wilden Taumel

*) Das magisch Überwältigende dieses Vorganges ist in der 11., 12. u. 13. Str. unübertrefflich geschildert: das unverwandte Hinschauen des Knaben, dessen Blick, wie durch einen Zauber gebannt, von der wogenden Masse nicht loskommen kann; das unwillkürliche Ausstrecken der Hand, die magnetartig von dem Hahn angezogen wird, den der Knabe plötzlich, ohne es gewollt zu haben, zwischen den Fingern fühlt; dann der Sieg der Versuchung: „er hat ihn umgedreht". — Man beachte ferner die absichtlich angebrachten Alliterationen: wogt, wallt, wirbelt — zischt, zuckt, zieht — wie die Wiederkehr des „Und" Str. 12, wodurch die einzelnen Vorgänge blitzartig rasch zusammengefaßt werden.

der Leidenschaft mit dem Anblick der erstarrten Glocke in Verbindung gebracht. In sinnloser Betäubung war der Meister nach dem Glockenhause gestürzt, mit dem vollen Glauben, daß der Guß mißraten sei, und siehe, makellos und ohne Fehl, wie durch ein Wunder, steht die Glocke da und schaut ihn so rein und fleckenlos an, daß er den Anblick nicht zu ertragen vermag. „Er sieht's und will's nicht sehen." Nichts wäre ihm in diesem Augenblicke erwünschter gewesen, als die Glocke mißraten zu finden, obschon kurz zuvor der Gedanke, daß der Guß nicht gelungen sei, seine Hand zum Morde fortgerissen hatte. Es regt sich in ihm bereits das Schuldbewußtsein, und er würde diesem doch eine Art Entschuldigung entgegenhalten können, wenn er es fände, wie er sich's gedacht. Aber nein, soviel er auch sucht und prüft, kein Makel ist zu entdecken; der Guß ist gelungen; die Glocke spricht den Knaben frei. Noch mehr fühlt er die ganze Schwere seiner Schuld beim Anblick dessen, der noch vor wenigen Augenblicken aufmerksam und helfend ihm zur Seite gestanden hatte und nun tot am Boden liegt. Der Mund kann nicht mehr sprechen, desto lauter spricht die klaffende, rote Wunde. Ihm ist's, als vernähme er die Worte:

„Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr."

Diese Wendung ist von erschütternder Wirkung und beruht auf tiefer Wahrheit. Wohl schweigt der Mund des Gemordeten; doch was der Tote nicht kann, das übernimmt für ihn das Gewissen des Schuldbeladenen, und das vergossene Blut wird zum lauten Ankläger im Innern. Aber aus jenen Worten tönt zugleich ein unendlicher Schmerz, der, wenn auch vorwurfsvoll, doch nicht zur Rache aufschreit und auch uns zum Mitleid und zum Erbarmen stimmt. Mit erschütternder Gewalt empfindet der Unglückliche jetzt den ganzen Jammer und das ganze Elend seiner sündigen Tat, aber mit dieser schmerzlichen Empfindung der Schuld beginnt auch der läuternde Prozeß der Reue. Daß diese eine tiefe und aufrichtige ist, beweist schon sein Gang zum Gericht und seine Selbstanklage, in die sich nicht ein Wort der Entschuldigung mischt. „Blut will wieder Blut", so spricht das Gesetz, das er in wildbrausendem Zorn verletzt hat. Vor der Heiligkeit desselben sich beugend, fleht er nicht um Gnade, sondern ist bereit, die strafenden Folgen seines Vergehens auf sich zu nehmen. Mit ungebeugtem Mute hört er daher sein Todesurteil an. Immer mehr steigt jetzt der Unglückliche in unserer Achtung. Nur eine edle Natur ist solcher Reue fähig. Als der Tag gekommen ist, an welchem er hinaus zum Richtplatze geführt werden soll, da bietet man ihm nach alter Sitte den letzten Gnadenschmaus an, um die Bitterkeit der letzten Stunde zu mildern. Unser Meister bedarf dessen nicht. Mit einer Ruhe, die man nur

erwirbt, wenn man die Schauer des Todes überwunden hat, bittet er „die Herren lieb und wert", wie er sie bezeichnend ohne den leisesten Unmut nennt, um eine andere Gnade:

„Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang;
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht' wissen, ob's gelang."

Dieselbe Glocke, die Anlaß zu all dem Unheil, das über ihn gekommen ist, gegeben hat, will er in seiner Todesstunde hören. Wäre seine Läuterung nicht vollständig gewesen, er würde diese Bitte nicht getan haben. Zugleich ist diese aber auch ein Zeichen von der Liebe zu seiner Kunst, der er bis zum letzten Augenblick zugetan bleibt.

An die tönende, hoch in den Lüften schwebende Glocke hat nun der Dichter in ebenso bedeutsamer wie poetischer Weise die Erhebung des Meisters geknüpft, wie er an ihre Anfertigung seinen Fall geknüpft hat. Ihre Klänge tönen so voll, so hell, so rein hernieder, als gäbe es da oben über dem niederen Erdenleben keine Mißtöne. Und der Meister, der vormals in seine Glocken Liebe und Glauben gegossen, hat in ihren Klängen mehr als Glockenklang gehört.

Geläutert durch aufrichtige Reue, bereit zur höchsten Sühne, sind ihm die Klänge auf seinem Schmerzenswege nicht bloß Töne von Erz, sondern Stimmen von oben, Stimmen der Liebe und des Glaubens, ein Ruf der gewissen Gnade aus der Höhe.

„Die Augen gingen ihm über,
Es muß vor Freude sein."

Voll Zuversicht beugt er den Nacken zum Streiche,

„Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht,"

denn der trostreiche Glaube an die Barmherzigkeit des Vaters im Himmel, die durch eine so tiefe und aufrichtige Reue und Buße wie bei unserem Meister errungen worden ist, kann selbst im Angesicht der bittersten Todesstunde nicht erschüttert werden, sondern führt den mit Gott Versöhnten gläubig hinüber zu einem Leben, wo er schauet, was ihm der Sühnetod „versprochen": Vergebung der Sünden und die Freude unter den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut (Luc. 15, 10). In dieser beseligenden Botschaft des Evangeliums, die auch dem Schächer am Kreuz verkündet ward, gipfelt das Gedicht. Diese Botschaft kann aber nur errungen werden durch tiefe, aufrichtige Reue und Buße. Diesem Grundgedanken gemäß ist das Gedicht aufgebauet, indem es uns vorführt: a den Fall des Glockengießers, b seine Reue, c seinen Glauben an die Vergebung.

Der Dichter hätte mit der 28. Str. seine Ballade enden können. Aber nicht umsonst nimmt er in den Schluß einige Zeilen aus der 4. und 5. Str. wieder auf. Diese haben jetzt eine viel ernstere Bedeutung bekommen, und wenn es vorher hieß, daß jene Glocke schon so manches starre Herz zu seinem Gott zurückgeführt habe, und der Dichter nun am Schlusse sagt: „Weiß nicht, ob's anders worden in dieser neuen Zeit", so liegt darin eine ernste Mahnung für uns.

Morgenlied.

1. Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken, grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

2. „Heraus, heraus, du Menschensohn!"
So ruft der kecke Geselle,
‚Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

3. Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt vor Luft und Licht
Hart an die Scheiben schwirren?

4. Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

5. Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang' hat sie gesungen;
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

6. Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben:
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben."

Kaum hat die Sonne nach der feierlichen Stille der Nacht ihren goldenen Schleier gelüftet, so ist auch die ganze Natur alsbald mit einem fröhlichen, frischen Lebensgefühl durchdrungen, daß es überall vor lauter Lust und Wonne jubelt und jauchzt, singt und klingt. Keine andere Zeit des Tages kann sich in dieser Hinsicht mit dem jungen, alles belebenden Morgen messen, zumal

zur Frühlingszeit, wo Wald und Flur daliegen, so frisch und verjüngt, als wären sie eben erst aus der Hand des ewigen Werkmeisters hervorgegangen. Die schönste Zeit des Tages hat geendet, wenn wir Menschenkinder, mit wenigen Ausnahmen, die Augen öffnen. Das „Wach' auf, mein Herz, und singe", wie eines unserer Gesangbuchslieder beginnt, verdient schon aus dem eben angeführten Grunde beherzigt zu werden. Unser vorliegendes Gedicht will ebenfalls die trägen Schläfer aus der Ruhe wecken, daß sie mitjubeln und mitjauchzen. Die Weckerrolle hat der Dichter dem schon früh über Wiesen und Felder, durch Busch und Bäume keck und fröhlich dahineilenden Morgenwinde zuerteilt, den er, der Lebensfülle des anbrechenden Tages entsprechend, nicht nur redend und handelnd einführt, sondern auch voll jugendlichen Übermuts auftreten läßt. Vor ihm haben schon die Käfer und die Sonnenstrahlen und die Nachtigallen alles aufgeboten, den Langschläfer zu wecken. Es ist ihnen aber nicht gelungen, obschon die Nachtigall sich vor dem Kammerfenster fast heiser gesungen hat. Da greift nun der „kecke Geselle" voll Ärger zu einem wirksameren Mittel. Er schlägt mit dem Zweige, auf dem die Nachtigall gesessen hat, so rasch und fest an die Fensterscheibe, daß der Schlafende endlich erwacht und ungehalten, auf eine so ungewöhnliche Weise im Schlaf gestört worden zu sein, fragt:

„Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken, grünen Zweigen?"

Die Antwort bleibt nicht lange aus. Ohne eine Erwiderung darauf abzuwarten, schildert sogleich der kecke Geselle, ganz erfüllt von der wunderseligen Morgenfrühe, rasch und feurig die Herrlichkeit und Pracht derselben, erzählt, gleichsam um sein heftiges Klopfen zu entschuldigen und den Langschläfer zu beschämen, welche Weckversuche bereits angestellt seien, und entfernt sich, als täte ihm jeder Augenblick, den er verliert, leid, ebenso rasch, als er gekommen ist, seinem nochmaligen „Heraus, heraus!" jedoch die ernste Mahnung hinzufügend, schleunigst die dumpfe Kammer zu verlassen; denn die herrliche Frühlingssonne werde nicht lange dauern.

Der Zauber des kurzen Gedichts, bei dessen Lesen uns zumute wird, als atmeten wir die erquickende, alle Sinne und Kräfte belebende Morgenluft des Frühlings, liegt teils in der überaus sinnigen Vermenschlichung des Morgenwindes, teils in dessen Zwiegespräch mit einem noch Schlaftrunkenen, der sich kaum recht besinnen und darum nur wenige Worte finden kann, teils in der idyllischen Örtlichkeit des Schlafgemachs. Dieses befindet sich nicht in der engen Straße, nicht auf dem düstern Hofe einer Stadt, sondern fern vom Stadtgewühl, frei in Gottes Natur, den Strahlen der aufgehenden Sonne und der von ihr belebten Schöpfung

zugänglich. Eine Kammer, an deren Fensterscheiben ein grün belaubter Baum seine Zweige ausbreitet, auf denen Nachtigallen süße Lieder singen und Käfer fröhliche Spiele treiben, ist ein Schlafgemach, in welchem das frühe Erwachen ein Gefühl des Wohlbehagens erzeugt, das sich über den ganzen Tag verbreitet und darum Mißmut und Trübsinn weniger leicht aufkommen läßt. Eine solche Örtlichkeit aber war nötig, um den Langschläfer durch Käfer und Nachtigallen, durch den Morgenwind und durch die Sonnenstrahlen zu beschämen.

Was den Vortrag des Gedichts betrifft, so müssen die Anfangsverse der 1. Str. in einem Tone gelesen werden, der den Unmut des Langschläfers verrät, so früh geweckt worden zu sein; die übrigen Strophen werden lebendig, etwas spöttelnd vorgetragen.

Thema.

Der anbrechende Morgen im Walde.

Auf einer Gebirgsreise hat man bei einbrechender Nacht Aufnahme in einem auf einer Waldblöße einsam gelegenen Försterhause gefunden. Kurze Beschreibung des Hauses: beschattet von alten Bäumen, moosbewachsenes Strohdach, Hirschgeweihe am First; hinter dem Hause ein kleiner Garten. Der Förster ein rauher Gesell, aber gastfreundschaftlich. Die zum Schlafen angewiesene Kammer liegt nach Osten, an der Giebelseite des Hauses. Erwachen beim Grauen des Tages. Es ist schon lebendig im Hause. Der Förster rüstet sich, in den Wald zu gehen. Man öffnet das Kammerfenster. Kerzengerade stehen die Tannen in der grauenden Morgendämmerung. Nirgend regt und rührt es sich. Überall feierliche Stille; hier und dort zeigen sich weiße Nebelstreifen. Im Osten rötet sich der Himmel und verkündet das Nahen des siegreichen Tagesgestirns. Leise streift der Morgenwind durch die Tannen, die Nebelstreifen steigen in die Höhe und verschwinden. Ein eigentümlicher Ton, als würden ein Paar Brettchen zusammengeschlagen, schallt aus den dichten Tannen heraus; es ist der Auerhahn, der balzend den Schnabel zusammenschlägt. Er ist der erste, der aus dem Schlafe sich erhebt. Das Zeichen zu einem lieblichen Morgenkonzert ist gegeben. Auf der höchsten Spitze der Tannen lassen die Singdrosseln ihre Stimmen vernehmen. Wie Orgeltöne quellen ihre Weisen aus der liederreichen Brust, bald im melancholischen Adagio, bald im feurigen Allegro. Der Wald antwortet in feierlichen, langgezogenen Tönen. Auch der Fink läßt sich in raschen, kräftigen Schlägen hören, so voll, so hell, daß es weit hinschallt über Berg und Tal. Dazwischen jubiliert die Heidelerche und ruft der Wiedehopf; es versucht sich der Dompfaff, und es gurrt die wilde Taube, und bald begleitet in allen Melodien ein ganzes Heer von kleinen Kehlen die Stimmführer. Lebensfroh sind sie wieder erwacht, vergnügt aus den Zweigen hervorgeflogen. Bald singen sie mit vollem, bald mit halbem Chor; bald wird eine Pause gemacht, und dann wieder ein Solo ausgeführt. Das ist ein Singen und Klingen, daß der ganze Wald ertönt. Da plötzlich wird es still. Ein Schreckensruf schallt hoch aus der Luft in den Wald hernieder und unterbricht das tausendstimmige Konzert. Ein Raubvogel ist's,

Stürmen bewegten Menschen, das wir da vor uns sehen. Es gibt ein Bild von Beethoven, diesem leidenschaftlichen Menschen höchster Stufe, wie er, flatternden Haares und laute Selbstgespräche führend, nicht rechts und links blickend, während ein Gewitter am Himmel heraufzieht, dahinrast, ganz erfüllt von dem Erlebnis in seinem Innern. So ist die Situation, aus der auch der gewöhnlich für so sanft-melancholisch angesehene „Lindenbaum" erwachsen ist.

Allerdings doch nicht ganz! Denn in der Seele unseres „Helden" war immer noch ein Raum frei für etwas Äußeres. Als er seine nächtliche Wanderung antrat, und, aus dem Tore getreten, an dem Lindenbaume vorbeischritt, da machte er die Augen zu, — offenbar, um nicht hinzusehen, offenbar, um sich nicht verlocken zu lassen, dort Rast zu machen! Aber die Ohren konnte er nicht verschließen. Und so vernahm er das Rauschen der Zweige; und es war ihm, als riefen sie ihm zu: „Komm her zu mir, törichter Geselle! Hier findst du die gesuchte Ruh'!" Doch er widerstand dem süßen Locken und schritt tapfer vorbei, fort, hinaus in die unbekannte Weite, auf die Suche nach Frieden. Noch hat er ihn nicht gefunden, obgleich er schon „manche Stunde" entfernt ist von jenem Ort! Aber das trauliche Rauschen der Zweige seines Lindenbaumes, das liegt ihm noch immer im Sinn; immer noch hört er es aus diesem Rauschen wie treue Freundesstimmen herausklingen: „Du fändest Ruhe dort!" Wird er diesem Locken auf die Dauer widerstehen können? Wird er vielleicht doch wieder umkehren? Wie wird sich sein ferneres Leben gestalten? Wir wissen es nicht! Hier verläuft das lyrische Kunstwerk ins Unendliche!

Doch nur, so lange wir das Gedicht für sich betrachten! Wer das Schicksal des nächtlichen Flüchtlings weiter verfolgen will, der lese die „Winterreise" zu Ende, welcher unser Lied angehört. Dort erfahren wir auch die „Vorgeschichte" unseres Gedichtes (wenn man so sagen darf): Eine unglückliche Liebe, eine treulose Geliebte sind es gewesen, welche den Sänger an den Rand der Verzweiflung getrieben haben.

Und nun wird uns auch die Rolle deutlicher, greifbarer, die der Lindenbaum in diesem Drama gespielt hat, und wir begreifen, wie es den Jüngling im Dunkel getrieben hat, mit geschlossenen Augen an dem geliebten Baume vorbeizueilen. Hat er doch so manchesmal darunter gesessen, um in seinem Schatten von der Süßen zu träumen! Hat er doch mit viel Ausdauer und Kunstfertigkeit den verschlungenen Namenszug des Mädchens, verbunden mit seinem eigenen, in die glatte Rinde geschnitten! In Freud' und Leid hat es ihn zu diesem grünen Tempel gezogen. So ist der Baum sein Freund, ein Stück von seinem Leben geworden. Ist doch solch ein Gewächs selbst ein lebendes Wesen, das Leid und Freude erlebt

Sonnenschein und Gewittersturm, freundschaftlichen Besuch und feindseligen, zerstörenden Angriff. Was könnte ein solch hundertjähriger Baum nicht erzählen!*) Und nun ist er Zeuge geworden von dem Liebesglück und dem Liebesleid dieses Jünglings: Was Wunder, daß es diesem schwer wird, daran vorbeizukommen, und daß es ihn auch noch nach Tagen und Wochen, vielleicht nach Monden und Jahren nach diesem Orte zurückzieht, als wäre dort die Ruhe für ihn zu finden, die er überall vergeblich sucht!

Zu beachten ist, daß nach der den Zyklus beherrschenden Vorstellung das Gedicht im Winter spielt, daß also der Baum kahl dasteht. Dem düster-leidenschaftlichen Grundcharakter des Gedichts wird dadurch noch ein besonderer Ton hinzugefügt. So wie freilich das Gedicht im Volke lebt, ist keine Rede vom Winter. Da prangt der Baum im vollen Schmucke seiner Zweige. Und dies ist ja auch dem Stimmungswandel durchaus angemessen, den das Lied durch die Schubertsche Musik erfahren hat!

Ob nicht übrigens doch der Dichter selbst Anlaß zu dieser Umdeutung gegeben hat? Das Gedicht hebt so ruhig, so episch-idyllisch an: „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum" usw. Das läßt nichts von dem stark leidenschaftlichen Gehalt spüren, der in der dritten Strophe durchbricht, und den freilich auch die Originalkomposition mit ihrem Ausweichen nach Moll und ihren stürmischen Begleitungsmotiven ebenbürtig wiedergibt.

Thema.

Was die Linde erzählt.

(Ein Tageslauf.)

Sommermorgen. Erwachen. Lerchen. Goldene Wipfel. Schäfer. Glockenläuten, denn es ist Sonntag. Vereinzelte Spaziergänger kommen vors Tor. Orgelklänge. Spielende Kinder. Ein alter, von seinem Enkel geführter blinder Bettler läßt sich auf der Bank unter dem Baume nieder. Mittag. Alles schweigt. Hitze. Staubbedeckte Wanderer rasten und stillen ihren Durst am Brunnen. Was sie plaudern. Noch einmal Glockenläuten. Dann kommen Musikanten. Ein Wirt schlägt seinen Stand auf. Junges Volk erscheint zum Tanz. Abend. Die Musikanten packen ein und ziehen ab. Es wird still. Bienen surren in den Zweigen. Der Mond geht auf. Verspätete Ausflügler kehren zurück. In der Ferne ein Posthorn. Ein Jüngling, mit verstörten Zügen, wirft sich auf die Bank, schreitet verzweifelt von dannen. Alles einsam. Kühle der Nacht. Sterngefunkel. Leuchtwürmchen. Die Linde entschlummert.

---

*) Karl Stieler hat diese Idee poetisch dargestellt in seinem Zyklus: „Die tausendjährige Linde".

Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' ers zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn;
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Wogen mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht; —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht; —
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot! —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
Mir war's, als tät sein Auge hinab ins Herz mir seh'n.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an
Und deuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!

Hydrioten heißen die Bewohner der kleinen griechischen Felseninsel Hydra (der Name kommt von Hydro, d. i. Wasser), in der Nähe des Golfs von Nauplia gelegen. Sie mußten sich ihren Lebensunterhalt von jeher durch Schiffahrt und Seehandel verdienen und galten um die Wende des 18. Jahrhunderts für die geschicktesten und kühnsten Matrosen des Mittelmeeres. Am Befreiungskampfe des Vaterlandes vom türkischen Joch (1821—1829) nahmen sie den lebhaftesten Anteil. Kein Wunder, daß sich auch das Auge des Griechendichters Wilhelm Müller auf dieses kleine, tapfere Völkchen und sein treffliches Erziehungssystem richten mußte. In dem vorliegenden Gedicht entwirft er uns ein anschauliches und fesselndes Bild davon.

Dieser Schifferknabe ist von seinem Vater planmäßig für den Kampf, und zwar für den Seekampf, erzogen worden. Schon früh hat er ihn mit dem vertraut gemacht, was er wissen und können muß, um später mit Leib und Seele einem Kampf zur See gewachsen zu sein. Zuerst hat er ihn im Schwimmen und Tauchen unterwiesen und ihn schon als kleinen Knaben zur Ausdauer angehalten, die ja allein Erfolg im Kampfe sichert,

„Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab." —

Nachdem der Knabe die nötige Gewandtheit im Schwimmen sich angeeignet hatte, nahm ihn der Vater mit ins Boot, lehrte ihn mit Geschick und Einsicht das Ruder handhaben, unterwies ihn, die Gefahren der Wirbel zu vermeiden und machte ihn dadurch immer mehr zum Herrn des Elements. Vom Boote ging's dann ins große Schiff, weiter in die See hinaus, und nun galt es, nicht bloß das Ruder zu führen und auf Wirbel und Brandung zu achten, sondern auch die Segel zu stellen und dabei zu merken „auf jedes Vogels Flug, auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug". Steuerte das Schiff bei stürmischem Meere an gefährlichen Klippen und Felsenriffen vorüber, und schaute der Knabe dabei ohne das geringste Zeichen von Furcht dem Vater ruhig und besonnen ins Antlitz, so stieg diesem vor Freude das Blut in die Wangen. Und wieder stieg ihm das Blut in die Wangen, als er dem Sohne endlich das Schwert in die Hand drückte und dieser mit festem Blick in das leuchtende Auge des Vaters sah und das Schwert freudig zum Himmel erhob, wie zum Schwur, daß er dem Vater nicht um seine Mühe und seine Hoffnungen betrügen werde. Zur Stunde fühlte er sich nicht schlechter, als ein Mann. Dieses hohe Selbstvertrauen legt nicht nur ein schönes Zeugnis für die erhaltene Erziehung ab, es ist auch die erste und notwendigste Bedingung für den Sieg im Gefecht.

6. Gustav Schwab und der schwäbische Dichterkreis.

Gustav Schwab wurde am 19. Juni 1792 in Stuttgart geboren, wo sein Vater, ein an Geist und Charakter ausgezeichneter Mann, Professor der Philosophie und Mathematik an der Karlsschule war. Mit dem 17. Jahre bezog er die Universität in Tübingen, ausgerüstet nicht nur mit einer tüchtigen klassischen Vorbildung, sondern auch mit einer ebenso tüchtigen sittlichen Grundlage. Er wählte das Studium der Theologie. Fördernd auf seinen dichterischen Beruf wirkte besonders die Bekanntschaft mit dem fünf Jahre älteren Uhland, dessen Schüler er sich nannte und dessen Dichterweise ihm zum Vorbilde diente. Als ein Zeugnis von der Innigkeit dieser Dichterfreundschaft sei noch erwähnt, daß Uhland einen poetischen Stoff, die Geschichte Robert des Teufels, den er aufgefunden und sich zur poetischen Gestaltung bewahrt hatte, an Schwab übergab, als er sich verhindert sah, ihn selbst zu bearbeiten, ähnlich wie Goethe den Tell Schiller überließ. Außer mit Uhland war Schwab damals schon mit Justinus Kerner und mit Varnhagen von Ense nahe befreundet. Später trat er durch die Übernahme der Leitung verschiedener Zeitschriften mit fast allen bedeutenden Männern jener Zeit in nähere Verbindung und mit vielen in ein freundschaftliches Verhältnis, namentlich mit Pfizer, Lenau, Grün, Platen, Chamisso, Mörike, Gaudy, Hauff, W. Müller. Von Müllers und Hauffs Werken übernahm er die Herausgabe und schrieb die Lebensgeschichte der früh verstorbenen Dichter. Seine überaus freundliche und gefällige Art, mit der er jedermann entgegenkam, machte es auch Fremden leicht, zu ihm zu gelangen, und er wurde so, wie einst Gleim für Norddeutschland, ein literarischer Mittelpunkt für das südwestliche Deutschland. Neben der weiten, gutherzigen Gastfreundschaft hatte er auch mit dem alten Halberstädter die Teilnahme für Mit- und Nachstrebende gemein, besorgte dabei auf das treueste sein Amt und war bei aller seiner Geschäftigkeit noch ein zärtliches, sorgsames Haupt seiner geliebten Familie.

Zwanzig Jahre lang ist Schwab Professor am Stuttgarter Gymnasium gewesen. Sein Hauptfach waren die alten Sprachen. Der Wunsch nach Zurückgezogenheit und Ruhe bestimmte ihn im

Jahre 1837 die Pfarre zu Gomaringen zu übernehmen, einem Orte, der trefflich zu den Anschauungen einer dichterischen Phantasie stimmte. Schon das Pfarrhaus war fast ein Stück Romantik. Es war ein altes, etwas verfallenes Schloß der Herren von Gomaringen und lag auf einem gegen das Dorf hin steil abfallenden Hügel, welcher das Tal der Wiesatz beherrscht. Im nahen Hintergrunde lag die langgestreckte Reihe der hier ziemlich ansehnlichen Albhöhen, gegenüber der mächtige Roßberg, einer der höchsten Berge der Schwäbischen Alb, rechts davon in der Ferne der Hohenzollern, im Vordergrunde Gomaringen mit grünen Matten und Feldern. Alles dieses überschaute man wie ein Rundgemälde von den Fenstern der Wohnzimmer. Der gesellige Verkehr, namentlich mit den Tübinger Freunden, gestaltete sich hier höchst anziehend; daneben blieb Zeit genug zu literarischen Arbeiten. Nach vierjährigem Aufenthalt in Gomaringen kehrte Schwab wieder nach Stuttgart zurück, indem ihm dort die erste Predigerstelle an der Leonhardtskirche übertragen wurde. 1845 wurde er als Oberstudienrat angestellt und zum Oberkonsistorialrat ernannt. Sein Tod erfolgte im Jahre 1850 plötzlich und unerwartet.

Schwab gehört mit Uhland und Justinus Kerner, mit Mörike, Pfizer und anderen dem schwäbischen Dichterkreise an, der hauptsächlich durch rein lyrische und lyrisch-epische Gedichte sich hervorgetan und auf diesem Gebiete außerordentlich Schönes geleistet hat. Nach den aufregenden Kämpfen der Befreiungskriege und nach den langen ästhetischen Fehden, welche schon mit Lessings Auftreten begannen, dann von den Romantikern mit großer Leidenschaft gegen die klassische Schule geführt wurden, war eine gewisse Ermüdung eingetreten, wie solches nach langanhaltenden Parteikämpfen stets geschieht. Man vertiefte sich daher jetzt mehr in das ruhige und sinnige Stilleben der Seele, sang in neuen Liedern vom Frühling und Herbst, von der Liebe Lust und von der Liebe Leid, sang von alten Burgen und Kapellen, von Rittern und Edelfrauen, von Königen und Helden alter Zeit, nahm zwar, an die Romantiker sich anlehnend, derartige Stoffe vorzugsweise aus dem Mittelalter, verherrlichte sie aber nicht im Sinne der Romantik, sondern hauchte ihnen den lebendigen Odem der Gegenwart ein. Der engere Kreis der schwäbischen Dichter wurde dem Publikum zum ersten Male durch Kerners poetischen Almanach vorgeführt. Das Haupt der schwäbischen Dichterschule war und blieb Uhland.*) Seine gründlichen, unermüdlichen Forschungen zur Geschichte der deutschen Poesie und Sage sind von großem Einfluß auf die Wahl seiner episch-lyrischen

*) Seine Biographie, wie eine Reihe Besprechungen seiner Gedichte befinden sich in Band III der „Erläuterungen".

Stoffe gewesen, unbekümmert welcher Zeit der Vergangenheit sie angehörten, wenn sich in ihnen nur der Adel der Gesinnung und der Charakter der Zeit abspiegeln ließ. Mit Vorliebe besang er das dem deutschen Volke von jeher zusagende Heldentum, insbesondere gern Helden seiner Heimat. In der mannigfaltigsten Weise hat er in diesen Dichtungen deutschen Kampfesmut und deutsche Ritterehre, alte Frömmigkeit und alte Treue verherrlicht, hat von Siegfried und von Karl dem Großen, von Roland und von Eberhard dem Rauschebart in volkstümlicher Weise gesungen. Als volkstümliche Gestalt hat er auch den wackern Schwaben, der sich 50 türkischer Reiter erwehrt, verherrlicht, ferner den Soldaten, neben dem sein Kamerad fällt, auch die Mähderin und Goldschmieds Töchterlein, das zur Ritterfrau erhoben wurde. Antike Stoffe lagen ihm fern und romantische Versmaße hat er nur selten gebraucht. Zur Beliebtheit seiner Dichtungen hat wesentlich der einfache Aufbau und der schmucklose Ausdruck derselben beigetragen, der trotzdem vom innigsten Gefühl durchdrungen ist, wie auch der treuherzige, trockene Humor, mit welchem er viele seiner Heldendichtungen gewürzt hat, nicht minder die Anwendung altertümlicher Wortformen, wodurch der eigentümliche Zauber, welcher auf vergangenen Zeiten ruhet, wesentlich erhöhet wird. Diese Dichtungen gehören zu den schönsten Perlen unserer Literatur und sind noch nicht übertroffen worden. Uhland ist auch auf dem dramatischen Gebiete tätig gewesen und hat 1818 ein Trauerspiel „Ernst von Schwaben" und 1819 ein Schauspiel „Ludwig der Bayer" der Öffentlichkeit übergeben. Der Adel seines Charakters macht sich auch in diesen Stücken geltend, zugleich aber auch seine vorwiegend epische Dichternatur, so daß er manchmal statt zur handelnden Darstellung zur Erzählung greift. Immerhin stehen beide Schöpfungen an Wert unendlich höher als diejenigen Produkte, welche heutzutage nach realistischen Rezepten abgefaßt werden, die ohne Tiefe nach Effekthascherei der schlimmsten Art streben, die Welt, wie sie ist und nicht wie sie sein soll, vor unseren Augen und Ohren vorführen, ohne eine sittliche Lösung der Konflikte für nötig zu halten und ohne das Herz für das Edle und Gute zu erwärmen und zu verpflichten. (Vergl. „Erläuterungen" Band VIII.)

Was die Naturlyrik der schwäbischen Dichter betrifft, so hat das schöne Schwaben mit seinen Burgen und Kapellen, seinen Matten, Rebenhügeln und Fruchtbaumwäldern vielfach die Anregung zu ihren musikalisch-innigen, die Natur vergeistigenden Liederklängen gegeben. Durch die Reinheit der Naturanschauung, durch die wohltuende Wärme eines herzlichen, ungekünstelten Empfindens unterscheiden sich die schwäbischen Dichter ebenfalls von der verschwommenen Naturandacht der Romantik, so daß sie auch

nach dieser Seite durch ihre gesunden, formvollendeten Klänge läuternd und reinigend eingewirkt haben. Außer den innigen und sinnigen Naturliedern besitzen wir von ihnen eine Reihe volkstümlicher Lieder, die sie wiederum von den Romantikern wie auch von den Klassikern unterscheiden und mit denen sie sich an den „Göttinger Dichterbund" anlehnen. Ich erinnere nur an Uhlands in allen Kreisen gesungenes Lied „Der Wirtin Töchterlein", an Schwabs „Bemooster Bursche zieh' ich aus", an Kerners „Wohlauf noch getrunken" usw. Die Frische und Volkstümlichkeit dieser Lieder, ihre sittliche Gesundheit und ihre Sangbarkeit bahnten ihnen den Weg bis in die fernsten Gaue. Den Freiheitskriegen haben die schwäbischen Dichter die Klänge ihrer Lieder nur im geringen Maße gewidmet. Für die stürmischen Kämpfe des Lebens waren sie nicht geschaffen. Zudem war damals das deutsche Nationalbewußtsein erst im Erwachen. Der engeren Heimat blieben Augen und Herz vorzugsweise zugewandt. Dazu kam, daß Württemberg, welches dem Rheinbunde zugehörte und unter dem Protektorate Napoleons stand, bei weitem nicht so von dem Drucke des Gewaltigen zu leiden hatte als Preußen, das er zu vernichten gedachte.

Die wenigen Lieder, die wir von den schwäbischen Dichtern aus der Zeit der Freiheitskriege besitzen, können sich an begeisterndem Feuer mit denen eines Arndt und Körner, eines Schenkendorf und Rückert nicht messen, stehen auch der Kriegslyrik Geroks aus dem Jahre 1870 nicht ebenbürtig zur Seite. Die Zeit war eine andere geworden. In das Aufruhrhorn des „jungen Deutschlands" haben sie nicht gestoßen. Diese Töne sind ebenfalls verklungen wie die der Romantik.

Das Feld, in welchem Schwab sich bewegt, ist vorzugsweise das der erzählenden Poesie. Er hat dasselbe nach allen Seiten hin angebaut, in Balladen, Romanzen und Legenden. Am wenigsten bedeutend ist er in seinen Rhapsodien oder Mären. Dieselben sind meistens zu breit und lassen nicht selten die poetische Gestaltungskraft vermissen. Uhlands Einfluß auf ihn ist zwar unverkennbar; es läßt sich zwischen manchen Erzeugnissen beider Dichter sogar eine nahe Verwandtschaft nachweisen; aber der knappe Ton und der singende Humor Uhlands gehen Schwab ab, und der Prediger macht sich oft mehr, als nötig ist, durch unterbrechende Betrachtungen und Lehren bemerkbar, aber frei von allem Parteiwesen. Die Liebe zu alten Sagenstoffen hat er mit Uhland gemein, und dieser Liebe haben wir nicht nur manches Gedicht zu verdanken, sondern auch „Das Buch der schönsten Geschichten und Sagen des Mittelalters". Eigen ist ihm eine gewisse Vielseitigkeit, die wir sonst bei den schwäbischen Dichtern nicht finden. Er hat Lamartines „Meditations", Barthelemys und Merys „Napoléon en

Égypte" übersetzt, hat Paul Flemmings Gedichte herausgegeben, das Schönste der deutschen Lyrik von Haller an, und das Schönste der deutschen Prosa von Mosheim bis auf die Neuzeit in trefflicher Anordnung und mit schlagenden, historischen Bemerkungen gesammelt. Auch als malerischer Geograph hat er sich bekannt gemacht („Die Neckarseite der Schwäbischen Alb", „Der Bodensee", „Wanderungen durch Schwaben") und hat eine Biographie Schillers geschrieben, dem er auch in seinem Gedichte „Der Riese von Marbach" ein schönes Denkmal gesetzt hat. — Von den in den Lesebüchern enthaltenen Gedichten Schwabs mögen hier die zwei Balladen: „Das Gewitter" und „Der Reiter und der Bodensee" eine eingehende Besprechung finden.

Das Gewitter.

1. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnt, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl.
Wie wehen die Lüfte so schwül!

2. Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Tal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön!
Dem Anger, dem bin ich hold!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3. Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Da halten wir alle fröhlich Gelag.
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid.
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid;
Dann scheinet die Sonne wie Gold!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

4. Großmutter spricht: Morgen ist's Feiertag!
Großmutter hat keinen Feiertag.
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit!
Wohl dem, der tat, was er sollt'!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

5. Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Am liebsten morgen ich sterben mag.
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,

Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer.
Was tu' ich noch auf der Welt?"
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

6. Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag!

Unstreitig gehört die eben mitgeteilte Ballade zu den wirkungsreichsten Gedichten, die wir von Schwab besitzen. Schon die Tatsache, daß vier Menschen zugleich vom Blitz getroffen und mit einem Schlag getötet werden, hat etwas Erschütterndes. Erhöhet wird das Schreckliche dieses Ereignisses noch dadurch, daß alle vier Glieder einer Familie sind und allen Altersstufen angehören, und daß ferner der Dichter diese verschiedenen Lebensalter nach ihren Freuden und Leiden, ihren Wünschen und Hoffnungen mit in das Ereignis verwoben hat, wodurch notwendig die Empfindung in eine größere Mitleidenschaft für die Betroffenen gezogen und die vernichtende Gewalt des Ereignisses um so erschütternder wird. Das Tatsächliche, welches dem Gedichte zugrunde liegt, findet sich in der ersten und letzten Strophe. In der ersten werden wir sowohl über den Schauplatz, wie über die im Gedichte auftretenden Personen vorläufig in Kenntnis gesetzt. Der Schauplatz ist eine „dumpfe Stube"; die Personen sind: Urahne, Großmutter, Mutter und Kind. Noch ehe diese selbstredend auftreten, führt der Dichter in der Einleitungsstrophe jede von ihnen durch eine sie charakterisierende Tätigkeit vor, welche nicht nur ihrem Alter entspricht, sondern auch ihren Wünschen und Hoffnungen, welche die folgenden Strophen bringen. Nach der vorbereitenden Einleitung ist jeder der vier Personen eine ganze Strophe gewidmet. Von diesen Strophen fängt jede gleichartig an und schließt gleichartig ab. Der Anfang weist jedesmal auf den bevorstehenden Feiertag hin, der Schluß auf das drohende Gewitter, welches als ein zweites und zwar unheimliches Ereignis außerhalb der Stube dieser immer näher rückt und durch das Wort grollt (der Dichter sagt absichtlich nicht rollt) einen bezeichnenden Gegensatz zu dem Gespräch und den Vorgängen in der Stube erhalten hat. Die Schlußstrophe hat weder den Anfang noch das Ende der vier voraufgegangenen Strophen, da das Gewitter mit vernichtender Gewalt in die Stube eingedrungen und dort mit seinem letzten Schlage der Unterhaltung über den bevorstehenden Feiertag ein Ende gemacht hat. Auf diesen Schluß arbeitet das Gedicht mit jeder neuen Strophe hin. Die Ahnung, daß

es so kommen könne, beschleicht uns schon in der Anfangsstrophe. Das Gewitter, welches den vernichtenden Schlag bringt, ist zwar noch fern, der grollende Donner noch nicht hörbar, aber die „dumpfe Stube", der aus gepreßter Brust hervorgestoßene Seufzer: „Wie wehen die Lüfte so schwül!" melden bereits das Herannahen desselben und lassen das Verhängnis ahnen.

Von den vier Familiengliedern wird zuerst das Kind redend eingeführt. Sein frohsinniges Verlangen nach dem morgenden Tage entspricht ganz seinem Alter, wie seiner gegenwärtigen Beschäftigung. Des Lebens Mühe und Last, Sorge und Arbeit kennt es noch nicht. Das heitere Spiel ist seine Welt. Der Feiertag ist ihm der liebste Tag, weil es an demselben am ungestörtesten ganz dem Spiel sich hingeben kann. Da will es fröhlich durch Tal und Höhen schweifen und mit den Blumen, den Vertrauten seiner unschuldigen, noch leicht zu befriedigenden Seele die schöne Zeit genießen. Es sehnt sich um so mehr nach dem Sonntage, da es jetzt in der dumpfen Stube zubringen muß. Das sich in der freudigsten Stimmung dreimal wiederholende „Wie will ich" spricht seine sichere Erwartung des kommenden Tages, wie seine ganze Glückseligkeit, im Freien sich vergnügen zu können, in schöner, kindlicher Weise aus. Seine Lust am Pflücken der Blumen, am Springen und Singen läßt, wie sein Geplauder, erkennen, daß das Kind ein Mädchen und nicht ein Knabe ist. Zu seiner glückseligen Seelenstimmung und zu seiner sicheren Zuversicht, den morgenden Tag zu erleben, bilden die Worte: „Hört ihr's, wie der Donner grollt", den herbsten Gegensatz.

Die Mutter, die in der Blüte der Jahre steht und darum noch auf äußere Anmut und freundliche Zier hält, rüstet ihr Feierkleid für die geselligen Vergnügen des kommenden Tages und freut sich im voraus auf das fröhliche Gelage, welches morgen gehalten werden soll, an dem sie um so freudiger und sorgloser teilnehmen kann, da sie ihr Haus unter der Obhut der Großmutter weiß. Wohl hat sie des Lebens Ernst und Leid bereits kennen gelernt, aber Herz und Sinn für des Lebens gesellige Lust nicht verloren. Noch vertauscht sie gern das Werktagsgewand mit dem Feierkleide. Wie dem Kinde, so ist auch ihr der Sonntag noch ein Tag, der im voraus schon das Herz zur Freude stimmt, jedoch nicht in der überschwenglichen Weise des Kindes, welches nur dem Augenblicke lebt und von des Lebens ernsten Mühen und Sorgen nichts weiß. Darum fehlt dieser Strophe auch das zuversichtliche und freudige „Ich will". Eine Ahnung von dem, was bevorsteht, hat die Frau aber ebensowenig, wie die übrigen Personen sie haben.

Großmutter hat keinen Feiertag. — Der Sinn für des Lebens Lust und Anmut ist dem Alter, in welchem sie steht, entschwunden.

Nur die Erinnerung an die früher genossenen Freuden ist geblieben. Nicht ohne Wehmut ruft sie aus: „Großmutter hat keinen Feiertag!“ Gern bleibt sie zu Haus, gern übernimmt sie in Abwesenheit der Frau die häuslichen Geschäfte, die allein noch Reiz für sie haben, und schließt mit der ernsten, aus einer langen Lebenserfahrung gewonnenen Lehre: „Wohl dem, der tat, was er sollt'!“ in welchen Worten zugleich ein Wehe eingeschlossen liegt über den, der seine Freude und seinen Genuß nicht im Wirken und Schaffen gefunden hat, da alles andere hinfällig ist, und nur die treue Pflichterfüllung einen bleibenden Gewinn gewährt. Einen besonderen Wunsch für den Feiertag hat sie nicht. Die Unterhaltung ist ernster geworden, das Gewitter näher gerückt!

Urahne, die gebückt sitzt hinter dem Ofen im Pfühl (Ruhekissen), kann nicht mehr wie einst sorgen und schaffen, noch weniger singen und scherzen. Für sie hat das Leben allen Reiz verloren. Es ist ihr eine schwere Last und ist es darum auch für andere. Gebrochen an Leib und Seele, abgestorben für alle Genüsse hienieden, fühlt sie sich überflüssig und sehnt sich lebenssatt nach der Ruhe des Grabes.*) Kaum hat sie seufzend das Wort gesprochen: „Was tu' ich noch auf der Welt?“ und mit diesem Worte gleichsam den Blitz beschworen, so entladet sich die verhägnisvolle Wolke, die drohend am Himmel gestanden, und früher noch, als die alte Frau selbst es gewünscht, ereilt sie der Tod, ja das ganze Gebäude menschlicher Wünsche wird mit einem Schlage durch den zuckenden, erbarmungslosen Strahl vernichtet. Mit demselben schlägt plötzlich die bisherige Schlußzeile: „Hört ihr's, wie der Donner grollt?“ in die fürchterlichere um: „Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?“. Noch einmal tönt dann zum Schluß der Gegensatz, der sich drohend durch alle Verse hinzog, in unser Ohr, aber jetzt wie eine Stimme von oben:

„Vier Leben endet ein Schlag,
Und morgen ist's Feiertag!“

mit der Deutung auf den großen Feiertag, der alle Seufzer stillt, alle irdischen Hoffnungen und Wünsche zum Schweigen bringt, und mit der ernsten Mahnung, daß in jedes Menschen Leben ein plötzlich hereinbrechendes Geschick mit einem Schlage alle berechneten Erwartungen, alles Wünschen und Wollen zuschanden machen kann.**)

---

*) Ein hohes Alter ist nicht immer ein Glück. Die hochbetagten Erzväter Abraham und Isaak starben, wie auch Hiob, lebenssatt. (Mos. 25, 8. 35, 29. Hiob 42, 17.)

**) Zu einer Vergleichung mit Schwabs Gedichte eignet sich Hebels Gedicht „Das Gewitter“, auf dessen Verschiedenheit in der Besprechung Hebels am Schlusse hingewiesen ist. In Chamissos „Salas y Gomez“ werden alle geträumten Hoffnungen auch mit einem Schlage vernichtet.

In diesem Grundgedanken gipfelt das Gedicht. Derselbe bilde ein oft wiederkehrendes Thema in der Poesie, in der lyrischen wi in der epischen. Er ist auch in der Gesangbuchsliteratur reich ver treten.*) Ich erinnere nur an das schöne Lied:

„Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
Ach! wie geschwinde und behende
Kann kommen meine Todesnot."

Schiller hat den bezeichneten Gedanken in seinem Tell ebenfalls verwandt und zwar in dem Liede der barmherzigen Brüder:

„Rasch tritt der Tod den Menschen an;
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Er stürzt ihn mitten in der Bahn,
Er reißt ihn fort vom vollen Leben;
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinem Richter stehen!"

Das Tatsächliche, was unserm Gedichte zugrunde lieg hat Schwab einer Nachricht aus dem Schwäbischen Merkur von Jahre 1828 entnommen. Dieselbe lautet: „Am 30. Juni 182 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Hau der württembergischen Stadt Tuttlingen und tötete von zehn Be wohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter Mutter, Tochter und Enkelin, die erstere 71, die letztere 8 Jahr alt." — Dieses ist die dürre Zeitungsnachricht, aus der Schwa obige Ballade schuf, die in jeder Beziehung ein kleines Meisterstü genannt werden kann. Vergleicht man dieselbe mit jener Anzeig so ergibt sich zunächst, daß der Dichter alle außerwesentlichen Um stände, wie die Angabe des Jahres und des Orts, ferner die An gabe, daß zwei arme Familien das Haus bewohnten usw., weggelasse hat. Diese Mitteilungen wären für die Idee des Stückes nu störendes Beiwerk gewesen; denn es kam dem Dichter nicht daran an, die mitgeteilte Tatsache nach ihrer räumlichen und zeitliche Beschränktheit in Versen zu erzählen und hierauf vielleicht eine er bauliche Nutzanwendung folgen zu lassen, sondern vielmehr in di mitgeteilte Tatsache eine tiefe, allgemeine Grundanschauung un Erfahrung zu legen, und diese durch künstlerische Gestaltung un gesucht, aber wirkungsvoll hervortreten zu lassen. Zu diesem Zwec kam der Dichter auf den überaus glücklichen Gedanken, die Begeben heit nicht nur auf den Vorabend der schönen Zeit eines Feiertage zu verlegen, sondern auch die verschiedenen Lebensalter nach diese Seite hin zu zeichnen. Weislich wiederholt er fast in jeder Strophe

*) Die Bibel gibt dem Gedanken, daß der Tod unerwartet dem Lebe plötzlich ein Ende machen kann, in manchem Spruche ebenfalls Ausdruc z. B. Ps. 103, 15 ꝛc. Desgleichen manches unserer Sprichwörter, wie z. B „heute rot — morgen tot".

die Worte: „Morgen ist's Feiertag" und ebenso, um den Gegensatz zwischen des Menschen Denken und seinem Schicksal tief zu Herzen zu führen, die Worte: „Hört ihr's, wie der Donner grollt?" die auch in ihren malenden Lauten, in ihren tiefen Vokalen und dem sich häufenden, dem Donner ähnlichen r einen Gegensatz zu den ersten Worten bilden. Die Sprache des Gedichts ist einfach und klar; die Wirkung desselben beruht fast allein auf seiner Komposition und wird durch einen guten Vortrag um so eindringlicher und ergreifender. Beim Vortrage müssen die wiederkehrenden Sätze: „Morgen ist's Feiertag!" und „Hört ihr's, wie der Donner grollt?" so hervorgehoben werden, daß auch im Ton der Stimme der Kontrast, der in ihnen liegt, sich abspiegelt. Dabei darf weder das „Morgen ist's Feiertag", noch das „Hört ihr's, wie der Donner grollt" durchweg in derselben Tonlage, noch in demselben Tempo gesprochen werden. Im glückseligen Jubelton muß das erste „Morgen ist's Feiertag" erklingen, weniger jubelnd das zweite, gelassen das dritte, ergeben das vierte. Im ernsten, tieferen Ton, auch langsamer sind die Worte: „Hört ihr's, wie der Donner grollt?" zu sprechen, jedoch so, daß mit jeder Wiederholung eine Steigerung eintritt. Das erschreckende „Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?" hat den höchsten Ton und den rascheſten Takt. Die beiden Schlußzeilen klingen langsam verhallend aus. Am wirkungsvollsten gestaltet sich der Vortrag, wenn die Endzeilen der ersten 5 Strophen und die ganze letzte Strophe im Chor gelesen werden, die Reden der einzelnen Personen dagegen mit verteilten Rollen. Auch die 1. Str. eignet sich zum Chorlesen. Sie ist im erzählenden Ton zu halten mit Hervorhebung der aufgeführten Personen und der Aussagen von ihnen, leise und gedämpft die Schlußzeile, worauf eine kleine Pause eintreten muß. Rasch und lebhaft fällt dagegen der Chor nach der 5. Str. ein.

Über den Vortrag des Gedichts findet sich eine Bemerkung in Schwabs Leben von Klöpfel. Dieselbe mag um so mehr einen Platz hier finden, da sie von Lenau, dem Freunde Schwabs, herrührt. Derselbe schreibt ihm in einem Briefe von Heidelberg aus: „Auch Dein „Morgen ist's Feiertag" habe ich nun eingeübt. Ich glaube, es muß ungefähr auf diese Weise gelesen werden: Die Endverse: „Wie wehen die Lüfte so schwül" — „Hört ihr's, wie der Donner grollt?" — „Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?" sind je um einen halben Ton höher und mit verhältnismäßig steigernder Intensität zu sprechen. Das „Morgen ist's Feiertag!" soll jedesmal in derselben Tonlage der Stimmung gesprochen werden, jedoch so, daß die verschiedenen Empfindungen, mit welchen das Kind, die Mutter usw. den Feiertag erwarten, deutlich herausgehört werden. Ich sage: in derselben Tonlage, damit die letzten Worte: „Und morgen ist's Feiertag!"

gleichsam in dieselbe Furche des Herzens fallen, in welche dieser Refrain früher gedrungen ist, damit der Donnerschlag des Schicksals genau die Furche treffe, worin der Mensch seine Hoffnung gesäet."

Themen.

1. Die vier Personen in Schwabs Gedicht: Das Gewitter.

Angabe der Örtlichkeit, wo sich die Personen befinden. Ihre Beschäftigung und Unterhaltung. Ihre Wünsche. Welchen der vier Personen ist der Feiertag schon im voraus ein Freudentag und warum? Welchen nicht und warum?

Das Geschick. Mahnendes Schlußwort.

2. Die Lawine.

Ein junger Maler, der lange Zeit zu seiner Ausbildung in Rom gewesen ist, tritt seine Rückreise nach Deutschland an. Der Tag seiner Ankunft im elterlichen Hause ist bestimmt; man erwartet ihn mit großer Sehnsucht. Sein letztes, in Rom angefertigtes Gemälde hat überall Bewunderung erregt. Schon manche Aufträge sind für ihn eingelaufen. Die Eltern malen sich seine Zukunft mit den schönsten Farben aus. Es ist ihr einziger Sohn, hat ihnen stets Freude gemacht. So sauer ihnen sein Unterhalt in Rom auch geworden ist, jetzt ist alles vergessen. Auf dem Rückwege will der junge Mann die Schweiz besuchen; so hatte er geschrieben. Der Tag seiner Ankunft rückt heran; seine Freunde haben sich eingefunden, ihn zu begrüßen; aber der Erwartete kommt nicht. Man beruhigt sich mit dem Gedanken, daß er morgen kommen werde; aber auch der folgende Tag vergeht, ohne daß der sehnliche Wunsch der Eltern und Freunde erfüllt wird. Unter banger Besorgnis schwindet ein Tag nach dem andern. Wenn die Sonne aufging, belebte der Gedanke, daß er heute wohl kommen werde, die Seinen; aber wenn sie unterging, wurde der Schmerz um so größer. Nach sechs Tagen des Hoffens und Harrens kommt die Trauerkunde, daß man den so sehnlich Erwarteten unter einer Lawine verschüttet gefunden habe. Schmerz der Eltern, besonders der Mutter.

Der Reiter und der Bodensee.

1. Der Reiter reitet durchs helle Tal,
   Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
   Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
   Er will noch heut an den Bodensee;
5. Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
   Will drüben landen vor Nacht noch an.
   Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
   Er braust auf rüstigem Roß feldein.
   Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
10. Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
   Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
   Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felsen aus.
So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei,
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht andern Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
Fort geht's, wie auf Samt, auf dem weichen Schnee.
Wann rauscht das Wasser? Wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt an dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so ritteſt du über den See!
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär',
Es stellen die Knaben sich um sie her;
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch!
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

In dieser Ballade ist die vernichtende Gewalt des plötzlichen Schreckens nach einer ohne Wissen glücklich überstandenen großen Gefahr als dämonische Macht poetisch dargestellt. Die Anlage des Gedichts ist der Art, daß man in allen seinen Teilen fort und fort in eine bange Stimmung versetzt wird, sowohl bei dem Ritte nach dem See und über denselben, wie bei der Ankunft des Reiters am jenseitigen Ufer. Zuerst entsteht in uns die Besorgnis, ob der Reiter noch vor Anbruch der Nacht an den See kommen werde. Daß die Fahrt auf demselben zur Nachtzeit eine gefahrvolle sein muß, erkennen wir aus der ängstlichen Hast des Rittes. Dieser wird mit der dahineilenden Zeit immer schneller („Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee". „Er braust auf rüstigem Roß feldein". „So flieget er hin eine Meil' und zwei"), und damit wächst auch unsere bange Besorgnis. Wie die sich steigernde Hast des Rittes, so wirkt auch das Hervorheben der Unwegsamkeit des Bodens, wie die Angabe der Zeit und der durchrittenen Wegstrecken beängstigend auf unser Gemüt, da sich der Weg immer und immer nicht zeigen will, obschon der Reiter manches Tal im sausenden Fluge durcheilt und manches Dorf und manche Stadt weit hinter sich gelassen hat. Bei hellem Sonnenschein war er aufgebrochen; es ist Abend geworden, aber der See zeigt sich nicht, und es ist uns, als irre der Reiter wie verzaubert in einer Einöde umher. Auf weiter Fläche reitet er zuletzt mehrere Meilen, ohne ein Haus, ohne einen Baum oder einen Menschen anzutreffen, ohne einen andern Laut zu hören, als das krächzende Geschrei der Schneegans aus hoher Luft und das Emporflattern der Wasserhühner. Gar unheimlich wird uns dabei zumute, so daß wir uns freuen und frei aufatmen, wenn wir lesen, daß blinkende Lichter und bellende Hunde die Nähe menschlicher Wohnungen verraten. Der Gedanke, daß der See zugefroren sein könnte, und daß der Ritt über denselben hinweggegangen sei, kommt dabei nicht in uns auf, obschon mancherlei Zeichen dieses andeuten: die Bahn war glatt, wie auf Samt ging es fort auf der weichen, unbetretenen Fläche. Dennoch ahnen wir ebensowenig wie der Reiter, daß das Ziel bereits erreicht ist. Zu dieser Täuschung tragen besonders die beiden eingelegten Fragen: „Wann rauscht das Wasser? Wann glänzt der See?" bei, die den Gedanken, daß der See zugefroren sein könne, ebenso fern halten,

als das zu Anfang des Gedichts ausgesprochene Vorhaben des Reiters, sich im Kahne übersetzen zu lassen. Die Stimmung wechselt nun wieder. Wie weit es bis zum See ist, fragt der Reiter das Mägdlein, und statt der Antwort auf seine Frage vernimmt er die erschütternde und überraschende Kunde, daß er stundenlang auf der dünnen, gefährlichen Eisdecke der bodenlosen Tiefe geritten sei, und diese Kunde wird ihm mit allen Zeichen des Schreckens mitgeteilt und obenein die grause Gefahr, in der er geschwebt, bis ins einzelne ausgemalt. Von starrem Entsetzen ergriffen, verstummt er. Schaurige Bilder umnachten seinen Geist. In diese versunken, sieht und hört er zuletzt gar nicht mehr, was um ihn vorgeht. Unfähig, sich von der Schreckenskunde zu erholen, wird er eine Beute derselben.

Wir würden es vielleicht natürlicher finden, wenn dem Reiter mitten auf dem See eine Ahnung von der furchtbaren Gefahr gekommen und er da zusammengesunken wäre. Sicherlich ist es selten, daß eine Schreckenskunde den Tod bringt, wenn die Gefahr, in der man geschwebt hat, vorüber ist. Es ist zwar, um ein Beispiel anzuführen, vorgekommen, daß vor der Cholera sich fürchtende Personen, die, ohne es zu wissen, in einem Hause von Cholerakranken gewesen waren, nachträglich bei der Kunde davon so vom Schreck ergriffen wurden, daß sie jener Krankheit zum Opfer fielen; aber da wirkte unzweifelhaft die Vorstellung, den Ansteckungsstoff aufgenommen zu haben, vernichtend, also der Gedanke, der Gefahr noch nicht entronnen zu sein. In einer solchen Lage befand sich indes unser Reiter nicht. Und dennoch gehört sein jäher Tod nicht ganz in das Bereich der Unmöglichkeit. Der Dichter ist in seiner Ballade einer noch im Volksmunde lebenden Sage gefolgt, welche sich die Leute am Bodensee erzählen, daß nämlich einst ein verirrter Reiter über die dünne Eisdecke des Sees hinweggeritten sei, am jenseitigen Ufer davon Kunde erhalten habe und bei dieser Nachricht plötzlich vom Schreck über die Gefahr, in der er geschwebt, tot vom Pferde herabgesunken sei. Diese einfache Erzählung hat der Dichter durch seine Kunst so zu gestalten gewußt, daß der Tod des Reiters, wenn auch ungewöhnlich, doch nicht unmöglich erscheint. Die lange Dauer des Rittes, die unausgesetzte, ängstliche Besorgnis, vor Abend den See vielleicht nicht zu erreichen, die anhaltende Aufregung, die ihr folgende Ermattung des im Schweiß Gebadeten, die vom jähen Schreck ergriffenen Kinder und Greise, Männer und Frauen, welche den Reiter bei seiner Ankunft mit allen Zeichen des Grauens und Erstaunens umringen — alle diese Zutaten des Dichters dienen dazu, den einfachen Stoff aus dem Reiche der Sage zu einem wirklich stattgefundenen Vorgange zu stempeln.

7. Justinus Kerner.

Das Leben Justinus Kerners bietet so viel eigentümliche Seiten, daß hier nur das Hauptsächlichste berührt werden kann. Er ist nicht nur als Dichter, sondern auch als Arzt, ja sogar als Freund der Geisterwelt bekannt geworden. Seine Vaterstadt ist das „weite, soldatenvolle und menschenleere Ludwigsburg" in Württemberg, wo sein Vater Regierungsrat und Oberamtmann war. Geboren 1786 den 18. September, besuchte er anfangs die lateinische Schule seiner Vaterstadt und später das Kloster zu Maulbronn, wohin sein Vater versetzt worden war. Der frühe Tod desselben nahm ihm, dem jüngsten von sechs Kindern, die Mittel zum weiteren Studium. Noch vor seiner Konfirmation wurde er zu einem Tischler gebracht, wo er nach der Schulzeit fleißig hobelte und sägte; namentlich hat er viel Särge gemacht. Damals verfertigte er auch den Tisch, an dem er bis zu seinem Lebensende gespeist hat. Auch übte er sich fleißig auf der Maultrommel, die sein Lieblingsinstrument blieb. Er erzählt selbst: „Ich brachte es so weit, daß ich mein tiefstes Innere, mein ganzes Gemüt, meinen Kummer, jeden leisen, ungebornen Seufzer in die Töne dieses Instruments legen und in ihnen ausdrücken konnte. Es klang bei mir nicht wie die Weisen der Tiroler, nicht zitherartig, mehr wie die Töne einer Äolsharfe, die vor allem den tiefen Schmerz, der in der Natur liegt, ausdrücken. So konnte ich, wie die Natur in die Saiten einer Äolsharfe, in die Zunge dieses Instruments all die Trauer meines Herzens legen."

Neben der Tischlerei lag Kerner fleißig den Studien ob. Nach seiner Konfirmation verließ er die Tischlerwerkstätte und ging auf den Vorschlag, die Kaufmannschaft zu erlernen, in das Kontor der herzoglichen Tuchfabrik zu Ludwigsburg. Hier mußte er im ersten Jahre vom Morgen bis tief in die Nacht Säcke von farbiger Glanzleinwand zuschneiden und die Tuchballen darin vernähen. Seine Gedanken waren aber bei anderen Dingen. Während die Hände arbeiteten, dichtete der Kopf Poesien aller Art, die dann mit Bleistift auf die unter Tuchen versteckten Blätter geschrieben und in den Freistunden ins reine gebracht wurden. Neben der Poesie blieb auch das Studium der Natur seine Lieblingsbeschäftigung. Dabei wuchs aber zugleich der Widerwille gegen die Kaufmannschaft mit jedem Tage. Durch Vermittelung seines väterlichen Freundes, des Dichters Conz in Tübingen, ward es

ihm möglich, die Universität daselbst zu besuchen. „Mit Büchern und Zeug," so erzählt er, „ward mein Ränzlein bepackt. Um jetzt schon das Sparen anzufangen und einzulernen, war ich unterwegs nirgends eingekehrt und hatte mich an ein paar Brunnen mit einem frischen Trunke gelabt. So kam ich im Mondscheine schwermütig in Tübingen an, in der Gegend, wo vor einem Armenspital eine Bank stand. Auf diese ließ ich mich ermattet nieder und schlief unter dem Gesäusel der nahen Pappeln ein. In diesem Schlummer hatte ich zum erstenmal den Traum, der mich nachher während meines Studiums auf der Hochschule noch oft verfolgte. Es träumte mir, ich sitze zwischen einem Berge von Lehrbüchern und Handschriften in einem einsamen Stübchen, dessen einziges Fensterlein gegen eine Waldwiese sah. Ermüdet von vielem Lesen, heftete ich endlich meine Augen von den Büchern nach dem Grünen der Waldwiese, und da sah ich, daß aus dem Walde über die Wiese her ein Hirsch mit Storchfüßen schritt, und endlich stand er zu meinem Schrecken vor mir im Stübchen und befahl mir in den höhnendsten Ausdrücken: weil ich so ein emsiger Studiosus sei, ihn, der bisher vergessen worden, nach Linné in eine Klasse zu stellen. Ich durchblätterte alle meine Lehrbücher und Schriften, aber ich konnte von diesem Ungetüm nichts geschrieben finden, ihm keinen Namen anweisen, und ich erwachte im Schweiße meines Angesichts. Da wogten die Pappeln am Wege im heftigsten Sturm hin und her, und Wolken flogen am Monde vorüber. Und als ich mich erhob, wehte der Luftzug mir ein beschriebenes Papier entgegen; ich haschte es mit der Hand; es war ein ärztliches Rezept, das der Wind aus einem offen stehenden Fenster des Armenspitals getrieben hatte. Die Rezeptur hatte die Unterschrift des damaligen Oberamtsarztes Uhland, Oheim des Dichters. Wohl hatte ich mich beim Verlassen der Fabrik fürs Studium der Naturwissenschaften entschlossen, aber noch nicht für das besondere der Medizin. „Nun ja," sagte ich für mich hin, „dieses Blatt ist dir zum Zeichen deines künftigen Berufes gesandt; du sollst ein Arzt werden!" In diesen Gedanken und mit diesem Vorsatze zog ich durch das Lustnauer Tor in die mir ganz unbekannte Stadt der Musen ein."

In dem Mitgeteilten spiegelt sich bereits das Träumerische und Phantastische unseres Dichters ab, das ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet hat. Die Spiele seiner Phantasie gaukelten ihm noch im späten Alter märchenhafte Möglichkeiten als Wirklichkeit mit solcher Lebendigkeit vor, daß er fest daran glaubte, ohne jedoch dadurch in seinem Berufe als Arzt, oder als liebenswürdiger Gastgeber gestört zu werden. Auf sein poetisches Schaffen ist indes dieser krankhafte Zug seines Wesens nicht ohne Einfluß gewesen, wenn auch nicht in dem Maße ausgeartet wie bei Th. Hoffmann.

In Tübingen, der Wiege der schwäbischen Dichterschule, schloß Kerner innige Freundschaft mit Uhland und Schwab. Was für ein eigentümliches Leben er hier führte, wie er akustischer Versuche wegen mit allerlei Federvieh und kriechendem Getier in einer Stube zusammenlebte, das hat Varnhagen von Ense lebendig geschildert. Nachdem er 1809 die Doktorwürde erlangt hatte, ging er auf Reisen, gab 1812 die erste Sammlung seiner Gedichte heraus und ließ sich 1819 in dem durch Bürgers Gedicht bekannt und durch Körner berühmt gewordenen Weinsberg als Arzt nieder, wo er sich unter schattigen Bäumen ein freundliches Häuschen baute, das nicht nur der Sitz der schönsten und zartesten Gastlichkeit wurde, eine wahre Dichterherberge, die oft keinen Raum für die vielen Gäste hatte, unter denen sich oft gekrönte Häupter befanden, sondern auch ein Asyl der Somnambulen und Geisterseherinnen ward. In diesem Haus hat die berühmte Seherin von Prevorst (eine arme Frau aus dem Württembergischen), deren Leiden und Visionen er geschildert, ihre letzten Jahre verlebt. „Kerner selbst hatte mit sämtlichen Gespenstern Schwabens einen so familiären Umgang, daß er sie alle bei Namen zu nennen wußte. Er empfand vor ihnen kein Grauen, sondern verkehrte mit ihnen höchst gemütlich in seinem schwäbischen Dialekt."

In den letzten Jahren seines Lebens litt er an einem Augenübel, das ihm das Lesen und Schreiben sehr erschwerte. Eins seiner letzten Werke ist „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", in welchem er sein wechselvolles Jugendleben beschreibt. König Ludwig von Bayern überraschte ihn in seinem Alter mit einer eigenhändigen Zuschrift, worin ihm wegen seines Augenleidens, wie wegen Schätzung seines Dichtertalents ein jährlicher „Bezug" von 400 fl. aus der Königl. Kabinettskasse angewiesen wurde, wozu später der König von Württemberg noch 500 fl. legte. Er starb als greiser Dichter den 21. Febr. 1862, acht Jahre nach dem Heimgange seiner innig geliebten Frau, der Friederike Ehmann, die er nicht anders als sein liebes „Rickele" nannte. Auf dem Kirchhofe zu Weinsberg ist sein Grab, seinem Willen gemäß, bezeichnet durch eine einfache Grabplatte, auf der nichts zu lesen ist, als: Friederike Kerner und ihr Justinus. Aus diesem kurzen Lebensabrisse geht schon hervor, daß Kerner eine seltsame Natur war, die das Verschiedenartigste in sich zu vereinen vermochte. Was ihn dem schwäbischen Dichterkreise einreiht, das ist die sinnige, gemütvolle Hinneigung zur Natur und zum Volksmäßigen, ohne darin mit seiner Neigung zum Dämonischen zu versinken, ist ferner die fast ausschließlich der schwäbischen Heimat zugewandte Liebe, welche vorzugsweise die treibende Kraft der Gesänge des schwäbischen Dichterkreises gewesen ist.

Der Grundton seiner Dichtungen ist, wie er selbst sagt, der Schmerz:

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.
Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durchs gebrochne Herz.

Seine Dichtungen sind, wenn darin auch bisweilen fröhliche Weisen erklingen, wie z. B. in dem Wanderliede: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein", meist wehmütig-sehnsüchtigen Inhalts, so daß er unter den schwäbischen Dichtern vorzugsweise die Nachtseite der Poesie vertritt und den Romantikern am nächsten steht. Obwohl ihm Uhland Muster und Vorbild war, so ist doch seine Weise von der des Meisters wesentlich verschieden. Uhland versetzt sich mit gesundem Sinn in die verschiedensten, menschlichen Zustände; Kerner treibt es aus der irdischen Fremde in die himmlische Heimat. Das Unbehagen am Diesseits und das Sehnen nach dem Jenseits steigert sich bei ihm nicht selten zur Schwermut und gibt dann seinen Dichtungen einen krankhaften Zug. „Da erkennt er dann der Tanne um des Friedens willen, welchen ihre Bretter als Sarg einschließen, den Preis vor der Rebe zu; da singt er von stillen Tränen, die der Himmel über Nacht geweint, von den Todeswunden, welche das Tun der Menschen dem Herzen schlägt; da hält er die helle, reichere und höhere Heimat der Öde und Fremde irdischer Straßen entgegen, auf welchen der Wanderer, vom schmerzlichen Rufe des heimischen Alphorns verfolgt, in immer getäuschter Sehnsucht hinstirbt; da preist er den Flachs und die Spindel, ersteren namentlich als Totenkleid, oder singt vom Tode des Müllers, mit dessen Herzen auch die Mühle stille steht." Selbst seine Romanzen, unter denen die bekannteste „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe" ist, gehen meistens in die Molltonart der Legende über. Feste, markige Gestalten von Fleisch und Blut, wie Uhland sie gezeichnet hat, suchen wir bei ihm vergebens. Dem folgenden Gedichte fehlt zwar auch die Schwermut nicht, allein sie hat hier nichts Krankhaftes. Der bange Gedanke des Scheidens ist ein so allgemeiner und natürlicher, daß er jeden Menschen einmal erfaßt, oft gerade dann, wenn er die Süßigkeit des Daseins am meisten empfindet.

Der Wanderer in der Sägemühle.

1. Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh'
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

2. Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

3. Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

4. „Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein.

5. Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'!"

6. Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Mit wenigen Strichen hat der Dichter dieses ernste Lied durch eine stimmungsvolle Örtlichkeit eingeleitet, indem er uns in ein einsames Tal versetzt, welches von einem Waldbache durchflossen wird, an welchem, abgeschlossen von der Welt, eine Mühle liegt. Der Ort ist ganz geeignet zum Sinnen und zum Träumen. Alles, was das Auge in dieser Einsamkeit sieht und das Ohr hier hört, ladet zum Verweilen ein, sowohl der Waldbach, der nicht wie die Flüsse der Ebene lautlos und langsam dahinschleicht, als auch die Mühle, die durch die Bewegung ihrer Räder, die wie spielend ineinander greifen, und durch die gleichförmige Bewegung der Sägen ebenfalls die Aufmerksamkeit fesselt. In energischer Weise werden wir sofort trotz der geringen Mittel, welche der Dichter angewandt hat, an eine bestimmte Örtlichkeit und in eine bestimmte Situation versetzt. Das hinweisende „Dort", mit welchem das Lied beginnt, und der diesem „Dort" entsprechende, bestimmte Artikel „der" vor dem Worte Mühle rufen von selbst ein bekanntes und liebes Talbild in uns wach.*) Und mit diesem Bilde erwacht zugleich die angenehme Empfindung der „süßen Ruhe", welche man daselbst, fern von dem Geräusche der Welt und der Anstrengung der Berufsarbeit, genießt. Hätte der Dichter sein Lied etwa angefangen: Einst

*) Diese Art, ein Gedicht einzuleiten, findet sich oft in alten Volksliedern. So fängt z. B. eins derselben an: „Es steht eine Lind' in jenem Tal", ein anderes: „Dort oben auf dem Berge, da steht ein hohes Haus", ein drittes: „Dort unten in jenem Walde, da liegt eine Mühle stolz" usw. Durch das „Dort" wird der Blick gleich anfangs auf eine bestimmte Landschaft, ohne sie auszumalen, gelenkt, und diese in so unmittelbare Nähe gerückt, als ob man nur die Augen zu erheben brauchte, um sie zu sehen. Auch Goethe fängt „Schäfers Klagelied" ähnlich an: „Da droben auf jenem Berge". (Siehe Band I der „Erläuterungen"). Noch sei bemerkt, daß der Schluß vieler Volkslieder ähnlich wie in dem Kernerschen und Goetheschen Gedichte ebenfalls in ein ahnungsvolles Dunkel gehüllt ist, und daß ferner eine Mühle im Tale zu den beliebtesten Örtlichkeiten der Poesie wie der Malerei gehört. W. Müller hat eine ganze Gruppe von Liedern an eine Mühle geknüpft, und Eichendorff beginnt sein Gedicht vom „zerbrochenen Ringlein":

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad.

aß ich in einer Mühle, so hätte unsere Phantasie durchaus nicht einen so festen, örtlichen Anhaltspunkt gefunden. Daß uns aber die 1. Str. gleich so anheimelt, dazu tragen besonders noch die Ausdrücke „süße Ruh'", „Räderspiel" bei; auch das sich wiederholende „Und sah", indem dadurch auf ein anhaltendes, liebevolles Betrachten hingewiesen wird. Trefflich ist außerdem durch dieses lange, ununterbrochene Anschauen des fließenden Wassers und der sich immer gleichbleibenden Bewegung der Räder und der Säge der Satz: „Es war mir wie ein Traum" eingeleitet, da das lange Beobachten einer einfachen, sich immer in derselben Weise wiederholenden Bewegung etwas Einschläferndes hat, einen halbwachen Zustand des Träumens erzeugt. Die geringer werdende Tätigkeit der Sinne und des Verstandes begründet nun wieder die Darstellung des Folgenden, nämlich das Lebendigwerden der Tanne. Der einförmige, ächzende Ton der scharfen Säge wird dem Halbwachenden zu einer klagenden Melodie, und das Schicksal des in allen Fasern bebenden Baumes, der noch vor kurzem in dem schönen Walde grünte und wuchs, zu einem mahnenden Liede des Todes. Die Worte der Tanne hat der Dichter in die eindringliche Form der Anrede gekleidet und dabei zweimal das nachdrucksvolle „Du bist's" gebraucht; auch hat er durch Inhalt und Form eine immer größer werdende Spannung zu erzeugen gewußt. Schon das erste Wort der Tanne, welches sie in feierlicher Weise an den Wanderer richtet, versetzt uns in Spannung; noch mehr dann die Versicherung, daß die Wunde in das Innerste ihres Herzens bloß des Wanderers wegen dringe. Um dies recht hervorzuheben, sagt der Dichter nicht: Für dich dringt die Wunde usw., sondern: „Du bist's, für den die Wunde mir dringt ins Herz hinein." Hätte er statt „Wunde" Säge gesetzt, so wäre der poetische Reiz, der darin liegt, daß die Ursache mit der Wirkung vertauscht ist, weggefallen, sodann würde auch das Mitgefühl für den Baum nicht so lebendig geworden sein. Das Folgende ist nicht minder meisterhaft. Das Geheimnisvolle löst sich erst in den letzten Worten der Tanne. Zuerst tritt noch einmal das nachdrucksvolle „Du bist's" auf; dann folgt der eingeschobene, doppelsinnige Satz: „Wenn kurz gewandert du", doppelsinnig, indem man nicht weiß, ob damit das Ende der heutigen Wanderung gemeint ist, oder das Ende der Wanderschaft auf Erden überhaupt, da dieselbe ja auch eine kurze genannt werden kann. Endlich kommt nun das entscheidende Wort: „Ein Schrein zu langer Ruh", dem die bestätigende Tat sogleich nachfolgt, indem vier Bretter von dem Tannenbaum zur Erde fallen, die Bretter zu dem Grabesschrein des Wanderers. Eindringlicher kann der Gedanke an den Tod nicht in das Herz gesprochen werden, als es hier geschehen ist. „In süßer Ruh" hatte der Wanderer sich an der Mühle niedergelassen,

und jetzt wird's ihm ums Herz so schwer. Tief ergriffen von der ernsten, feierlichen Mahnung des Baumes, ist er nicht imstande zu reden. Ein einziges Wörtlein möchte sich gern aus der gepreßten Brust noch herausdrängen, das Wort (es kann kein anderes sein) Wann? Aber da geht das Rad nicht mehr. Zu Ende ist die Totenpredigt des Baumes, das letzte Wort seines langen Lebens. Aus dem dunklen Erdenschoß entsprossen, kehrt er mit den Überresten des Menschenlebens wieder in die Erde zurück. Überaus sinnig ist der Augenblick erfaßt, wo die Säge plötzlich stillsteht. Auch uns wird auf unserer Wanderschaft nirgend eine Antwort auf dieses „Wann?" gegeben!*)

Themen.

1. Der Tod der Freundin.

Schon seit mehreren Wochen lag meine liebe Freundin schwer krank darnieder. Als ich eines Tages zu ihr kam, um sie zu besuchen, trat mir ihre Mutter mit feuchten Augen entgegen. Der Arzt hatte sich sehr bedenklich über den Zustand der Kranken ausgesprochen; auch ich fand, daß sich derselbe verschlimmert hatte. Marie, so hieß meine Freundin, drückte mir die Hand; ich mußte mich an ihr Bett setzen und erzählen, was seit der Zeit, daß ich sie nicht gesehen hatte, alles vorgefallen war. Die Mutter brachte ihr einige Erfrischungen; aber Marie hatte zu nichts Appetit. Nach einiger Zeit fragte sie die Mutter, ob sie nicht einige Walderdbeeren für sie habe. Leider waren keine vorhanden; auch eine Nachfrage bei den Beerenlesern des Orts blieb erfolglos. Marie war darüber recht betrübt geworden; es war, als ob das Verlangen nach jener Frucht bei der Nachricht, daß sie nicht zu haben sei, nur noch größer bei ihr geworden wäre. Da der Wald, in welchem Erdbeeren standen, bald zu erreichen und der Tag noch lang, nicht zu Ende war, erbot ich mich, hinzugehen, um Mariens Wunsch zu erfüllen. Sie war sichtlich darüber erfreut und bezeichnete sogar die Stellen, wo wir beide schon oft recht viele Erdbeeren gefunden hatten. Ich machte mich sogleich auf den Weg und war bald in dem Walde angelangt, den ich mit meiner Freundin noch im letzten Frühlinge nach allen Richtungen fröhlich durchstreift hatte. Heute aber wollte unter den herrlichen Bäumen kein frohe Stimmung in mein Herz ziehen; selbst der Gesang der Vögel machte einen schwermütigen Eindruck auf mich. Etwa nach einer halben Stunde kam ich an eine breite Lichtung des Waldes, die sich den Bergabhang hinanzog. Hier hatten noch vor wenigen Jahren die schlanken Tannen ihr Haupt erhoben und über dunkles Moos ihren Schatten gebreitet; jetzt waren die Tannen und das Moos verschwunden; rote Erdbeeren hatten ihre Stell

*) Daß der Gedanke an einen plötzlich in das frische Leben hereinbrechenden Tod zu den ergiebigsten Stoffen der Poesie gehört und in der mannigfaltigsten Weise in derselben wiederkehrt, ist bereits bei den besprochenen Dichtungen Schwabs erwähnt worden. Der aufgeführten Gruppe von Dichtungen schließt sich auch Geibels Gedicht: „Der schnellste Reiter ist der Tod" (cita mors ruit) an. Die Volkspoesie ist nicht minder reich an derartigen Dichtungen. Mehrere derselben finden sich in meiner „Auswahl deutscher Dichtungen aus dem Mittelalter".

eingenommen. Ich fing an zu suchen und zu pflücken und ließ mich in meinem Eifer nicht stören. Nur dann und wann blickte ich auf, wenn eine Tanne durch die Axt der Holzhauer krachend zusammenbrach; denn der Wald wurde rings um mich her immer noch weiter gelichtet, und gar manche Tanne, die eben noch stolz über die andern geschauet hatte, stöhnte unter den Schlägen der Axt, ihre Krone wankte, und dann sank sie hin. So ist alles vergänglich, dachte ich. Ist an der Stelle, wo du jetzt Erdbeeren suchst, wieder ein Wald emporgewachsen, und wird derselbe dann auch wieder niedergeschlagen, dann wandelt ein anderes Geschlecht an dieser Stätte. Die Erdbeeren, die mit ihrer roten Farbe und ihren schöngeformten, grünen Blättern mich sonst immer so freundlich angeschaut hatten, stimmten mich auch wehmütig; mußte ich doch immer an meine kranke Freundin denken, die nicht wie sonst an meiner Seite war. Nach und nach hatte ich den Bergrücken erreicht, wo eine große Zahl Tannen wie Leichen lagen, denn man hatte ihnen die Zweige und die Rinde genommen. Die Stämme, von der heißen Sonne beschienen, sahen blendend weiß aus, und das Harz quoll jetzt in Tropfen wie Tränen aus ihrem Holze. Mein Körbchen war mit Erdbeeren gefüllt. Ich trat den Rückweg an, ging aber an der andern Seite des Berges, die noch mit Tannen bewaldet war, hinunter und kam so in ein zweites Tal, wo einsam eine Sägemühle lag, deren Räder von einem kleinen Bache in Bewegung gesetzt wurden. Schon von ferne hörte ich das Rauschen des Wassers und das Ächzen der Säge. Bald hatte ich die idyllisch gelegene, von Wiesen umschlossene Mühle erreicht. Sie war der Lieblingsort Mariens, und ich war schon oft mit ihr dort gewesen, aber mit andern Gedanken als heute, hatte schon oft die zerschnittenen Tannenbäume dort aufgetürmt gesehen, aber es war mir noch niemals der Gedanke in den Sinn gekommen, daß aus denselben ja auch die Särge für die Gestorbenen gemacht werden. Das Bild meiner kranken Freundin trat wider Willen vor meine Seele; ich eilte, um von dieser Stätte fortzukommen und hatte nur noch einen jungen Tannenwald, der das Tal schloß, zu durchschreiten. Aber auch hier verfolgte mich der Gedanke über das schwankende Los der Menschen. Die Tanne wächst und grünt, bis sie hoch emporgewachsen und alt geworden ist. In der Menschenwelt aber geht das junge Leben oft früher dem Grabe zu, als das Alter, und nicht selten geleiten weinende Eltern die Kinder zur letzten Ruhestätte. Es wurde mir immer wehmütiger ums Herz, je näher ich der Wohnung meiner Freundin kam. Als ich wieder an ihrem Bette saß, blickte sie mich so eigen an, daß ich diesen Blick nie vergessen werde. Sie nahm mir das Körbchen mit Erdbeeren aus der Hand, aber ihr Appetit nach denselben war verschwunden. Sie schaute die Frucht nur an und schien sich an ihrer roten Farbe zu erfreuen. Es war inzwischen Abend geworden. Als ich nach Haus zurückkehrte, sank eben der Abendstern hinter einen der Bergrücken. Am andern Morgen erhielt ich die Trauerkunde, daß Marie bald nach meinem Abschiede sanft eingeschlummert und nicht wieder erwacht sei. Ihr Bild steht noch immer vor meiner Seele; unwillkürlich gedenke ich namentlich ihrer, wenn mich mein Weg an jener Sägemühle, wo sie so gern weilte, vorbeiführt; ja, ich kann seit jener Zeit keine Sägemühle anschauen, ohne daß mir nicht von selbst die Worte in den Sinn kämen:

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer;
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

2. Wiege und Sarg.

A. Einleitung: Ruhestätten gibt es viele im Leben, und wer kennt unter ihnen nicht die zwei wichtigsten? Die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

B. Aus Brettern ist die Wiege gezimmert und auch so der Sarg. Im Walde stand einst ein Baum usw.

C. In beiden schläft der Mensch.

D. In beide steigen wir selbst nicht.

E. Wiege und Sarg — an beiden wird geweint.

F. Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft.

G. Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet.

H. Schluß.

Wanderlied.

1. Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

2. Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

3. Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

4. Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hierher;
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

5. Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus,
Die Blumen einst pflanzt er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das fernste Land.

Unter allen Wanderliedern in deutscher Sprache — und ihre Zahl ist nicht gering — ist dieses Kernersche eines der schönsten, meistgesungenen. Außer der volkstümlichen Vertonung von einem unbekannten Meister hat besonders die frische, tiefempfundene Komposition Robert Schumanns zur Verbreitung des Liedes beigetragen. Sie besteht aus zwei Teilen, einem lebhaft-feurigen Hauptteil und einem langsameren, innigen Nebenteil, auf welchen dann der Tondichter, dem Bedürfnis seiner Kunst nachgebend, eine kurze Wiederholung des Hauptteils folgen läßt. Der Musiker, der ein Gedicht in Töne setzt, vermag uns oft erst recht zu sagen, was darin steckt. So macht uns auch Schumann durch seine Zweigliederung auf den Stimmungswechsel des Kernerschen Gedichtes aufmerksam, der am Schlusse der 3. Strophe eintritt. Bis dahin ist nämlich das Lied ein echtes Wanderlied, frisch, freudig, mächtig hinausstrebend in die Ferne. Die 4. und 5. Strophe aber stellen den Gedanken der Heimat in den Vordergrund; in ihnen waltet ein sehnsuchtsvoll gedämpfter Ton, der fast zum Heimweh wird. So verläuft der Stimmungsgehalt des Liedes von lichtem, jugendlichem Jubel zu dunkler, schwärmerischer Erinnerung. Der Tondichter empfand dies als eine Verletzung der Einheit und ließ deshalb zum Schluß die 1. Strophe noch einmal folgen.

Es ist ein junger Mensch, ein Bursche, der hier Abschied nimmt von seinen Lieben. Zum letztenmal sitzen sie beisammen, und das Weh der Scheidestunde durchzittert leise ihre Seelen. Da reißt sie der Jüngling durch den Aufruf: „Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein!“ aus wehmütiger Versunkenheit empor. Ihm macht das Scheiden keinen Schmerz. In seinen Jahren lockt uns noch die Fremde wie ein wundervolles Zauberreich. Die Jugend verspürt es wie eine Naturbestimmung in sich, die Welt zu beschauen; Handwerksburschen, Studenten, junge Künstler sind von jeher diesem Drange gefolgt, und wahrlich nicht zu ihrem Schaden!

Das Wandern! Woher kommt es nur, daß es uns so im Blute liegt, besonders so lange der Körper noch rüstig, der Sinn noch frisch, das Herz noch jung ist? Der Dichter gibt hierauf eine halb scherz-, halb ernsthafte Antwort. Sie lautet: Das Wandern ist ein Naturgesetz, ein Weltgesetz. Es wandert alles: die Sonne am Himmel, die Woge am Strande, die brausenden Stürme, die eilenden Wolken und vor allem die Zugvögel. Scherzhaft ist diese Antwort, weil der Mensch aus andern Gründen „wandert“ wie Sonne, Welle und Lüfte, weil deren Bewegung überhaupt nur gleichnisweise ein „Wandern“ genannt werden kann. Allen diesen Bewegungen fehlt das Merkmal der Freiheit, das im Begriff des Wanderns liegt; es handelt sich auch um gefühllose Geschöpfe (mit Ausnahme der Vögel), die von der Lust des Wanderns nichts empfinden. Und doch: ein Vergleichungs-

punkt ist da! Nicht Wanderung, wohl aber Wandelung lautet das Weltgesetz der Entwicklung, und insofern das Wandern auch ein Sichwandeln, ein stetiges Sichverändern — räumlich und innerlich — ist, insofern untersteht es eben auch jenem Naturgesetz. Der Bursch muß wandern, zu gleichen seiner Mutter, der wandernden Welt.

Aber nun kommt er in die Fremde. Die erste, brennendste Wanderlust ist gestillt; ein leises Ruhebedürfnis stellt sich ein. Da wendet sich sein innerer Sinn wieder dem zu, was er so leichtherzig verlassen hat. Und die Heimat, sie sendet ihm ihre Grüße: Vögel sieht er, bekannt von den heimischen Fluren her, Blumendüfte atmet er: Trieben sie die Lüfte zu ihm her übers Meer? Ach, jene Blumen pflanzte er ja, die Geliebte damit zu schmücken. Und mit geheimem Weh fühlt er, wie sein Herz noch an ihr, wie es noch am Vaterhause und dem Heimatlande hängt. Das so lustig begonnene Wanderlied droht hier in einen Sang des Heimwehs und der klagenden Sehnsucht umzuschlagen. Aber mit einer geschickten Wendung weiß der Dichter dieser künstlerischen Gefahr zu entgehen: „Und Liebe, die folgt ihm." Es bleibt absichtlich unbestimmt, wie dies zu verstehen sei. Ist ihm die Geliebte gefolgt? Hat er sie, wie man zu sagen pflegt, nachkommen lassen, nachdem er sich drüben angesiedelt? Oder sind bloß ihre liebenden Gedanken und Briefe gemeint, die ihm folgen? Oder ist von der Liebe überhaupt die Rede? Hat er in der Fremde neue Freunde, ein neues Herzgespiel gefunden? Wie dem auch sei: Recht hat der Dichter! Geht dem Ausgewanderten Liebe zur Hand, so wird ihm zur Heimat das fernste Land.

So endet das Gedicht ohne Mißklang. Heimat und Fremde, die beiden Pole, um die es sich dreht, sind durch die Achse der Liebe in eins verbunden worden. Die Sehnsucht ist Erfüllung geworden, und in der Fremde hat der Wanderer die Heimkehr gefunden. Im Grunde genommen war es ja von Anfang an die Heimat, die sein Herz suchte. Denn auch der Drang in die Fremde ist Heimweh, nur unverstandenes, auf Umwege geratenes Heimweh. Und „selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen", lautet eine schöne Seligpreisung des frommen Jung-Stilling, des Freundes des jungen Goethe.

Aufsatz.

Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.

Ein Paradoxon, wie es auch die Seligpreisungen in Matth. 5 sind. Selig, glücklich sind die Armen, die Leidtragenden, die Verfolgten — die Unglücklichen! Aber freilich: nicht weil sie arm, verfolgt, unglücklich sind,

sondern weil sich ihr Unglück zum Glücke wenden soll. Welch tiefe psychologische Einsicht: Keine größere Lust, als die aus dem Schmerze hervorgeht! So ist es auch mit dem Heimweh. Wir haben also zu reden 1. von dem Schmerze des Heimwehs, und 2. davon, wie es selig macht.

Wie stark das Heimweh werden kann, das zeigen besonders die Schweizer. Viele Volkslieder, z. B. „Zu Straßburg auf der Schanz", „Zu Straßburg auf der langen Brück'" u. a. bekunden dies. Wenn das Alphorn ertönt, sei es auch nur im Geist, an dem inneren Ohre, so packt das Heimweh den schweizerischen Soldaten im fremden Lande mit stürmischer Gewalt; es reißt ihn fort zu rascher, unbedachter Tat, zur Fahnenflucht, die er dann mit dem Tode büßen muß. Auch andern Landsleuten ergeht es so, insbesondere den Gebirgsbewohnern. Und wenn es sich auch nicht immer so heftig äußert, so kann doch das Heimweh zu einer ernsten körperlichen und gemütlichen Erkrankung des von ihm Befallenen führen, die ihm alle Freude am Dasein raubt; Schwermut und Tiefsinn sind die Folge, ein allmähliches Hinsiechen nicht selten das letzte Ziel.

Und doch sollen die Heimwehkranken selig sein? Ja! Denn: Sie sollen nach Hause kommen. Jeder starke Trieb sucht auf irgend einem Wege seine Befriedigung; und so liegt in einem tiefwurzelnden Bedürfnis auch immer eine gewisse Gewähr seiner Stillung. Die Sehnsucht ist nur der Ausdruck dessen, was unserm Wesen gemäß ist; wie sollte sie nicht Erfüllung finden? Und keine Lust gleicht der, welche in der Aufhebung eines Schmerzes besteht. Wahrlich, wer das einmal gekostet hat, aus fremdem Lande zurückzukehren auf heimische Erde, der kennt die Seligkeit der Heimkehrenden! Schon der vaterländische Boden erscheint da wie etwas Geweihtes, das Verehrung heischt; die heimatlichen Fluren prangen frischer, die heimatlichen Lüfte wehen so erquickend, unser ganzes Wesen fühlt sich gehoben, wir gehen wie auf Sprungfedern dahin. Und mit Freudentränen stürzen wir unsern Geliebten daheim in die Arme: Wahrlich eine Wonne, um die es wert ist, so viel gelitten zu haben!

Aber das Wort Jung-Stillings hat auch noch einen andern, einen religiösen Sinn. Wir wandeln alle hienieden in der Fremde, wir haben auf Erden keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir. Und allen denen, die sich in der Wüste des Erdenlebens sehnen nach dem himmlischen Kanaan, ihnen ruft der Dichter zu: „Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen." (Vergl. hierzu das Rückertsche „Abendlied" S. 114).

Der reichste Fürst.

1. Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

2. „Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Tälern,
Auf den Bergen edlen Wein!"

4. „Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

5. Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

6. Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Untertan in Schoß."

7. Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!"

Dieses Gedicht verdankt seinen Ursprung der Vorliebe Kerners für Stoffe, welche seinem heimatlichen Boden angehörten, eine Vorliebe, die er mit den übrigen schwäbischen Dichtern, namentlich mit Uhland gemein hat, an dessen „Rauschebart" und an dessen „Kapelle" (unweit Tübingen gelegen) ich nur zu erinnern brauche. Was das vorliegende Gedicht betrifft, so war Eberhard im Bart einer der trefflichsten Fürsten Württembergs, so daß von ihm die Rede ging: „Wenn Gott nicht Herrgott wäre, so müßte unser Eberhard Herrgott sein". In Anerkennung seiner Verdienste wurde er vom Kaiser Maximilian I. zum Herzog erhoben und zwar im Jahre 1495 auf dem Reichstage zu Worms, wo auch das in dem Gedichte mitgeteilte Gespräch vorgekommen sein soll. Als er in seiner neuen Würde zum erstenmal auf dem Reichstage erschien, und man um den Platz stritt, erklärte er, gern hinter dem Ofen sitzen zu wollen, wenn nur etwas Gutes beraten und beschlossen würde.

Der Sinn unseres Gedichts: treue Untertanenliebe — das höchste Kleinod und der beste Schutz eines Fürsten — springt sogleich in die Augen. Warum der Dichter neben Eberhard nur drei redend einführt, ist unschwer zu sagen. Die Zahl drei erweckt zur Genüge die Vorstellung der Vielheit; zwei wären zu wenig gewesen, mehr als drei zu viel, ihre Einführung ohne ermüdendes Einerlei kaum möglich. Der erste, der Fürst von Sachsen, preist

den Reichtum, den sein Land in der Erde birgt. War doch erst kurz vorher abermals ein ergiebiges Silberlager im Erzgebirge aufgefunden worden, und Sachsen eins der wohlhabendsten Länder. Der Kurfürst vom Rhein rühmt den reichen Segen seines Landes an Bodenerzeugnissen über der Erde. Wächst doch in den Tälern der Pfalz noch heute das schönste Korn und an den Bergabhängen die edelste Rebe. Ein altes Sprichwort sagt: „Hätte die Pfalz Wiesen und Holz, so wär' sie aller Länder Stolz!" Unter der Pfalz ist der Landstrich, der sich zwischen Mainz, Baden, Lothringen, Elsaß und Trier auf beiden Ufern des Rheins ausbreitet, zu verstehen. Ludwig der Bayer hebt mit Recht die Blüte seiner Klöster und Städte hervor, von denen außer Augsburg und Regensburg besonders Nürnberg durch seinen Handel, seine Künste und Gewerbe weit und breit berühmt war, so daß Luther es die Sonne unter den Städten Deutschlands nannte. Alle drei preisen zum Unterschiede von Eberhard nur äußere Güter. Daß der letztere Bedeutenderes aufzuweisen habe, läßt schon das längere Verweilen des Dichters bei seinem Namen erraten, besonders der Zusatz: „Württembergs geliebter Herr". Die Bezeichnung „der mit dem Barte" ist notwendig, um ihn von anderen Fürsten Württembergs, die Eberhard hießen, zu unterscheiden und dadurch zugleich die Zeit der mitgeteilten Begebenheit, die in der 1. Str. nur ganz unbestimmt angegeben ist, näher zu bestimmen. Welches Gewicht Eberhard selbst auf die Liebe seiner Untertanen legt, erkennen wir aus der freudigen Hervorhebung dieses Besitzes nach dem aufrichtigen Zugeständnisse des Mangels äußerer Güter. Zum Schluß sprechen alle Fürsten bereitwillig ihm den Preis zu. Durch ihre Worte legen sie ein schönes, auch sie ehrendes Zeugnis ab, daß es keinen höheren Ruhm für einen Fürsten gibt, als wenn er seinen Thron in dem Herzen seines Volkes aufgeschlagen weiß.

Der Aufbau des Gedichts ist höchst einfach. Die einleitende Strophe setzt uns über den Ort des Vorgangs in Kenntnis, deutet durch das Wort „einst" die Zeit an und bringt in allgemeinster Angabe den Inhalt und die Personen des Gedichts. Notwendigerweise müssen die folgenden Strophen nähere Mitteilungen über die Fürsten wie über den Wert und die Zahl ihrer Länder bringen, da diese den Gegenstand der Unterhaltung bilden. Die Zahl hat der Dichter als nebensächlich außer acht gelassen und von den Fürsten nur zwei mit Namen genannt, die übrigen nach ihren Ländern vorgeführt. Jede der bezeichneten Strophen beginnt mit einer Behauptung, worauf dann die Begründung folgt. Durch die Kunst der Darstellung hat jede ein anderes Gepräge erhalten. Der Fürst von Sachsen beginnt mit einem preisenden Ausruf, der Kurfürst von dem Rhein, in dessen Lande Worms lag, mit einer Auf-

forderung, Ludwig von Bayern meint, daß sein Land mindestens ebenso reich sei, als die bisher genannten Länder. Eberhard, welcher bezeichnend Württembergs „geliebter Herr" genannt wird, beginnt seine Rede mit einem Rückblick auf das, was die anderen Fürsten zum Ruhm ihres Landes gesagt haben, legt darauf das Geständnis ab, daß sein Land derartiges nicht aufweisen könne, und preist dann die Liebe und Treue seiner Untertanen als den wertvollsten Schatz seines Landes. Der Dichter hat ihm zwei Strophen gewidmet, den übrigen je nur eine. Das Ende des Gedichts schließt sich an den Anfang desselben eng an, indem es die Entscheidung des in der ersten Strophe angedeuteten Gesprächs bringt.

Es haben noch andere Dichter denselben Stoff behandelt. Zur Vergleichung möge das Gedicht von Zimmermann folgen.

Graf Eberhard im Bart.

1. Zu Aachen saßen die Fürsten
Beim Mahle froh geschart
Und rühmten ihre Lande,
Ein jeder nach seiner Art;

2. Der Markgraf seine Quellen
Der Pfalzgraf seinen Wein,
Der Böhme seine Gruben
Mit Gold und Edelstein.

3. Graf Eberhard saß schweigend.
„Nun, Württemberg, sagt an,
Was man von eurem Lande
Wohl Köstlich's preisen kann?"

4. „„Von köstlichen Brunnen und Weinen,""
Graf Eberhard begann,
„„Von Gold und Edelsteinen
Ich nicht viel rühmen kann.

5. Doch war ich einst verirret
Im dichten Wald allein,
Und unterm Sternenhimmel
Schlief ich ermattet ein.

6. Da war es mir im Traume
Als ob ich gestorben wär';
Es brannten die Trauerlampen
In der Totengruft umher.

7. Und Männer standen und Frauen
Tief trauernd um die Bahr,
Und weinten stille Tränen,
Daß ich gestorben war.

8. Da fiel aufs Herz mir nieder
Ein Tropfen heiß und groß,
Und ich erwacht' und ruhte
In eines Bauern Schoß.

9. Vom Holzhau wollt' er gehen
Spät abends heimatwärts,
Und mein Nachtlager wurde
Ein württembergisch Herz.""

10. Die Fürsten saßen und horchten
Verwundert des Grafen Mär,
Und ließen höchlich leben
Des Württembergers Ehr.

Die Verwandtschaft zwischen diesem und dem voraufgegangenen Gedicht fällt sogleich in die Augen. Die Abweichungen sind mehr nebensächlicher Natur und haben ihren Grund jedenfalls in der Benutzung verschiedener Quellen. Zimmermanns Gedicht gliedert sich

auch in drei Teile, hat denselben Grundgedanken wie das vorausgegangene und einen ähnlichen Aufbau. Abweichend ist die Örtlichkeit des Schauplatzes. Auch die Namen der anwesenden Fürsten stimmen bis auf zwei nicht überein. Der Schluß ist gleichfalls etwas anders gefaßt, indem Eberhards Ruhm durch ein Lebehoch in einem Trinkspruche verkündet wird. Kerner führt ferner jeden Fürsten redend ein und widmet jedem bis auf Eberhard eine Strophe, während Zimmermann den Inhalt der Rede der drei ersten Fürsten nur kurz angibt, dagegen Eberhards Rede auf eine sinnvolle Weise so ausführt, daß in derselben schon der tatsächliche Beleg und nicht bloß die Versicherung gegeben wird, daß der Württemberger „sein Haupt kühnlich in jedes Untertanen Schoß legen kann". Derselbe hat wirklich schon wohlbehütet in dem Schoße eines Bauern geruhet, als er einmal, ermüdet durch eine Verirrung im Wald, sich zum Schlaf niedergelegt hatte und so, schutzlos daliegend, von einem armen Bauern gefunden worden war, der, obwohl von der schweren Arbeit müde, sich seiner dennoch liebreich annahm. Eberhard würde sicherlich nicht eine so fürsorgliche Liebe gefunden und sein Traum würde schwerlich den mitgeteilten Inhalt gehabt haben, wäre sein ganzes Sinnen und Trachten nicht auf das Glück seiner Untertanen gerichtet gewesen. Die Schmerzenstränen, die er im Traume über seinen Tod weinen sieht, sind unzweifelhafte Beweise seiner Liebe, und was während seines Schlafs in Wirklichkeit ihm widerfährt, steht jenem Traumgebilde nicht nach, sondern überbietet dasselbe noch; denn was dort erst dem Toten gezollt wird, das wird jetzt schon dem Lebenden zuteil: eine Träne, heiß und groß, fällt auf den Schlafenden, wodurch zugleich in schöner Weise sein Erwachen motiviert ist.

Wie die Rede Eberhards in dem Zimmermannschen Gedichte ungleich gehaltvoller ist, als bei Kerner, so ist auch die Spannung, mit welcher uns der Dichter auf dieselbe vorbereitet, eine ungleich größere, indem der Fürst nicht wie bei Kerner ohne weiteres redend eingeführt wird, sondern eine Herausforderung dazu von seiten der übrigen Fürsten erst vorausgeht, was die Szene belebter und den Gegensatz energischer macht. Der Ton ist in beiden Gedichten höchst anspruchslos, entsprechend dem einfachen Charakter Eberhards, wie dem einfachen Inhalte seiner Rede. Ebenso verhält es sich mit dem Versmaß. Das erste Gedicht besteht aus Trochäen und zwar in der gewöhnlichen Zahl von 4 Füßen und 4 Zeilen, von denen die 2. und 4. gereimt, die 1. und 3. aber reimlos sind; das zweite Gedicht ist in dem gleichfalls sehr gewöhnlichen Maße von drei Jamben gehalten; es sind in dieselben aber auch Anapäste eingemischt, wodurch der Rhythmus etwas belebter wird.

8. Peter Hebel.*)

Hebel ist mehr noch als J. Kerner in Not und Armut aufgewachsen und hat sich, gleich jenem, durch die Güte der Menschen und eigene Ausdauer emporgearbeitet. Sein Vater war ehrsamer Weber zu Hausen, einem Dorfe im Wiesentale des Schwarzwaldes, das sich fast bis vor die Tore Basels erstreckt. In dieser Stadt war Hebels Vater längere Zeit im Dienste des Obersten Iselin gewesen, und auch nach seiner Verheiratung zog er mit seinem Weibe im Sommer regelmäßig auf einige Monate nach der Schweizerstadt, wo die Arbeit in dem Hause und dem Garten Iselins besser lohnte, als der Webestuhl in Hausen. So kam es, daß unser Dichter am 10. Mai 1760 in Basel geboren wurde. Schon ein Jahr nach seiner Geburt starb der Vater, und der kleine Knabe machte dadurch früh das Leben armer Verwaister durch. Neben der Schule mußte Peter der Mutter an die Hand gehen und den Tagelöhner abgeben; er las im Winter dürres Holz im Walde zusammen und zerklopfte Eisensteine für den Schmelzofen zu Hausen. Bei der schweren Arbeit gab es nur schmale Bissen; aber Hebel blieb trotzdem allzeit aufgeweckt und zu Schalksstreichen aufgelegt, die sich auch in der Schule geltend machten. In dieser Jugendzeit drang der frische Keim des Naturlebens in seine Seele, um später zu Blüten und Früchten zu reifen. Mit seinem 12. Jahre besuchte er neben der Volksschule in Hausen auch die höhere Schule in Schopfheim. Daß er es auch hier nicht an Schalkheiten fehlen ließ, bezeugt uns sein eigenes Wort: „So kam es bisweilen, daß ich, wenn ich morgens die lateinischen Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, des Nachmittags noch einmal deutsche dazu bekam, aber niemals unverdient". Dennoch machte der fähige Kopf die besten Fortschritte, und es war bald ausgemacht, daß er studieren und seiner Neigung gemäß dem geistlichen Stande sich widmen sollte. Die treffliche Mutter scheute das Opfer nicht, ihn zu einem Schopfheimer Lehrer in die Kost zu geben.

Bald darauf erkrankte die brave Frau in Basel. Voll Sehnsucht nach ihrem Dörfchen fuhr sie mit einem Bauer aus Hausen

*) Die biographische Skizze ist nach einem Aufsatze von Mayer in Westermanns Monatsheften zusammengestellt.

der Heimat zu; auch Peter hatte sich zu ihrer Begleitung eingefunden. Unterwegs nahte ihr der Tod, und sie verschied unter den Wehklagen ihres nun ganz verwaisten Sohnes. Derselbe hat ihr noch im späten Alter ein dankbares Herz bewahrt. „Der Segen ihrer Frömmigkeit," so schreibt er in seinen letzten Lebensjahren, „hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott zu glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbteil geworden, und ich bin dabei wohl gefahren." Es erfüllte sich an ihm das Bibelwort: der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser. Das kleine Vermögen, das dem dreizehnjährigen Hebel zufiel, reichte natürlich nicht aus, um die Kosten der Studien, die nun auf dem Gymnasium in Karlsruhe fortgesetzt werden sollten, zu bestreiten; Freunde und Gönner gewährten Hilfe. Im Mai 1778 bezog Hebel die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren, 1783 wurde er als Lehrer an das Progymnasium zu Lörrach berufen mit einem Gehalte von 350 Gulden. In dieser dürftigen Lage verharrte er gegen neun Jahre, bis endlich seine in weiteren Kreisen bekannt gewordene Lehrtüchtigkeit besseren Lohn fand. Gleichwohl war diese magere Zeit der ersten Dienstjahre vielleicht die glücklichste seines Lebens. Lörrach liegt an der Stelle, wo das erweiterte Wiesental in die Ebene mündet. In dieser entzückenden Landschaft, inmitten gemütvoller Menschen, fehlte es ihm nicht an Stunden und Tagen, die später, als er der Heimat entrückt war, in den allemannischen Gedichten in poetischer Gestalt niedergelegt wurden. Von Lörrach kam Hebel als Diakonus an das Gymnasium zu Karlsruhe, wo er von Zeit zu Zeit auch die Kanzel bestieg und bald zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache aufrückte. Die behagliche und zugleich angesehene Stellung in der Hauptstadt, unter den Augen des trefflichen Fürsten, im Kreise zahlreicher Freunde, die, von seinem liebenswürdigen Gemüt und trefflichen Humor mächtig angezogen, in den Mittags- und Abendstunden in zwangloser Geselligkeit sich um ihn sammelten, konnte bei ihm eine heimliche Sehnsucht nach den frischen Matten und den duftigen Waldgründen der Heimat, die zeitweise fast in Heimweh umschlug, nicht unterdrücken. Diese Sehnsucht steigerte sich bis zu dem Grade, daß er schrieb: „Ich muß ins Oberland reisen, ich muß aus der Wiese trinken und die Geister im Rottler Schlosse besuchen, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinsten, geistlosesten Hardbewohner ermatten soll. Wie eine Spinne habe ich Fangfäden in alle Straßen ausgesponnen, um einer Chaise, die ins Oberland fährt, habhaft zu werden." Aus solchen heimatlichen Stimmungen sind die allemannischen Gedichte erwachsen. Die Friedsamkeit, die auf ihnen liegt, ist der Ausfluß

des Friedens, den der Dichter in der Heimat wiederfand. Die meisten sind 1801 und 1802 niedergeschrieben. Mitten in der Zeit, in welcher die Romantik ihre schnell verrauschenden Triumphe feierte, trat hier ein kindlicher, in seiner Heimlichkeit — wie Grimm sagt — unberühmter Dichter auf, der gar nicht wußte, daß er einer war, ein Bauernsohn, der, obwohl durch seine Bildung in eine höhere Sphäre gehoben, sich dennoch in seinem poetischen Schaffen gänzlich in der Anschauung und dem Gedankenkreise des Landmanns bewegte; ein warmer Naturfreund, der mit gesunden, hellen Augen in Gottes schöne Welt schaute und sie als einen reinen Quell der unschuldigsten Freuden feierte, während die Romantiker in ihr allerlei mystische und geheimnisvolle Wechselbeziehungen suchten. Die Klänge seiner Muße sind nach Inhalt und Ausdruck nicht universeller, sondern eng örtlicher Natur. Hatten die Klassiker die Saiten ihrer Leier in den nie verlöschenden, ewig schönen Strahlen des klassischen Altertums gestimmt, die Romantiker den versunkenen Geist des Mittelalters heraufbeschworen, Rückert sogar die orientalische Poesie auf deutschen Boden verpflanzt, so war die bescheidene, volkstümliche Muse Hebels dagegen, wie gesagt, nur ein Kind seiner Heimat, des allemannischen Wiesentals im Schwarzwalde, dessen Sprache und Sitten, Gedanken und Empfindungen seine Gedichte im Sonnenglanz eines Feiertags treu widerspiegeln, aber nur den recht erwärmen können, der mit der Mundart jenes Tales ganz vertraut ist. Bei einer Übertragung in die hochdeutsche Sprache verlieren sie an Zauber, indem viele ihrer gemütlichen Wendungen bei einer solchen Übertragung sich nicht wiedergeben lassen. Schon vor Hebel hatte Voß die plattdeutsche Mundart Mecklenburgs in die Poesie eingeführt, die später Fritz Reuter wieder aufnahm und fortsetzte. Holtei brachte Lieder im schlesischen, Klaus Groth im dithmarsischen, Castelli im österreichischen Dialekte, so daß der deutsche Parnaß seit Anfang dieses Jahrhunderts auch mit dem würzigen und erquickenden Duft landschaftlicher Blütenbeete, welche die Heimatsliebe der Dichter hingezaubert hat, geschmückt worden ist. Die Anerkennung, welche Hebels Gedichten durch Männer wie Jean Paul, Goethe, Jacobi, Voß gezollt wurde, freute den Dichter zwar sehr, jedoch war er nicht zu bewegen, weiter zu dichten, „Diesen Beifall," sagte er, „mag ich nicht wieder wegsingen. Der Geist, der damals so still über mir schwebte, ist beschworen und, ich fürchte, verschwunden." An die Stelle der Dichtungen trat nun der „rheinische Hausfreund", dessen Erzählungen ebenfalls aus dem Leben geschöpft sind. Auch in ihnen ist ein wohltuend heiterer, mit schalkhafter Laune durchwürzter Ton angeschlagen, mit welchem das tiefe Gemüt und die harmlose, kindlich unschuldige Frömmigkeit des Dichters

wunderbar zusammenklingen. Harmlos sind auch die geschichtlichen, die damaligen Kriegsereignisse besprechenden Aufsätze. Einen deutsch-patriotischen Standpunkt nehmen dieselben nicht ein. Der „Kalender" sieht den großen Schicksalswandlungen der Napoleonischen Zeit ruhig zu; er hat nur Wünsche für die liebe Heimat und bedauert den Krieg. Hebel selbst äußert sich in einem Briefe: „Ich bin in diesem Kriege so neutral, als mein zahmes, heimliches Hausmäuslein, das gegenwärtig ein Kerzenstümpflein von gestern frühstückt und auch, wie ich, keine Zeitungen liest."

Hebel stieg von Stufe zu Stufe zu den höchsten kirchlichen Ehrenstellen empor. Sein Herz aber blieb immer dem einfachen, idyllischen Dorfleben zugewandt. Bis zu dem letzten Augenblicke trug er sich mit dem Gedanken, in stiller Abgeschiedenheit als Landpfarrer sein Leben zu enden. Der Tod überraschte ihn unerwartet in dem Bade zu Schwetzingen, wo er Heilung von einem Unterleibsleiden zu finden hoffte (1826). Sein Andenken hat in mancherlei Weise Kundgebungen erfahren. Einen Berg bei Schopfheim im Wiesental mit herrlicher Aussicht, von Hausens Bergleuten mit schönen Terrassen versehen, weihete man festlich zur „Hebelshöhe" ein. In dem Schloßgarten zu Karlsruhe wurde im Schatten schöner Eichen dem Dichter 1835 aus den Gaben der Freunde und des Großherzogs Leopold ein ehernes Denkmal: eine Büste mit dem Lorbeerkranze, überwölbt von einem gotischen Dache, gesetzt. Die wackern Bürger Schopfheims haben Hebels Elternhaus angekauft und eine Versorgungsanstalt für Kinder und junge Mädchen darin errichtet, eine Stiftung, gewiß im Sinne des edlen Menschenfreundes, dem sie gilt. Wie tief sich Hebel in die Herzen seiner badischen Landsleute eingeschrieben hat, offenbarte sich 1860 an seinem hundertjährigen Geburtstage in herzerfreuender Weise. Durch das ganze Land, besonders aber von seiten der Schulen, wurde der 10. Mai gefeiert; zum wahren Volksfeste gestaltete sich der in die schönste Zeit des Jahres fallende Tag in dem heimatlichen Wiesental. Baseler Freunde brachten eine Summe Geldes zusammen, deren Zinsen dazu verwandt werden, den Greisen in Hausen alljährlich an Hebels Geburtstage einen Schoppen Wein zu verabreichen. Der Dichter selbst hatte den Vorsatz gehabt, in seiner Hinterlassenschaft zu bestimmen, daß den Greisen in Hausen jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht werden sollte. Heiterkeit, Freude, Wohlbehagen zu verbreiten, das war sein innigster Herzenswunsch. Aber er starb ohne Testament. Gewiß ist jene Bestimmung der Baseler Freunde ganz in seinem Sinne. — Die Charakteristik von Hebels Persönlichkeit möge Holteis Gedicht schließen, um so mehr, da dasselbe auch seine Dichterweise treffend darlegt.

An Hebel.

Dich, du seltsamer Mann, hatt' ich im Sinne und Härzen,
Weil ich der wullte partu a Briefel wullt' ich der schreiben,
Und do wullt' ich der schicken de ganzen schlä'schen Getichte;
Wullte sprechen zu dir: a Häbel bist de gewäsen
Fur de Liederle hie'! denn nimmermeh' hätt' ich gesungen
Ei' där schlä'schen Weise, hätt's nich allemann'sche Getichte.
Mit a'm Stäker vo' Guld hust de mer'sch Harze dergriffen,
Hust de mer'sch ümgerührt im Leibe, hust mer'sch gebrochen,
Hust mer'sch wieder koriert mit deinem Flaschel vull Balsem.
Jemer'sch, o jemer'sch, ne, ne, was bist du doch fur a Tichter!
Ei' dem Büchel vo' dir, do find't ma' alles und jedes,
Wie ei' der ganzen Natur hat's Winter drinnen und Summer,
Härbst und Fruhjohr und Laub und Blitz, Sturm, Dunner und Rägen.
Urdenär abgemolt sein Menschen, Tiere und Wälder,
Und de Beme die blih'n, wie bir su räden de Menschen.
Jemer'sch, o jemer'sch, ne, ne, ma' kan' sich nich' sat' a dir läsen!
Siech, das wullt' ich der sa'n, ju schreiben und wullte der'sch schicken,
Ober nu' hust' d'mer dan Pussen gespielt und bist mer gesturben!
Und wu soll' ich der nu' de schlä'schen Getichte hinschicken?
Ei de Stadt, wu de wohnst, do giht kene Pust und ke Fuhrmann!
Nu' su schick' ich der nischt, du hast a su viel nich' verloren.
Oder ich kan' mei' Maul und kan's nu emol nich' halten,
Und verkündigen muß ich meine bescheidene Ehrfurcht,
Bist de gesturben gleich, ma' kan do' noch mit der räden,
Denn de bist ju nich' tud', derweil' de unsterblich bist, Hebel!
Antwort giebst de mer och —. . ich weß schund, wu ich dich finde,
Wenn, daß der Mai irscht' kimmt, dar blasse niedliche Junge,
Mit se'm grinen Haar und seinen Appel-Blüt'-Backen,
Wenn de Stürche klappern, de Lirchen schrillen und steigen,
Do ei's blihende Grin geh' ich mitsamt deinem Büchel,
Halt's ei' der Hand und niedergekniet uf ärndt annen Hübel,
Wuhl mit Zähren im Oge, wil ich laut rufen dich: Hebel,
Hir'scht de mich? hä?? Do müßt's mit rechten Dingen nich' zugihn,
Spräche der Mai nich' zu mir: Du tar'scht nich' su schrei'n, denn a hirt dich.

Das Liedlein vom Kirschbaum.

1. Der Liebgott het zum Früehlig gseit:
„Gang, deck im Würmli au si Tisch!"
Druf hat der Chriesbaum Blätter treit,
Viel tuusig Blätter grün und frisch.

1. Zum Frühling sprach der liebe Gott:
„Geh, deck' dem Würmlein seinen Tisch!"
Worauf der Kirschbaum Blätter trug,
Viel tausend Blätter grün und frisch.

2. Und 's Würmli usem Ei verwacht's,
's het gschlofen i sim Winterhuus,
Es streckt si, und sperrt 's Müüli uf,
Und ribt die blöden Augen us.

3. Und druf se het's mit stillem Zahn
Am Blättli gnagt enanderno
Und gseit: „Wie ist das Gmües so guet!
Mer chunnt schier nümme weg dervo."

4. Und wieder het der Liebgott gseit:
„Deck jez im Immli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blüete treit,
Viel tuusig Blüete wiiß und frisch.

5. Und 's Immli sieht's und fliegt druf hi
Früeih in der Sunne Morgeschin.
Es denkt: „Das wird mi Kaffee si,
Se hend doch chosper Porzelin!

6. Wie suser sin die Chächli gschwenkt!"
Es streckt si trochche Züngli dri,
Es trinkt und seit: „Wie schmeckt's so süeß!
Do mueß der Zucker wohlfel si."

7. Der Liebgott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Früchte treit,
Viel tuusig Chriesi rot und frisch.

8. Und 's Spätzli seit: „Isch das der Bricht?
Do sitzt me zu und fragt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei,
Und stärkt mer d' Stimm zu neuem Gsang."

9. Der Liebgott het zum Spötlig gseit:
„Ruum ab, sie hen jez alli g'ha!"
Druf het e chüeli Bergluft gweht
Und 's het scho chline Reife g'ha.

10. Und d' Blättli werde gel und rot,
Und fallen eis em andre no;
Und was vom Boden obsi chunnt,
Muß au zum Bode nidsi go.

11. Der Liebgott het zum Winter gseit:
„Deck weidli zu, was übrig isch:"
Druf het der Winter Flocke gstreut. —

2. Und 's Würmlein aus dem Ei erwacht's
Nach langem Schlaf im Winterhaus.
Es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf
Und reibt die blöden Augen aus.

3. Und drauf so nagt's mit stillem Zahn
Am zarten Blättlein hier und dort
Und spricht: „Wie ist's Gemüs so gut!
Man kommt schier nimmer wieder fort!"

4. Und aber sprach der liebe Gott:
„Deck' jetzt dem Bienlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blüten trug,
Viel tausend Blüten weiß und frisch.

5. Und bei der Sonne Morgenlicht
Schaut 's Bienlein, und es fliegt heran
Und denkt: „Das wird mein Kaffee sein;
Sie haben kostbar Porzellan;

6. Wie sauber sehn die Kelchlein aus!"
So steckt's sein Züngelchen hinein
Und trinkt und sagt: „Wie schmeckt's so süß!
Der Zucker muß doch wohlfeil sein."

7. Zum Sommer sprach der liebe Gott:
„Deck' auch dem Spätzlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Früchte trug,
Viel tausend Kirschen rot und frisch.

8. Und 's Spätzlein sagt: „Ist's so gemeint?
Da nimmt man Platz und fragt nicht lang;
Das gibt mir Kraft in Mark und Bein
Und stärkt die Kehle zum Gesang."

9. Zum Spätling sprach der liebe Gott:
„Räum' ab, sie haben alle jetzt!"
Drauf kam die kühle Bergesluft,
Und schon hat's kleinen Reif gesetzt.

10. Die Blätter werden gelb und rot
Und fallen bei des Windes Wehn,
Und was vom Boden aufwärts kommt,
Muß auch zum Boden abwärts gehn.

11. Zum Winter sprach Gott zum Beschluß:
„Deck' wacker zu, was übrig ist!"
Da streut er Schnee im Überfluß.

Wollte man den Grundgedanken dieses einfachen, sinnigen Gedichts in einen Spruch zusammenfassen, so wäre dazu keiner mehr geeignet, als der Psalmspruch (145, 15 ff.): „Aller Augen warten

auf dich, Herr, und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du tust deine Hand auf und erfüllest alles, was lebet, mit Wohlgefallen." Den Gedankeninhalt dieses Spruchs hat der Dichter an dem Kirschbaume so zu veranschaulichen gewußt, daß die allgemeine Beziehung des Spruches auf alles, was da lebt und webt, nicht nur keine Einbuße erfahren hat, sondern daß sogar die fürsorgliche Liebe Gottes zu allen Geschöpfen in dem vorgeführten Gemälde zur lebendigsten Anschauung erhoben worden ist. Selbst die Menschenkinder bleiben, wenn sie auch nicht ausdrücklich genannt werden, nicht ausgeschlossen; denn wenn für das Würmlein also gesorgt wird, so folgt die Fürsorge Gottes für die Menschen ganz von selbst. Indirekt hat der Dichter diesen Gedanken dadurch wachgerufen, daß er die kleinen Kostgänger Gottes, welche er vorführt, ganz wie menschliche Wesen sich haben und benehmen läßt. Es sind allerdings nur drei aufgeführt; diese Zahl aber reicht vollständig aus, um die Vorstellung der Vielheit zu erwecken, und es wäre gewiß nicht zum Vorteil des Gedichts ausgefallen, hätte der Dichter noch eine größere Zahl von Einzelheiten vorgeführt. Ebenso wird die Vorstellung von der großen Mannigfaltigkeit und Fülle der Gaben, welche hier auf Erden zur Ernährung der Geschöpfe geboten werden, dadurch zur Genüge erweckt, daß die verschiedenen Erzeugnisse des Kirschbaums im Laufe eines Jahres eine Reihe verschiedener Geschöpfe erhalten, und daß immer noch etwas übrigbleibt. Es war ein glücklicher Gedanke vom Dichter, ein und denselben Baum in den verschiedenen Jahreszeiten als Ernährer vorzuführen, ihn unmittelbar in Beziehung zu Gott zu setzen und den Allgemeinbegriff der Natur ganz zu vermeiden. Wir haben dadurch gewissermaßen ein kleines, einheitliches Naturepos erhalten, dessen Held der Kirschbaum ist. Über allen Vorgängen steht waltend, ordnend und segnend der liebe Gott. Der Dichter führt ihn bei dem Wechsel der Jahreszeiten jedesmal redend wie einen gastfreien Hausherrn ein, wodurch schon die Einheit des Ganzen gewahrt worden ist. Die wiederkehrenden Zeilen: „zum Frühling sprach der liebe Gott", „zum Sommer sprach der liebe Gott" usw. spannen sich wie ein Rahmen um die einzelnen Teile und um das Ganze, ebenso die Wiederkehr der Worte: „darauf der Kirschbaum Blätter trug", „darauf der Kirschbaum Blüten trug" usw., so daß auch sprachlich die verschiedenen Teile zu einem Ganzen vereinigt werden. Das Behagen der Kostgänger an dem für sie gedeckten Tische ist in die Zeichnung der Tiere mit köstlicher Laune verwoben. Das Würmlein, das eben nach langem Winterschlaf erwacht, streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf und reibt die blöden Augen aus, ganz wie ein schlaftrunkenes Kind. Geblendet von all der Pracht und Fülle, die es mit einem Male um sich schaut, kann es sich erst gar nicht zurechtfinden.

Seine Freude und sein Wohlbehagen gibt sich, ganz wie bei einem Kinde, das noch nicht reden kann, in den Regungen und Bewegungen des ganzen Körpers kund. Nicht weniger ist die Biene erfreut. Von Blüte zu Blüte summend, sagt schon ihr Flug, wie wohl ihr zumute ist. Fast übermütig vor Lebenslust und staunend über den großen Vorrat an Süßigkeiten meint sie, „der Zucker müsse doch wohlfeil sein". Die Worte, welche der Dichter ihr in den Mund legt, zeugen von einer höheren Lebensstufe, die sie im Vergleich zum Würmlein einnimmt. Den Spatz hat der Dichter dann dadurch noch höher gestellt, daß er seinen Worten einen bewußten Zweck unterlegt: „Das gibt mir Kraft in Mark und Bein und stärkt die Kehle zum Gesang." Es ist dies alles in der schalkhaftesten Laune ausgeführt, dabei der Charakter jedes einzelnen Tieres in liebenswürdiger Weise festgehalten. Wie anmutig ist z. B. das kecke, diebische Wesen des prahlerischen Spatzes gezeichnet, der sich sogar für einen Sänger hält. Man kann ihm ebensowenig zürnen, wie dem Würmlein, das mit stillem Zahn ein Blättchen nach dem andern wegnagt und „schier nimmer wieder fortkommen kann." — Hätte der Dichter das nagende „Würmlein" Raupe genannt — eine solche ist es —, so würde der ganze Zauber des geschilderten Vorgangs dadurch vernichtet, da das Wort Raupe uns zu sehr an den Schaden erinnert, den dieses Tier anrichtet, auch wenn der Dichter dem Worte noch die Silbe „lein" angehängt hätte, während diese kosende Verkleinerungssilbe bei der Biene und dem Spatz ganz angebracht ist.

Hebels Talent, alles zu beleben und dramatisch zu gestalten, zeigt sich bei dem vorliegenden Gedichte in ausgezeichneter Weise. Der Baum, die Tiere, die Jahreszeiten, alles ist mehr oder weniger mit ureigenem Leben ausgestattet worden. Nirgend ist bloße Erzählung, überall Handlung, und zwar Handlung, die in der raschesten Weise sich vollzieht, dem Worte der Schrift gemäß: „So er spricht, so geschieht's; so er gebeut, steht's da"; daher das immer wiederkehrende „Darauf" sogleich nach dem Befehle Gottes folgt. Nicht minder bedeutsam ist das dem befehlenden Satze voraufgehende und auch immer wiederkehrende Wort „lieb". In dieses Wort hat gerade unsere Sprache eine Tiefe und Innigkeit der Empfindung gelegt, wie keine andere. Überall, wo wir es anwenden, spricht sich das herzlichste Verhältnis zu dem betreffenden Gegenstande aus. Durch die stete Wiederkehr prägt es dem Gemüte um so tiefer ein, daß Gott nicht bloß der allmächtig gebietende Herr, sondern auch der unendliche gütige Vater ist. Außer der Personifikation, die bei manchen Gegenständen einfach schon durch die Wahl des Zeitworts bewirkt worden ist (die Bergluft kommt, der Winter streut; die Jahreszeiten kommen und gehen wie Diener, um die Befehle zu

vernehmen und auszuführen), trägt zur sinnlichen Lebendigkeit auch das häufige Auftreten solcher Eigenschaftswörter bei, welche Farben bezeichnen. Nicht minder ist der Wechsel der Szenen von großer Wirkung. Am kürzesten kommt dabei, und mit Recht, der Winter weg. Da sich bei ihm keine Kostgänger einfinden, so bekommt er nur den Auftrag, zuzudecken, was übrig ist, wodurch das Ende des Gedichts gleichsam zu seinem Anfange wieder zurückkehrt. Ehe wir's uns versehen, hat denn auch der gestrenge und rasche Herr den ihm erteilten Auftrag ausgeführt, und ehe wir's uns versehen, ist auch das Gedicht aus. Als wäre nicht einmal Zeit zur Vollendung der letzten Strophe geblieben, ist diese in aller Eile um einen Vers zu kurz gekommen, wiederum ein schöner, launiger Zug. Wenn aber die Kostgänger wieder Blätter, Blüten und Früchte brauchen, so wird der Kirschbaum wohl auch wieder auszuteilen haben. Mit diesem zuversichtlichen Glauben scheiden wir von dem lieblichen Gedichte und fürchten den gestrengen Winter nicht.

Der Winter.

1. Isch echt do obe Bauwele fail?
Ei schütten aim e redli Tail
in d' Gärten aben un ufs Huus:
es schneit doch au, es isch e Gruus,
un's hangt no mengge Wage voll
am Himmel obe, merk i wohl.

2. Un wo ne Maa vo wytem lauft,
so hat er vo der Bauwele ghauft:
Er trait si uf der Achsle noo
un uf em Huet un lauft dervo.
Was lauffsch denn so, du närrsche Maa?
De wirsch si doch nit gstohle ha?

3. Un Gärten ab un Gärten uf
hen alli Scheie Chäppli uf;
si stöhn wie großi Heere do,
si maine, 's haigs sust niemes so.
Der Nußbaum het doch au sy Sach
un 's Heerehuus un 's Chilchedach.

4. Un wo me luegt, isch Schnee un Schnee,
me siht kei Strooß un Fußweg meh.
Mengg Somechörnli, chlai un zart,
lyt unterm Bode wohlverwahrt;
un schnei's, so lang es schneie mag,
es wartet uf sy Ostertag.

5. Mengg Summervögli schöner Art
lyt unterm Bode wohlverwahrt;
es het kai Chummer un kai Chlag
un wartet uf sy Ostertag.
Un gang's au lang, er chunnt emol,
un siider schlooft's, un's isch em wohl.

6. Un wenn im Früehlig 's Schwälmli singt
un d' Sunnewärmi abedringt,
potz tausig! wacht's in jedem Grab
un straift sy Totehemdli ab.
Wo nummen au e Löchli isch,
schliest's Leben uuse jung un frisch. —

7. Do fliegt e hungrig Spätzli her,
e Brööösli Brot wär sy Bigehr.
Es luegt aim so verbärmtli a,
's het siider nächte nüt meh gha.
Gell, Bürstli, sell isch anderi Zyt,
wenn's Chorn in alle Füre lyt?

8. Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch wider choo!
's muß wohr sii, wie's e Sprüchli gitt:
„Si säje nit un ernte nit;
Si henn kai Pflueg un henn kai Joch,
un Gott im Himmel nährt si doch."

Dieses reizende Wintergedicht läßt einen deutlichen Fortschritt durch drei Bilder wahrnehmen: Erstes Bild: Wie's im Winter aussieht. Es schneit vom Himmel herab auf Gärten und Haus, als wenn sie droben Baumwolle feil hätten und einem ein redlich Teil herunterschütten wollten. Es hängt noch mancher (mengge) Wagen voll droben, der Vorrat wird noch lange nicht ausgehen. Der schalkhafte Vergleich des Schnees mit der Baumwolle wird auch in Str. 2 noch festgehalten. Alle Leute tragen das weiße Geflock auf Achseln und Hut. Dort läuft ein Mann. Der Frost ist es, der ihn sich eilen heißt. Aber dem Dichter kommt es in den Sinn: Wenn es Baumwolle ist, was er davon trägt, so ist's vielleicht ein Dieb, der seine Beute in Sicherheit bringen will! So still ist's draußen in der Welt! Alle Zaunpfähle (Scheie) haben Käpplein auf; sie stehen wie große Herren da, sie meinen, es habe es sonst niemand so. Auch der Nußbaum hat sein Teil, ebenso wie Herrenhaus und Kirchendach. Wohin man lugt, ist Schnee und Schnee, man sieht weder Straße noch Fußweg. Was mag der Schnee alles bedecken? Hier wendet sich des Dichters Auge zu einer innern Schau, und er malt uns das zweite Bild: Wie alles auf den Frühling wartet. Manches Samenkörnlein, klein und zart, liegt wohlgeschützt im Boden. Der Frost kann ihm nichts schaden. Es wartet auf seinen Ostertag. So liegt auch manches Sommervöglein (Schmetterling), in Gestalt der Puppe, wohlbehütet im Boden. Es hat keinen Kummer und keine Klage und wartet auf seinen Auferstehungstag. Und währte es (gang's) auch lange, er kommt doch einmal, und unterdessen (siider) schläft's, und es ist ihm wohl. Und wenn im Frühling das Schwälblein singt und die Sonnenwärme hinunterdringt in die dunkle Erde: Potz tausend! Wie wacht's da in jedem Grabe auf und streift sein

Totenhemdlein ab: das Samenkörnlein die Schale, der Schetterling die Puppenhülle. Wo irgend (nummen) nur ein Löchlein ist, da schlüpft das Leben heraus, jung und frisch.

Da wacht die Erde grünend auf,
weiß nicht, wie ihr geschehen,
und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
und möchte vor Lust vergehen.

Drum still, und wie es frieren mag,
o Herz, gib dich zufrieden:
Es ist ein großer Maientag
der ganzen Welt beschieden.

Solchen Geibelschen Trost (vergl. S. 308) kennt auch Hebel; er schöpft ihn aus der innern Schau vom schlafenden und auferstehenden Samenkörnlein und Sommervöglein. Noch freilich ist es Winter, strenger Winter, und das Leben, das nicht unter der Erde geborgen ist, muß oft harte Not leiden. „Da fliegt ein hungriges Spätzlein daher". Mit diesen Worten entrollt sich uns das dritte Bild: Fütterung der Vöglein im Winter. Ein Brötlein Brot wäre sein Begehr. Es lugt einen so erbärmlich an: Es hat seit gestern Abend (nächte) nichts mehr gehabt. Gelt, Bürschlein, das ist andere Zeit, als wenn das Korn in allen Furchen liegt? Mußt nicht alles allein haben wollen! Wenn du hungrig bist, kannst du wiederkommen! — Es muß doch wahr sein — mit dieser allgemeinen Betrachtung des christlich-frommen Dichters schließt das Gedicht —, wie es ein Sprüchlein gibt: „Sie säen nicht und ernten nicht, sie haben keinen Pflug und haben kein Gespann (Joch), und Gott im Himmel nährt sie doch" (Matth. 6, 26).

Unser Gedicht trägt wieder ganz das Gepräge Hebelscher Art: Volkstümliche Schlichtheit und Herzlichkeit, eine milde Frömmigkeit, die mit leiser Schalkheit wohlverträglich ist. Die Mundart erhöht natürlich diese Eigenschaften. Sie ist, wie immer bei Hebel, mit wunderbarer Leichtigkeit gehandhabt.

Was lauffch denn so, du närrsche Maa?
De wirsch si doch nit gstohle ha?

Welch natürliche, ungezwungene Fügung in diesen zwei Zeilen! Selbst der Reim stellt sich wie von selber ein. Und so durch das ganze Stück! Vielleicht ist gerade dieses Gedicht wegen seiner Einfachheit besonders geeignet, sich in die alemannische Mundart hineinzuleben. Man lerne es auswendig, und man wird schon von den vielen Wörtern mit auslautendem Kose = i, an den vielen gemütlichen Formen mit sch und mit anlautendem Ch (wie ch in ach zu sprechen) den Eindruck einer traulichen Wärme empfangen — bei einem Wintergedicht gewiß besonders wohltuend!

Das Spinnlein.

(Wörtliche Übertragung.)

1. Nei, lueget doch das Spinnli a,
Wie's zarti Fäde zwirne cha!
Bas Gvatter, meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mers, trani, blibe lo.
Es macht's so subtil und so nett,
I wott nit, aßi's z'hasple hätt'.

2. Wo hets di fini Riste gno,
Bi wellem Meister hechle lo?
Meinsch, wemme's wüßt, wohl mengi Frau,
Sie wär' so g'scheit, und holti au!
Jez lueg mer, wie's si Füeßli setzt,
Und d'Ermel streift, und d'Finger netzt.

3. Es zieht e lange Faden us,
Es spinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
Es baut e Landstroß in der Luft,
Morn hangt sie scho voll Morgeduft,
Es baut e Fueßweg nebe dra,
's isch, aß es ehne dure cha.

4. Es spinnt und wandelt uf und ab,
Potz tausig, im Galopp und Trab!
Jez goht's ringsum, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie ne Ringli worden isch!
Jez schießt es zarti Fäden i,
Wird's öbbe solle gwobe sy?

5. Es isch verstuunt, es haltet still,
Es weiß nit recht, wo's ane will.
's goht weger z'ruck, i sieh's em a;
's mueß näumis rechts vergesse ha.
Zwor denkt es, sell pressiert io nit,
I halt mi nummen uf dermit.

6. Es spinnt und webt und hetkei Rast,
So gliichlig, me verluegt si fast.
Und 's Pfarrers Christoph het no g'seit,
's seig iede Fade z'semme gleit.
Es mueß ein gueti Auge ha,
Wer's zehlen nnd erchenne cha.

7. Jez putzt es sini Händli ab,
Es stoht und haut der Faden ab;
Jez sitzt es in si Summerhus,
Und luegt die lange Stroßen us.
Es seit: „Me baut si halber z'tot,
Doch freut's ein au. wenn's Hüsli stoht."

1. Nein, sehet doch das Spinnlein an,
Wie 's zarte Fäden zwirnen kann!
Gevatterin, meinst du, du kannst es auch so?
Du wirst es, glaube ich, bleiben lassen.
Es macht's so subtil und so nett,
Ich wollt' nicht, daß ich es zu haspeln hätte.

2. Woher hat es den feinen gehechelten Flachs genommen,
Bei welchem Meister hat es ihn hecheln lassen?
Meinst du, wenn man's wüßte, wohl manche Frau
Wär' so gescheit und holte ihn auch!
Jetzt sieh, wie es sein Füßlein setzt,
Und die Ärmel streift, und die Finger netzt.

3. Es zieht einen langen Faden aus,
Es spinnt eine Brücke an des Nachbars Haus,
Es baut eine Landstraße in der Luft,
Morgen hängt sie schon voll Morgenduft,
Es baut einen Fußweg neben dran,
Es ist, daß es drüben durch kann.

4. Es spinnt und wandelt auf und ab,
Potz tausend, im Galopp und Trab!
Jetzt geht's ringsum, was hast du, was gibst du!
Siehst du, wie es ein Ringlein geworden ist!
Jetzt schießt es zarte Fäden ein,
Wird es etwa gewebt sein sollen?

5. Es ist irre geworden, es hält still,
Es weiß nicht recht, wohin es will.
Es geht wahrlich zurück, ich seh's ihm an;
Es muß etwas rechtes vergessen haben.
Zwar denkt es, es eilt ja nicht,
Ich halt' mich nur auf damit.

6. Es spinnt und webt und hat keine Rast,
So gleichmäßig, man verguckt sich fast.
Und des Pfarrers Christoph hat gar gesagt,
Es sei jeder Faden zusammengelegt.
Es muß einer gute Augen haben,
Wer's zählen und erkennen kann.

7. Jetzt putzt es seine Händchen ab,
Es steht und haut den Faden ab;
Jetzt sitzt es in seinem Sommerhaus,
Und schaut die lange Straße hinaus.
Es sagt: „Man baut sich halb zu Tod,
Doch freut's einen auch, wenn das Häuslein steht."

8. In freie Lüfte wogt's und schwankt's,
Und an der liebe Sunne hangt's;
Si schint em frei dur d'Beinli dur,
Und 's isch em wohl. Im Feld und Flur
Sieht's Mückli tanze iung und feiß;
's denkt bi nem selber: „Hätti eis!"

8. In freien Lüften wogt's und schwankt's,
Und an der lieben Sonne hängt's;
Sie scheint ihm frei durch die Beinchen durch,
Und es ist ihm wohl. In Feld und Flur
Sieht es Mückchen tanzen jung und feist;
Es denkt bei sich selber: „Hätt' ich eins!"

9. O Tierli, wie hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlei und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denkwol, der, wonis alli nährt,
Mit milde Händen alle git
Bis z'frieden! Er vergißt di nit.

9. O Tierchen, wie hast du mich entzückt!
Wie bist du klein und doch so geschickt!
Wer hat dich auch die Sache gelehrt?
Ich denke mir's wohl, der, welcher uns alle nährt,
Mit milden Händen allen gibt.
Sei zufrieden! Er vergißt dich nicht.

10. Do chunnt e Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em schier gar's Hüsli um,
Sie schreit und winslet Weh und Ach!
Du armer Chetzer hesch di Sach'!
Hesch keini Auge bi der g'ha?
Was göhn di üsi Sachen a?

10. Da kommt eine Fliege, nein, wie dumm!
Sie rennt ihm schier gar sein Häuslein um,
Sie schreit und winselt Weh und Ach!
Du armer Schelm hast deine Sache!
Hast du keine Augen bei dir gehabt?
Was gehn dich unsere Sachen an?

11. Lueg, 's Spinnli merkt's enanderno.
Es zuckt und springt und het sie scho.
Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,
Jez mueßi au ne Brotis ha!"
I sag's io, der wo alle git,
Wenn's Zit isch, er vergißt ein nit.

11. Sieh, das Spinnlein merkt es sogleich.
Es zuckt und springt und hat sie schon.
Es denkt: „Ich habe viel Arbeit gehabt,
Jetzt muß ich auch einen Braten haben!"
Ich sag's ja, der, welcher allen gibt,
Wenn es Zeit ist, er vergißt uns (einen) nicht.

Hebels Meisterschaft in der Behandlung naturwissenschaftlicher Stoffe zeigt sich auch in diesem Gedichte wieder von der liebenswürdigsten Seite. Wie er in dem voraufgegangenen den Kirschbaum zu einem schnellen, gehorsamen Diener Gottes zu erheben und die Raupe und den Spatz in einer Weise vorzuführen weiß, daß man diesen Tieren trotz des Schadens, den sie anrichten, nicht zürnen kann, so führt er hier ein häßliches und von vielen verabscheutes Tier als kleine Tausendkünstlerin in einer so anmutigen Weise vor, daß wir nicht nur unsere Freude an demselben haben, sondern es sogar liebgewinnen und bewundern lernen. Auf eine naturwissenschaftliche Beschreibung läßt er sich mit Recht auch hier nicht ein. Wir erfahren weder, wieviel Füße die Spinne hat, noch wie sie gestaltet ist. Was aber mehr wert ist als diese Kenntnis, das sind die Empfindungen, die er zu wecken, und die Liebe, welche er zu der Natur überhaupt einzuflößen weiß. Auch hier hat er wieder das

Mittel der Personifikation angewandt und das Spinnlein mit allem ausgestattet, was zu einem menschlichen Berufe gehört, mit Überlegung und Wünschen, mit Empfindungen und Absichten (Str. 5), ja, er hat das kleine Tier in manchen Stücken den Menschen sogar überlegen hingestellt (Str. 1). Dabei geht er mit ihm fast wie mit seinesgleichen um, so daß er sich von dem Spinnlein nicht nur zur Bewunderung hinreißen läßt, sondern mit ihm auch gemeinschaftliche Sache macht, indem er zur Fliege sagt:

„Was göhn di üsi Sachen a?"

Diese Art Vermenschlichung ist ein Grundzug der Hebelschen Naturinnigkeit und ist der kindlichen Einfalt solcher Personen abgelauscht, welche mit der Natur noch so verwachsen sind, daß sie mit den Pflanzen und Tieren umgehen wie mit Genossen. Auf der niedrigsten Stufe der Kultur finden wir, daß die ungeheure Kluft zwischen den Tieren und den höheren Wesen so wenig empfunden ward, daß selbst Gottheiten tierische Gestalt annahmen, und Menschen von ihnen in Tiere verwandelt wurden, wie ja die Spinne nach einer alten, griechischen Sage eine verzauberte Prinzessin sein soll, die weit und breit wegen ihrer Kunst im Weben berühmt war und sich in ihrem Hochmut vermaß, die Pallas Athene darin zu übertreffen, weshalb diese sie in eine Spinne verwandelte. In unsern Tagen hat sich, gleichsam als Rest aus alter Zeit, diese Art Naturanschauung am meisten noch unter den Landleuten erhalten, und wenn Hebel seine allemannischen Bauern mit Tieren umgehen läßt, als wären sie ihresgleichen, ja selbst Gestirne, Tages- und Jahreszeiten in der Gestalt von Bauern auftreten läßt, so ist darin noch ein Stück alten, deutschen Gemütslebens zum Ausdruck gekommen, wie es beim Fortschreiten der Kultur immer seltener wird, unserm Dichter aber angeboren war und den Grundquell des eigentlichen Reizes seiner Dichtungen bildet.

Das vorliegende Gedicht beginnt in der spannendsten Weise mit einer freudigen, von Bewunderung erfüllten Aufforderung, woran sich sogleich eine Frage schließt. Schon dieser Anfang hebt die Spinne, welche den Dichter zu seiner Aufforderung wie zu seiner Frage veranlaßt hat, bedeutsam hervor. Die Aufforderung, das gemiedene Tier genau anzusehen, ergeht an jedermann, die Frage dagegen an eine Frau, die wir uns in der Nähe des Dichters zu denken haben, und die zu spinnen versteht, daher auch imstande ist, die zarten Fäden, welche die Spinne zu ihrem Gewebe verarbeitet, wie auch dieses selbst beurteilen zu können. Der Dichter redet die Frau mit den traulichen Worten „Bas Gvatter" an, eine Anrede, die auf den Dörfern vorzugsweise gebräuchlich ist, woraus zugleich hervorgeht, daß wir den ganzen Vorgang nicht in eine

Stadt, sondern auf das Land zu versetzen haben. Die aufgeworfene Frage, ob Bas Gvatter auch wohl so zarte Fäden wie die Spinne zwirnen könne, beantwortet der Dichter in verneinender Weise gleich selbst, indem er sagt, sie würde es „traun" (trau ich) wohl bleiben lassen. Nach diesen einleitenden Worten verweilt er eine Zeitlang noch bei dem Stoffe des Gespinstes, ehe er das Tier in seiner Tätigkeit vorführt. Die überaus feinen (subtilen), netten Fäden, welche die Künstlerin aus demselben gewinnt, veranlassen ihn zu der schalkhaften Bemerkung, er möchte nicht, daß er sie zu haspeln hätte (vermittelst des Haspels von der Spule zu winden) und fragt dann, sich unwissend stellend, wo die Spinne den Stoff zu ihren Fäden wohl möge hergenommen haben. Plötzlich schickt diese sich an zu arbeiten, was mit dem freudigen Ausruf: „Jez lueg mer" eingeleitet wird. Vor unseren Augen entsteht nun nach und nach ihr Gewebe. Hätte der Dichter dasselbe als ein bereits fertiges vorgeführt und beschrieben, so würde das Gedicht ungemein an Anschaulichkeit und auch an Reiz verloren haben. Beides hat er außerdem noch dadurch zu erhöhen gewußt, daß er die Tätigkeit der Spinne vermenschlicht, was unwillkürlich einen heiteren Ton in die Darstellung bringt und obenein zum Vergleich herausfordert. Schon die Art und Weise, wie sie zu der Arbeit sich anschickt, ist in launiger Weise ausgeführt. Nachdem sie ihre Vorbereitungen beendet, die Ärmel aufgestreift, die Finger genetzt und die Füße zurechtgestellt hat, zeigt sie sich zunächst als ein geschickter und kühner Baumeister, zieht für das Netz, welches sie weben will, erst einen langen Aufhängefaden, der als schwebende Brücke und Landstraße durch die Luft nach dem Hause des Nachbars geht, und legt zur Vorsicht und Sicherheit daneben noch einen Fußpfad an. Darauf beginnt sie das Weben ganz so, wie eine fleißige und kunstgeübte Weberin. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit und Behendigkeit führt sie ihre Arbeit aus, hält hier und dort sinnend inne, als überlege sie, wie sie die Fäden am besten an- und ineinander webe, und ruhet nicht eher, bis das Ganze ohne Tadel fertig ist. Dann putzt sie die Hände und setzt sich nach dem wohlgelungenen Werke gar vornehm in ihr sonniges, luftiges Haus, sorglos von der Arbeit ausruhend, als ob sie wüßte, daß der Lohn, der keiner glücklich zu Ende geführten Arbeit fehlt, auch ihr zuteil werden wird; und das kleine, von den Menschen verabscheute, aber von Gott nicht vergessene Tier braucht denn auch nicht lange darauf zu warten.

Dem lebhaften Wesen der Spinne entspricht auch die Darstellung und der Ausdruck in unserm Gedichte. Namentlich beleben die Ausrufe, Fragen und Anreden das Ganze, ebenso die volkstümlichen Wortpaare, welche der Dichter oft angewandt hat, z. B.

uf und ab; Galopp und Trab; was hesch, was gisch; Weh und Ach usw.

Aber unserm Dichter ist es bei alledem nicht etwa um eine sinnige und heitere Darstellung dieses Tierlebens an sich zu tun gewesen, diese ist ihm vielmehr nur Mittel, um zu einem höheren Gedanken hinzuleiten, der in den Worten niedergelegt ist:

Wer het di au die Sache glehrt?
Denkwol, der, wonis alli nährt,
Mit milde Händen alle git,
Bis z'frieden! Er vergißt di nit.

Hebel will sittliche Empfindungen wecken, will veredeln, lehren und kräftigen, auch da, wo er, wie in dem voraufgegangenen Gedichte, die Lehre nicht ausspricht. Dabei hat er vorzugsweise die weniger gebildeten Volksschichten im Auge, in deren Anschauungs- und Lebensweise er sich mit solcher Wärme und Einfalt bewegt, daß man überall sein eigenes Behagen hindurchfühlt, wodurch die ausgesprochene Nutzanwendung, die dem Volksgemüte stets willkommen ist, um so eindringlicher wird. Das heitere Gewand, in welches er seine Lehren kleidet, die dramatische Lebendigkeit, mit welcher er sie vorführt, machen sie außerdem um so zugänglicher und eindringlicher. Um zu spannen, hat er immer noch eine Person bei der Hand, die er in die Dichtung mit hineinzieht. So wendet er sich gleich im Anfange unseres Gedichtes mit einer Frage an ein „Bas Gvatter", die eine geschickte Spinnerin ist, und reizt dadurch den Leser zu größerer Aufmerksamkeit; später beruft er sich auf des „Pfarrers Christoph" Weisheit, und so führt er selten ohne schalkhafte Unterbrechungen seine Dichtungen zu Ende.

Der heitere Ton unseres Gedichtes hätte können durch das Schicksal der armen Fliege, welche in die Gewalt der Spinne gerät, leicht gestört werden. Damit uns ihr Tod nicht zu sehr zu Herzen geht, wird sie als dumm und täppisch dargestellt. Was ihr widerfährt, hat sie sich selbst zuzuschreiben. Warum hat sie die Augen nicht aufgemacht und leichtsinnigerweise den Hausfrieden gebrochen!

Fragen wir, was den Hebelschen Dichtungen einen so besonderen Reiz verleiht, so ist es eben die eigentümliche Verbindung von unschuldigem Scherz und wohltuendem Ernst, von einfältigem Ausdruck und tröstlicher Wahrheit. Sie haben in ihrer Art etwas wie das Volkslied; sie sind heiter und sinnig, übermütig-schalkhaft und dabei wieder voll reiner, frommer Rührung. Zu ihrem Verständnis ist kein hoher Grad von Bildung notwendig, wie solche die meisten Dichtungen Goethes und Schillers voraussetzen. In ihrer Art stehen sie ebenso einzig in unserer Literatur da, wie die Dichtungen jener Meister und sind auch von späteren Leistungen in der mundartlichen Poesie nicht übertroffen worden, weder von den schlesischen Dichtungen

Holteis, noch von den in dithmarsischer Mundart abgefaßten Gedichten von Klaus Groth. Voß' plattdeutsche Gedichte können sich ebenfalls nicht mit ihnen messen. Sie übertreffen dieselben nicht nur an Tiefe, sondern auch an größerer Verwandtschaft mit dem Gemüte des Volkes.

Wächterruf.

1. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zehni gschlage
Jez betet und iez göhnt ins Bett,
Und wer e rüeihig G'wisse het,
Schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
E heiter Aug die ganzi Nacht.

2. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Ölfi gschlage.
Und wer no an der Arbet schwitzt,
Und wer no bi der Charte sitzt,
Dem bieti iez zuem letztemol, —
's isch hochi Zit — und schlofet wohl!

3. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwölfi gschlage.
Und wo no in der Mitternacht
E Gmüet in Schmerz und Chummer wacht,
Se geb der Gott e rüeihige Stund
Und mach di wieder froh und gsund!

4. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Eis gschlage.
Und wo mit Satans G'heiß und Rot
E Dieb uf dunkle Pfade goht,
— I wills nit hoffen, aber gschieht's,
Gang heim! Der himmlisch Richter sieht's.

5. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eh's no tagt,
Die schweri Sorg' am Herzen nagt,
Du arme Tropf, die Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi.

6. Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Drü gschlage.
Die Morgestund am Himmel schwebt,
Und wer im Friede den Tag erlebt,
Dank Gott und faß e frohe Muet
Und gang ans G'schäft und halt di guet!

Wächterruf.

(Wörtliche Übertragung.)

1. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke hat Zehn geschlagen.
Jetzt betet und jetzt geht ins Bett,
Und wer ein ruhig Gewissen hat,
Schlaf sanft und wohl! Im Himmel wacht
Ein heiter Aug' die ganze Nacht.

2. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke hat Elf geschlagen.
Und wer noch an der Arbeit schwitzt,
Und wer noch bei den Karten sitzt,
Dem gebiet' ich jetzt zum letztenmal, —
's ist hohe Zeit — und schlafet wohl!

3. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke hat Zwölf geschlagen.
Und wo noch in der Mitternacht
Ein Gemüt in Schmerz und Kummer wacht,
So gebe dir der Herrgott eine ruhige Stunde
Und mache dich wieder froh und gesund!

4. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke hat Eins geschlagen.
Und wo mit Satans Geheiß und Rat
Ein Dieb auf dunklen Pfaden geht,
— Ich will's nicht hoffen, aber geschieht es,
Gehe heim! Der himmlische Richter sieht es.

5. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke hat Zwei geschlagen.
Und wem schon wieder, ehe es noch tagt,
Die schwere Sorge am Herzen nagt,
Du armer Tropf, dein Schlaf ist hin!
Gott sorgt! Es wäre nicht nötig gewesen.

6. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke hat Drei geschlagen.
Die Morgenstunde am Himmel schwebt,
Und wer im Frieden den Tag erlebt,
Danke Gott und fasse frohen Mut
Und gehe ans Geschäft und halte dich gut!

Hebels Wächterruf erinnert an die frühere, unserer nüchternen Zeit entschwundene Sitte der Wächter, das Abrufen der nächtlichen Stunden durch eingeflochtene Gesänge zu begleiten. Dieselben waren stets ernsten Inhalts und oft geistlichen Liedern entnommen. Gewöhnlich wurde nur ein Vers gesungen und zwar beim Beginn der Wanderung; Hebel hat sein Lied auf die ganze Nacht ausgedehnt und den Inhalt jeder Strophe der ihr entsprechenden Stunde angepaßt. Der eigentümliche Gemütston, der in diesem Liede waltet, das wohlwollende, menschenfreundliche und fromme Herz, das aus demselben blickt, verleiht ihm außerdem noch einen besonderen Reiz.

Jede Strophe enthält eine Mahnung des Wächters, die Nacht nicht ruhelos zu verbringen, sondern sich der Labung des stärkenden Schlafes hinzugeben. Die erste Bedingung aber, des erquickenden Schlafes teilhaftig werden zu können, ist ein gutes Gewissen. Wer den Qualen eines bösen Gewissens verfallen ist, dem kann die Stille der Nacht keine Ruhe bringen, weil dieselbe mehr noch als der zerstreuende Tag die wühlende Erinnerung an das Geschehene wachruft. Das „Schlof sanft und wohl!" bezieht sich daher auf diejenigen, welche ein ruhiges Gewissen haben, ebenso der Zusatz: „Im Himmel wacht e heiter Aug' die ganzi Nacht", mit welchen Worten in überaus schöner Weise gesagt ist, daß der fürsorgliche Vater im Himmel an dem Schlaf der Schuldlosen seine Freude hat.

Dringender wird die Mahnung des Wächters, der Ruhe zu pflegen und das Bett aufzusuchen, in der 2. Str.: „Dem bieti (gebiet ich) iez zuem letztemol, 's isch hochi Zit". Die befehlende Mahnung gilt teils solchen, die noch an der schweren Arbeit sitzen, teils solchen, welche sich am Kartenspiel noch vergnügen. Daß er den letzteren ebenfalls nicht zürnt, erhellt schon aus dem Zusatz: „Und schlofet wohl!"

Die ernste Mitternachtsstunde lenkt die Gedanken des Wächters auf diejenigen, welche gern die Wohltat des erquickenden Schlafes genießen möchten, aber vor Schmerz und Kummer nicht schlafen können. Langsam entweicht dem Unglücklichen die Nacht; sie scheint ihm eine Ewigkeit zu sein; eine Stunde Schlafs würde ihn schon unaussprechlich glücklich machen; darum der Wunsch: „Se geb der Gott e rüeihige Stund, und mach di wieder froh und gsund!" Da den Kranken und Bekümmerten nur Gott zum Schlaf verhelfen kann, so spricht der Wächter hier keine Mahnung aus.

Im Gegensatz zu solchen Unglücklichen steht der Dieb, der auf Satans Geheiß und Rat, wie der Dichter mildernd hinzusetzt, die Ruhe der Schläfer und die Dunkelheit der Nacht zu benutzen sucht, seinen Mitmenschen Schaden zuzufügen. Schön und rührend ist das herzliche und dringende Schlußwort der Strophe. Die sanfte und doch ernste Mahnung dürfte ihre Wirkung nicht verfehlen, insbesondere

der Hinweis auf den himmlischen Richter, der alle Berechnung des sich unbeachtet Wähnenden zuschanden macht.

Die folgende Strophe wendet sich an solche, deren Herz so sehr von ängstlicher Sorge um die Zukunft erfüllt ist, daß sie selbst in der Nacht zu keiner rechten Ruhe kommen können und schon vor Anbruch des Tages mit sorgendem Herzen erwachen. Sie sind um so mehr zu beklagen, da ein solches Ängstigen um die Zukunft in der Regel nichts hilft, indem dieselbe sich meistens aller Berechnung entzieht und anders sich gestaltet, als man erwartet hatte. Mitleidig ruft daher der Wächter ihnen zu: „Du arme Tropf, die Schlof isch hi!“ und mahnt dann zum Vertrauen auf Gott, dessen schönste Frucht ein sorgenfreies Gemüt ist (Matth. 6, 25—31). Dieses hilft mehr, als alles Ängstigen. Es erinnert diese Strophe ihrem Inhalte nach am meisten an die dritte, indes ist dort von wirklich vorhandenen, hier von möglichen Übeln die Rede.

Der letzte Ruf ergeht an die Glücklichen, welche die Nacht ruhig geschlafen haben und mit gestärkten Kräften und innerem Frieden des beginnenden Tages sich erfreuen. Nichts Köstlicheres gibt es, als diesen Frieden! Ihn sich zu bewahren und zu erhalten, soll der Erwachende jeden Tag bedacht sein. „Halt di gut!“ Dreierlei aber ist dazu erforderlich: ein dankbares Herz, ein froher Mut und eine gewissenhafte Tätigkeit. Dann kann der Tag mit ruhigem Gewissen beschlossen werden und die Nacht den stärkenden Schlaf verleihen. So endet das Gedicht, indem es zu seinem Anfange wieder zurückkehrt, wie die Nacht zum Tage, in befriedigender und wohltuender Weise.

Jede Strophe beginnt mit dem: „Loset, was i euch will sage!“ und endet, außer der zweiten, mit einem Hinweis auf Gott, den fürsorgenden Vater, den allmächtigen Helfer, den strafenden Richter, den barmherzigen Sorger. Ferner hebt jede Mahnung in allgemeiner Anrede an („wer e rüeihig G'wisse het; wer no an der Arbet schwitzt usw.“) und verwandelt sich am Ende in direkte Anrede („schlof sanft und wohl; so geb der Gott e rüeihige Stund usw.“). Und wie die 1. Str. mahnt, das sorgende Wirken und Schaffen des Tages nicht ohne Gebet zu beschließen, indem dieses mehr als alles andere die zum Schlafen notwendige, sorgenstille Ruhe segnend ins Herz träufelt, so mahnt die letzte Strophe, den Tag mit Gebet auch zu beginnen, auf daß der Gebetssegen dieser Zeit ebenfalls zuteil werde und dem Schlafe wiederum zugute komme. So bietet das Gedicht nicht nur einen schönen symmetrischen Bau, es hat in demselben der Schlaf auch eine schöne, religiöse Weihe erhalten, von der alle Dichtungen Hebels, wenn der Gegenstand es mit sich bringt, getragen werden.

Das Gedicht hat eine besondere Beziehung zu des Dichters

eigenem Leben gefunden. Hebel reiste nämlich einst von Karlsruhe nach Freiburg, um sich dort um eine Pfarrstelle zu bewerben. In Emmendingen angekommen, beunruhigte ihn das Für und Wider seines Vorhabens so sehr, daß er sich schlaflos auf seinem Lager hin und her warf. Da vernahm er unter seinem Fenster aus dem Munde des Nachtwächters die Worte:

„Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eh's no tagt,
Die schweri Sorg' am Herzen nagt:
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi."

Jetzt überkam ihn eine tiefe Ruhe, und der langersehnte Schlaf stellte sich ein.

Auch die übrigen Gedichte Hebels haben noch zu seiner Lebzeit eine freundliche Aufnahme bei den einfachen Landleuten seiner Heimat gefunden. Anfangs waren diese Leute auf den Dichter erzürnt; sie glaubten, der Karlsruher Professor habe ihre Mundart verspotten wollen, und droheten, ihn zu züchtigen, wenn er es wage, sich wieder im Wiesentale zu zeigen. Als sie aber allmählich in den Inhalt der Lieder eindrangen, als der warme Hauch der Heimatsliebe, der aus ihnen weht, sie zutraulicher machte und ihre eigene Welt in der Glorie der Poesie ihnen entgegentrat: da schlossen sie die Dichtungen um so inniger an ihr Herz, und Hebel ward nun der Liebling und Stolz des Oberlandes. Ein Freund des Dichters erzählt, er habe in dem entlegensten Schwarzwalddörfchen am Belchen einen Wirt und eine Wirtin, deren Haus mit allem Inhalt vom Brande verzehrt worden war, den Verlust der „Liedli vum Her Hebel" ganz besonders beklagen hören. Als er ihnen dann ein Exemplar, das er zufällig bei sich trug, zum Geschenk machte, waren sie überschwenglich dankbar und weigerten sich hartnäckig, dem Gaste die Zeche zu machen.

Man hat eine Reihe der allemannischen Gedichte in das Hochdeutsche übertragen, aber eine solche Übertragung schwächt den Eindruck derselben bedeutend ab und berührt ebenso unangenehm, als wenn man ein frisches, kräftiges Landmädchen in moderner, städtischer Kleidertracht erblickt.

Thema.

Eine Wanderung durch die Stadt in der Neujahrsnacht.

Die Glocke schlug zwölf Uhr. Es war die Scheidestunde des alten und die Geburtsstunde des neuen Jahres. Vom Turme des Rathauses klang in feierlichen, vollen Tönen der Choral: Nun danket alle Gott. Auf dem Marktplatze hatte sich eine Schar von Menschen eingefunden, die ernst den Klängen

mit den Worten des Gesanges folgten. Ich mischte mich unter die andächtige Menge und blieb, bis die Feier geendet war. Allmählich zerstreute sich die Schar. Die Nacht war still und ruhig. Es schien, als ob die Sterne des Himmels feierlicher herniederstrahlten, als gewöhnlich, und der Schnee festlicher die Erde bedeckte. Da es überall trotz der späten Stunde noch lebendig auf den Straßen war, beschloß ich, auf einem Umwege nach unserm Hause zurückzukehren. Mein Weg führte mich in eine der Hauptstraßen. Ein hohes, palastartiges Gebäude strahlte in derselben im Glanz unzähliger Lichter mir entgegen. Alle Fenster waren hell erleuchtet. Eine rauschende Musik tönte aus dem zweiten Stock auf die Straße hernieder. Ich blieb stehen. Freude schien aus jedem Fenster zu strahlen. Der Schatten tanzender Paare bewegte sich ohne Unterbrechung an herniedergelassenen Vorhängen der Fenster hin. Das ist ein Haus der Freude, dachte ich. Hier hat das verflossene Jahr gewiß reichen Segen ausgeschüttet; hier ist sicherlich kein Glied der Familie schlafen gegangen. O! möge euch auch das nächste Jahr ein glückliches sein, möge es in seiner Scheidestunde euch wiederum froh vereinen!

Öde und düster stand neben diesem Hause das des Nachbars. War es die Dunkelheit der Nacht, die den Gegensatz so groß machte, oder war es meine Stimmung, die ihn so lebhaft empfinden ließ; das Haus lag da, wie ein Haus der Trauer und des Todes. Kein Licht erhellte seine großen Fenster, die mit Wehmut herniederschauten; kein Laut drang aus seinen stillen Räumen. Ach! hier ist gewiß das Unglück in schmerzensreichem Maße eingekehrt. Vielleicht fehlt mehr als einer der Teuren, die vor einem Jahre noch so froh, noch so voller Lebenslust beisammen waren. Hat der Tod euch den Vater oder die Mutter entrissen? Ist ein hoffnungsvolles Kind euch gestorben? Was es auch sei! Möge der himmlische Balsam in euer zerrissenes Herz tröpfeln; möge das neue Jahr euch neuen Segen bringen!

Mit schwerem Herzen schied ich von der Stelle und ging weiter, bis ein Gesang von Kinderstimmen, die aus dem untern Raume eines Hauses feierlich und leise erklangen, meine Schritte mäßigte. Ich blieb stehen und hörte nun auch die Töne eines Klaviers, welche den Gesang begleiteten. Es war ein Choral, wie er dem Ernst der Stunde angemessen war. Gewiß waren die Kinder wach geblieben, um den Eltern die Glückwünsche zum neuen Jahre zu überreichen, und trugen nun noch einige ihrer heimlich eingeübten Gesänge den Eltern vor.

Weiter führte mein Weg an einem Hause vorbei, in dem sich Scherz und Gelächter hören ließ. Wahrscheinlich hatte man hier die übliche Sitte des Bleigießens in der Mitternachtsstunde veranstaltet und war nun beschäftigt, die verschiedenen Figuren zu deuten und die Auslegung mit scherzhaften Bemerkungen zu begleiten.

Auf meinem Rückwege begegnete mir ein Trupp lustiger, junger Leute, die mir ein „Prosit Neujahr" zuriefen. Ich erwiderte es ebenso freundlich und kehrte endlich nach Hause zurück.

Das Habermuß.

's Habermueß wär fertig, se chömmet, ihr Chinder, und esset!
Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig,
Aß nit eim am rueßige Tüpfi 's Ermeli schwarz wird.
Esset denn, und segnichs Gott, und wachset und trüeihet!
D' Haberchörnli het der Aetti zwische de Fure
Gseiht mit flißiger Hand und abeg'eget im Früeihjohr.

Aß es gewachsen isch und zitig worde, für sel cha
Euen Aetti nüt, sel tuet der Vater im Himmel.
Denket numme, Chinder, es schlost im mehlige Chörnli
Chlei und zart e Chiimli, das Chiimli tuetich ke Schnüfli,
Nei, es schlost, und seit kei Wort, und ißt nit und trinkt nit,
Bis es in de Fure lit, im luckere Bode.
Aber in de Furen und in der füechtige Wärmi
Wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlöfli,
Streckt die zarte Gliedli, und suget am saftige Chörnli,
Wie ne Muetterchind, 's isch alles, aß et nit briegget.
Siderie wird's größer, und heimli schöner und stärcher,
Und schliest us de Windlen, es streckt e Würzeli abe,
Tiefer aben in Grund, und suecht si Nahrig und find sie.
Jo, und 's stichts der Wundervitz, 's möcht nummen au wisse,
Wie's denn weiter oben isch. Gar heimlig und furchtsem
Grüggelt's zum Boden us. — Potz tausig, wie g'fallts em!
Üse lieber Herrgott, er schickt en Engeli abe:
„Bringem e Tropfli Tau, un sag em fründli Gottwilche!"
Und es trinkt und 's schmecktem wohl, und 's streckt si gar sölli.
Sider strehlt si d' Sunnen, und wenn sie g'wäschen und g'strehlt isch,
Chunnt sie mit der Strickete füre hinter de Berge,
Wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Landstroß,
Strickt und lueget aben, as wie ne fründligi Muetter
No de Chindlene luegt. Sie lächlet gegenem Chiimli,
Und es tuet em wohl, bis tief ins Würzeli abe.
„So ne tolli Frau, und doch so güetig und fründli!"
Aber was sie strickt? He, Gwülch us himmlische Düfte!
's tröpflet scho, ne Sprützerli chunnt, druf regnets gar sölli.
's Chiimli trinkt bis gnueg; druf weht e Lüftli und trochnets,
Und es seit: „Jez gangi nümmen untere Bode,
Um ke Pris! Do blibi, geb, was no us mer will werde!"
Esset, Chindli, g'segn'es Gott, und wachset und trüeihet!
's wartet herbi Zit ufs Chiimli. Wulken an Wulke
Stöhn am Himmel Tag und Nacht, und d' Sunne verbirgt si.
Us de Berge schneits, und witer niede hurniglets.
Schocheli schoch, wie schnatteret jez und briegget mi Chiimli,
Und der Boden isch zue, und 's het gar chündige Nahrig.
„Isch denn d' Sunne g'storbe, seit es, aß sie nit cho will?
Oder förcht sie au, es frier' sie? Wäri doch bliebe,
Woni gsi bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
Und deheim im Boden und in der füechtige Wärmi."
Lueget, Chinder, so gehts! Der werdet au no so sage,
Wenn der use chömmet, und unter fremde Lüte
Schaffe müent und reblen und Brod und Plunder verdiene:
„Wäri doch deheim bi'nn Müetterli, hinterem Ofe!"
Tröstich Gott! 's nimmt au an End, und öbbe wird's besser,
Wie 's im Chiimli gangen isch. Am heitere Maitag
Weihts so lau, und d' Sunne stigt so chräftig vom Berg uf,
Und sie luegt, was 's Chiimli macht, und git em e Schmützli,
Und jez isch em wohl, und 's weiß nit z' blibe vor Freude.
Nootno prange d' Matte mit Gras und farbige Blueme;
Nootno duftet's Chrisibluest und grünet der Pflumbaum;
Nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
Und mi Häberli seit: „Do blibi au nit dehinte!"

Nei, es spreitet d' Blättli us, wer het em sie g'wobe?
Und jetzt schießt der Halm — wer tribt in Röhren an Röhre
s Wasser us de Wurzle bis in die saftige Spitze?
Endli schliest en Aehri us, und schwankt in de Lüfte.
Sagmer au ne Mensch, wer hat an sideni Fäde
Do ne Chnöspli g'henkt und dört mit chünstlige Hände?
D' Engeli, wer denn sust? Sie wandle zwische de Furen
Us und ab vo Halm zu Halm, und schaffe gar sölli.
Jez hangt Bluest an Bluest am zarte schwankigen Aehri,
Und mi Haber stoht, as wie ne Brüütli im Chilchstuhl.
Jetz sin zarti Chörnli drin, und wachsen im Stille,
Und mi Haber merkt afange, was es will werde.
D' Chäferli chömme und d' Fliege, sie chömme z' Stubete zue' nem,
Luege, was er macht, und singen Eie Popeie!
Und 's Schüwürmli chumt, potz tausig, mittem Laternli
' Nacht um Nüni z' Liecht, wenn d' Fliegen und d' Chäferli schlofn.
Esset, Chinder, gsegn'es Gott, und wachset und trüeihet!
Sider het me gheuet, und Chriesi gunne no Pfingste;
Sider het me Plümli gunne hinterem Garte;
Sider hen sie Rogge gschnitte, Weizen und Gerste,
Und die arme Chinder hen barfis zwische de Stupfle
Gfalleni Aehri gleseu, und 's Müüsli hatene ghulfe.
Druf het au der Haber bleicht. Voll mehlige Chörner
Het er gschwankt und gseit: „Jez ischs mer afange verleidet,
Und i merk, mi Zit isch us; was tueni ellei do,
Zwische de Stupfelrüeben und zwische de Grumbirestude?"
Druf isch d' Muetter usen und 's Efersinli und 's Plunni,
s hat ein scho an d' Finger gfrore z' Morgen und z' Obe.
Endli hemmer en brocht, und in der staubige Schüre
Bei sie 'n dröscht vo früeih um Zwei bis z' Oben um Vieri.
Druf isch 's Müllers Esel cho, und hatten in d' Mühli
Gholt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle;
Und mit feister Milch vom junge, fleckige Chüeihli
Hetten 's Müetterli gchocht im Tüpfi. — Geltet, 's ischt guet gsi?
Wüschet d' Löffel ab, und bet eis Danke dem Heren! —
Und jez göhnt in d' Schul, dört hangt der Oser am Simse!
Fall mer keis, gent Achtig, und lehret, was menich usgit!
Wenn der wieder chömmet, se chömmet der Zibbärtli über.

Das Habermus.

(Wörtliche Übertragung.)

Das Habermus wär' fertig, so kommt, ihr Kinder, und esset!
Betet: „Aller Augen" — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß nicht einem am rußigen Topf das Ärmelchen schwarz wird.
Esset denn, und segne es euch Gott, und wachset und gedeihet!
Die Haferkörnchen hat der Vater zwischen die Furchen
Gesät mit fleißiger Hand und geeggt im Frühjahr. —
Daß es gewachsen ist und reif geworden, dafür kann
Euer Vater nichts, solches tut der Vater im Himmel.
Denket nur, Kinder, es schläft im mehligen Körnlein
Klein und zart ein Keimchen, das Keimchen tut keinen Schnaufer,
Nein, es schläft und sagt kein Wort, und ißt nicht und trinkt nicht,

Bis es in den Furchen liegt, im lockeren Boden.
Aber in den Furchen und in der feuchten Wärme
Wacht es heimlich auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
Streckt die zarten Glieder und sauget am saftigen Körnchen
Wie ein Mutterkind, es fehlt nur, daß es nicht weinet.
Allmählich wird's größer und heimlich schöner und stärker,
Und schlüpft aus seinen Windeln und streckt ein Würzelchen hinab
Tief hinab in den Grund, und sucht sich Nahrung und findet sie.
Ja, und es sticht die Neugier, es möchte nun auch wissen
Wie es denn weiter oben ist. Gar heimlich und furchtsam
Krabbelt es zum Boden heraus. — Potz tausend, wie gefällt es ihm!
Unser lieber Herrgott, der schickt ein Engelchen herunter:
„Bring' ihm ein Tröpfchen Tau und sag' ihm freundlich willkommen!"
Und es trinkt und es schmeckt ihm wohl, und es streckt sich gar sehr.
Derweil kämmt sich die Sonne, und wenn sie gewaschen und gekämmt ist,
Kommt sie mit dem Strickzeug hervor hinter den Bergen,
Wandelt ihren Weg hoch an der himmlischen Landstraße,
Strickt und sieht hinab, wie eine freundliche Mutter
Nach den Kindern sieht. Sie lächelt dem Keimlein zu,
Und es tut ihm wohl bis tief in das Würzelchen hinab.
„Solch eine schöne Frau, und doch so gütig und freundlich!"
Aber was sie strickt? Ha, Gewölk aus himmlischen Düften!
Es tröpfelt schon, ein Spritzerchen kommt, drauf regnet's gar sehr.
Das Keimlein trinkt bis es genug hat; darauf weht ein Lüftchen und trocknet es,
Und es sagt: „Jetzt geh' ich nimmermehr unter den Boden,
Um keinen Preis! Da bleibe ich, es gehe, was nur aus mir werden will!"
Esset, Kinder, gesegne es euch Gott, und wachset und gedeihet!
Es wartet schwere Zeit aufs Keimlein. Wolken an Wolken
Stehn am Himmel Tag und Nacht, und die Sonne verbirgt sich.
Auf den Bergen schneit es, und weiter unten hagelt es.
Huhu, wie zittert jetzt und weint mein Keimlein,
Und der Boden ist zu, und es hat gar ärmliche Nahrung.
„Ist denn die Sonne gestorben, sagt es, daß sie nicht kommen will?
Oder fürchtet sie auch, es friere sie? Wär' ich doch geblieben
Wo ich gewesen bin, still und klein, im mehligen Körnlein
Und daheim im Boden und in der feuchten Wärme.
Sehet, Kinder, so geht's! Ihr werdet auch noch so sagen,
Wenn ihr hinaus kommt, und unter fremden Leuten
Schaffen müßt und euch abmühen und Brot und Kleidung verdienen:
„Wär' ich doch daheim beim Mütterlein, hinter dem Ofen!"
Tröst' euch Gott! Es nimmt auch ein Ende, und einmal wird's besser,
Wie es auch dem Keimlein gegangen ist. Am heiteren Maitag
Weht es so lau, und die Sonne steigt so kräftig vom Berg auf,
Und sie schaut, was das Keimlein macht, und gibt ihm ein Küßchen,
Und jetzt ist ihm wohl, und es weiß vor Freude sich nicht zu lassen.
Nach und nach prangen die Matten mit Gras und farbigen Blumen,
Nach und nach duftet die Kirschenblüte und grünet der Pflaumbaum,
Nach und nach wird der Roggen buschig, Weizen und Gerste,
Und mein Häferlein sagt: „Da bleib' ich auch nicht zurück."
Nein, es breitet die Blättchen aus, wer hat sie ihm gewebt?
Und jetzt schießt der Halm — wer treibt durch Röhren an Röhren
Das Wasser aus den Wurzeln bis in die saftige Spitze?
Endlich schlüpft ein Ährchen aus und schwankt in den Lüften. —
Sage mir nur ein Mensch, wer hat an seidene Fäden

Da ein Knöspchen gehängt und dort mit künstlichen Händen?
Die Englein, wer denn sonst? Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab von Halm zu Halm und schaffen gar emsig.
Jetzt hängt Blüte an Blüte am zarten schwankenden Ährchen,
Und mein Hafer steht wie ein Bräutchen im Kirchstuhl.
Jetzt sind zarte Körnlein drin und wachsen im stillen,
Und mein Hafer merkt nach und nach, was es werden will.
Die Käferchen kommen und die Fliegen, sie kommen zu Besuch zu ihm,
Sehen, was er macht, und singen Eia Popeia!
Und das Glühwürmchen kommt, potz tausend, mit dem Laternchen
Nachts um neun zum Abendbesuch, wenn die Fliegen und die Käferchen
schlafen.
Esset, Kinder, gesegne es euch Gott, und wachset und gedeihet!
Seither hat man geheuet und Kirschen gepflückt nach Pfingsten;
Seither hat man Pfläumchen gepflückt hinter dem Garten;
Seither haben sie Roggen geschnitten, Weizen und Gerste,
Und die armen Kinder haben barfuß zwischen den Stoppeln
Die gefallenen Ähren gelesen, und das Mäuschen hat ihnen geholfen.
Darauf ist auch der Hafer gebleicht. Voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt ist mir's allmählich verleidet,
Und ich merk', meine Zeit ist aus; was tu ich allein da,
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen den Kartoffelstauden?"
Darauf ist die Mutter hinaus und das Euphrosynchen und die Apollonia,
Es hat einen schon an die Finger gefroren am Morgen und am Abend.
Endlich haben wir ihn gebracht, und in der staubigen Scheune
Haben sie ihn gedroschen von früh um zwei bis abends um vier.
Darauf ist des Müllers Esel gekommen, und hat ihn in die Mühle
Geholt und wieder gebracht, in kleine Körnchen zermahlen;
Und mit fetter Milch vom jungen, fleckigen Kühlein
Hat ihn das Mütterchen gekocht im Topf. — Gelt, es ist gut gewesen?
Wischet die Löffel ab, und betet eins Danke dem Herrn!"
Und jetzt geht in die Schule, dort hängt die Schultasche am Gesimse!
Fallet mir keins, gebt Achtung, und lernet, was man euch aufgibt!
Wenn ihr wiederkommt, so bekommt ihr gebackene Pflaumen.

Die stoffliche Grundlage des Gedichts ist dem Pflanzenreiche entnommen und zwar der Getreideart, dem Hafer. Es ist nicht zufällig, daß der Dichter nicht den Roggen oder Weizen zum Gegenstande seiner Muse auserkoren hat, sondern den weniger wertvollen Hafer, welcher der ärmeren Volksschicht, der auch Hebels Eltern angehörten, vorzugsweise ein Nahrungsmittel bietet. Besingt Hebel doch gern das Unscheinbare und gering Geachtete, um es der unverdienten Verachtung zu entziehen, und so hat er denn auch die Entwickelung und das Wachstum des Hafers mit einem solchen Zauber zu umweben gewußt, daß man dieses Getreide unwillkürlich liebgewinnen muß. Das Ganze hat er einer Mutter in den Mund gelegt, die den unteren und nicht den höheren Ständen des Volks angehört, was ebenfalls bedeutsam ist. Ihre Belehrung über den Hafer veranlaßt ein von ihr bereitetes Mittagsmahl, welches aus Hafermus besteht, das sie in Gemeinschaft mit ihren Kindern ver-

zehrt. Durch ihre Arbeit auf dem Felde ist die tätige mit ihrem Lose zufriedene und gottesfürchtige Frau mit der Entwickelung und dem Wachstum des Hafers genau bekannt.

Der Anfang des Gedichts gibt zunächst Auskunft über das Wann und Wo der Belehrung, sowie auch über die dabei anwesenden Personen. Die Behandlung des Stoffes erinnert an die Art und Weise der Behandlung des „Kirschbaums" und der „Spinne". Der Dichter hat auch hier seinen Gegenstand so vermenschlicht, daß der Unterschied zwischen dem Leben einer Pflanze und dem eines Menschen fast verschwindet. Mit dem Keime, der in dem Haferkorn eingeschlossen ist, beginnt die Belehrung. Von ihm sagt der Dichter, oder vielmehr die Mutter, daß derselbe, ehe er in die Erde gesenkt wird, so fest schläft, daß er sich nicht regt und rührt, nicht ißt und trinkt, auch kein Wort redet. In der Erde wacht er auf aus seinem Schlaf, streckt die Glieder und saugt wie das Kind an der Mutter; es fehlt nur, daß er noch weine, wird größer, schöner und stärker, schlüpft aus den Windeln hervor, schauet neugierig sich auf der Erde um, erst furchtsam, dann dreister, trinkt sich satt und fühlt sich immer wohler und behaglicher. Aber es kommen auch schlimme Tage: Frost, Hagel, zuweilen sogar Schnee. Da weint das Häberlein und friert und möchte wieder zurück in sein früheres Heim. Doch die kalten Tage vergehen; die Sonne scheint wärmer und schauet freundlich hernieder auf den Liebling. Vergessen ist die schlimme Zeit. Ihm ist wieder wohl; er weiß vor Freude nicht zu bleiben, wird immer größer und schöner, steht da gleich einem Bräutlein im Kirchstuhl, bis er endlich im Haushalte der Natur auch ein nützliches Glied geworden ist, wie der Roggen, der Weizen und die Gerste, wenn auch später als diese.

Der Dichter hat aber nicht nur die Entwickelung des Hafers vermenschlicht, sondern auch die Leben weckende und Segen spendende Sonne, die wie eine liebevolle, sorgende Mutter auf alle ihre Pfleglinge gleich freundlich herabblickt und dem Häberlein, welches vor Kälte geweint hatte, sogar ein Küßchen gibt, daß es vor Freude sich nicht zu lassen weiß. Mit dem Strickzeug in der Hand wandelt die „gütige, freundliche Frau" auf der himmlischen Straße einher und strickt für alle die Regen spendenden Wolken und macht keinen Unterschied.*) Gleich ihr erweisen auch die Engel des Himmels dem Hafer allerlei Liebes und Gutes. In seiner Jugend gehen sie ganz heimlich die Ackerfurche entlang und bringen

*) Sicherlich hat Hebel als Knabe seine eigene Mutter oft auf den Höhen der Berge mit dem Strickzeuge in der Hand nach den Wäldern wandern sehen, um dort Holz für den Haushalt zusammenzulesen, wie man solches in Gebirgsgegenden noch beobachten kann.

ihm ein Tröpfchen Tau zur rechten Zeit, damit er seinen Durst löschen kann, und wieder erscheinen sie später und schmücken den Halm mit Blüten.

Aber nicht nur mit dem Himmel, der Regen, Sonnenschein und Engel sendet, hat Hebel seinen Gegenstand in liebevolle Beziehung gesetzt, er hat ihn auch mit den lebenden und webenden Wesen der Erde in ein inniges Verhältnis gebracht. Der Käfer und die Fliege kommen zum Besuch, als der Hafer, geschmückt wie ein Bräutlein, in Blüte steht, und sind jene schlafen gegangen, so findet der Glühwurm sich ein, um zu schauen, was aus dem winzigen Körnlein geworden ist. Alle freuen sich seines Gedeihens. Wie innig und herzlich die Freude und Teilnahme ist, deutet das „Eiapopeia" an, welches sie hören lassen. So geht durch das ganze Gedicht eine rührende Sorge für das Unscheinbare und Geringe, kaum Beachtete und Gekannte. Der Dichter hat durch den Zauber seiner Darstellung zugleich einen schönen Zug des Naturlebens in poetischer Weise zur Anschauung gebracht. Nichts in der Natur, und wäre es noch so gering, führt nämlich ein vom Ganzen losgelöstes, auf sich allein beschränktes Dasein. Wohin wir uns wenden, überall treten uns die innigsten Beziehungen oft ganz verschiedenartiger Naturgegenstände entgegen; überall gewahren wir ein großartiges, wunderbares Zusammenleben und Ineinandergreifen, wodurch das Einzelne wie das Ganze erhalten wird; nirgends ein Sichabschließen, ein Zeichen, welches zugleich eine ernste Mahnung für den Menschen enthält, auch in seiner Welt durch ein gegenseitiges Leben für andere und mit anderen eine Harmonie herzustellen, wie sie die Natur so großartig als Vorbild hinstellt, in Liebe mit Bewußtsein auszuführen, was diese unbewußt vollbringt.

Diesen und ähnlichen Gesichtspunkten, die Hebel bei seiner Darstellung geleitet haben, entsprechen denn auch die eingeflochtenen Lehren und Mahnungen, die ebenfalls dazu beitragen, die Darstellung zu heben und das Ganze mit einer sittlich-religiösen Weihe zu umkleiden. Dieselben sind um so eindringlicher, da sie unmittelbar an die so anziehende Entwickelungsgeschichte des Körnleins sich anschließen, welches völlig wie ein allmählich sich entfaltendes Menschenleben mit seinen Freuden und Leiden behandelt wird. Von unnennbarem Reiz ist namentlich die anmutige Schilderung des ersten Lebensalters, in welchem das Körnlein wie ein hilfloses Kind sich gebärdet, weint und zagt, sich freuet und spricht, unter der Obhut unsichtbarer Schutzgeister allmählich stärker und selbständiger wird, nun in die Welt hinausschauet, aber bei jedem Ungemach bangt und sich nach dem heimischen Grunde zurücksehnt. Welch ein schönes, liebliches Bild der Kindheit des Menschen ist uns in diesen Zeilen vorgeführt. Ganz so der Hilfe bedürftig,

ganz so von Schutzgeistern umgeben, wie das emporsprießende Samenkörnlein ist auch der Mensch in dem ersten Alter seines Lebens, auf daß die Liebe gleich von Anfang an sein Erbteil werde, während das junge Tier schon nach kurzer Zeit selbständig wird und der Alten nicht mehr bedarf. Was für ein nützliches Glied das Haferkörnlein im Haushalte der Natur bei der ihm von allen Seiten zuteil gewordenen Pflege und Liebe geworden ist, zeigt das Mittagsmahl, an dem alt und jung sich erfreuen.

Der Dichter hat das Ganze, wie gesagt, einer Mutter in den Mund gelegt. Dieselbe erweist sich ebensosehr als treffliche Lehrerin, wie als treffliche Erzieherin. Ganz ungesucht wirkt sie durch die Belehrung zugleich auf die Veredlung des Herzens, erstreckt ihre Sorge nicht bloß auf die leiblichen Bedürfnisse der Kinder, sondern auch auf das geistige Wohl derselben, beginnt und schließt die Mahlzeit mit einem Gebete, hält auf Ordnung und Reinlichkeit, mahnt zur Vorsicht und zur Aufmerksamkeit. Was eine Mutter in das Herz eines Kindes senkt, das dringt tief ein. Sie ist es, welche schon früh, früher als das Kind eine Ahnung von Gott hat, durch ihr rechtes Verhalten Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen, also die Grundlagen der Religion, dem Herzen des Kindes einflößt; sie ist es, welche am besten, ohne alle absichtliche Belehrung der Kinder auf den Vater im Himmel hinweist, wenn sie im Gebet sich zu ihm wendet. Hat eine Mutter nicht die Grundlagen der Religion in das Gemüt des Kindes gesenkt, so können sie später wohl in den Kopf desselben kommen, aber schwer nur in sein Herz. Und so hat Hebel uns in der Lebensgeschichte des Haferkörnleins zugleich eine Mutter vorgeführt, wie sie sein soll, eine Mutter, die vielfach an Pestalozzis Gertrud erinnert. Mit irdischen Schätzen ist die Frau nicht gesegnet, aber sie ist, was mehr wert ist, reich in Gott und dankbar für die geringste Gabe. Die Armut der Familie geht schon aus der Mittagsmahlzeit, wie aus dem Zuge hervor, daß derselbe Topf, in welchem der Haferbrei gekocht ist, auch auf den Tisch gebracht wird, und daß eine gebackene Pflaume schon als Leckerbissen gilt.

Was nun die Form des Gedichts betrifft, so hat Hebel, der sich fortspinnenden Erzählung angemessen, den Hexameter gewählt und seine Wärme und Teilnahme für den so unscheinbaren Gegenstand insbesondere durch den häufigen Gebrauch der Verkleinerungssilben kundgetan. Welch eine Innigkeit liegt in den Worten: „und mi Häberli seit" — „und mi Haber stoht", oder wenn es von der Sonne, die als gute, freundliche Frau dargestellt wird, heißt, daß sie dem Keimlein ein Küßchen gegeben usw. So gibt sich auch in diesem Gedichte wieder das launige, heitere, aber auf tiefem, religiösem Grunde ruhende Gemüt unseres Dichters

kund, das ohne alle Effekthascherei das Höchste und Gewöhnlichste, das Göttliche und Irdische, das Sittliche und Natürliche miteinander in der sinnigsten Weise zu verbinden weiß.

„Hebel ist," wie einer unserer Literaturhistoriker bemerkt, „kindlich, ohne ins Kindische zu fallen, schlicht, ohne hausbacken zu sein, fromm, ohne zu frömmeln, ein Ratgeber und doch kein Lehrmeister, bis zum äußersten kühn in der personifizierenden Gestaltung und Belebung, aber mit taktvollem Geschick." — Tragische Kämpfe des Menschen mit Naturgewalten oder gar mit politischen und sozialen Mächten, ringende Leidenschaften um Ehre und Liebe, Klagen um eine versunkene Welt und dergl. kennt er nicht und besingt er auch nicht. Selbst die Freiheitskämpfe haben seine Leier nicht gestimmt. Seine Welt ist die des friedlichen Still- und Kleinlebens, wobei sein humoristisch-launiger Zug über die Mißtöne, die etwa da auftreten, eine schalkhaft-sinnige Harmonie ausbreitet. In seinen Prosaschriften geschieht dies in gleicher Weise. Ich erinnere nur an die unübertreffliche Erzählung „Kannitverstan", wo er in der launigsten Weise den Gegensatz zwischen arm und reich ausgleicht und einen armen Handwerksburschen durch einen höchst ergötzlichen Irrtum zu der Erkenntnis kommen läßt, daß Reichtum nicht das höchste Glück ist. Unter seinen Prosaschriften finden sich auch viele Erzählungen, in denen er den nationalen Haß gegen die Franzosen durch Züge französischen Edelmuts zu dämpfen sucht. Am wohlsten fühlt er sich jedoch, wenn er die Leier seiner ländlichen Muse stimmen kann. Welch eine Fülle von Sonnenlicht und Blütenduft, von Festesglanz und Herzensfreude weiß er da in verschwenderischer Pracht auszustreuen, wie dies namentlich in dem früher besprochenen Gedichte „Sonntagsfrühe" der Fall ist. Schreckniſse der Natur lagen ihm fern; sein Gedicht „Das Gewitter" bildet daher zu Schwabs Gedicht einen bezeichnenden Gegensatz; denn während in Schwabs Gedichte „vier Leben" ein Schlag endet, schläft bei Hebel das Kind in der Wiege sorglos und ruhig bei Blitz und Donner, und auch die Erwachsenen kommen nur mit der Angst davon, die obenein noch größer gewesen ist, als nötig war. In Hebels dichterischer Welt lebt hoch und niedrig, Mensch, Tier und Pflanze friedlich und zufrieden neben- und durcheinander, und wenn die Muse des Dichters vorzugsweise das gering Geachtete zum Gegenstande sich auserkoren und liebevoll behandelt hat, so offenbart sich darin ein schöner Zug seines Herzens und ein echt christliches Gemüt.

Thema.

Frauencharaktere aus unserer Literatur.

Unsere Literatur ist reich an hehren Vorbildern deutscher Frauen. Schon in den alten Epen wird uns in der Gudrun ein herrliches Bild von Frauentreue vorgeführt, mit welchem sich das, welches Homer von der Penelope entwirft, nicht messen kann, denn die hochgemute Gudrun ist trotz dreizehnjähriger Mißhandlung und trotz der verlockenden Aussicht, die Gemahlin eines mächtigen Königs werden zu können, nicht dahin zu bringen, ihrem Verlobten die Treue zu brechen. Ein zweites hehres Bild haben wir in Goethes „Hermann und Dorothea". Die letztere zeigt ihre Größe vorzugsweise in der aufopfernden Dienstbereitschaft, die sie mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit allen zuteil werden läßt, denen sie zu helfen vermag. Sich selbst ganz vergessend und nur in anderen lebend, spendet sie trotz des tiefen Schmerzes in der eigenen Brust überall Segen. Als drittes Beispiel sei erwähnt die durch und durch patriotisch gesinnte „Gertrud" in Schillers Tell. Diese gibt nicht nur die Anregung zum Rütlibunde, die Befreiung ihres Vaterlandes gilt ihr auch mehr, als das eigene Leben und als der Wohlstand ihres Hauses. So könnten wir aus unseren Epen und Dramen, selbst aus den eben angeführten, noch eine ganze Reihe Vorbilder deutscher Frauen nennen; man braucht nur an die Bertha und an die Hedwig im Tell oder an die Mutter Hermanns zu denken.

Aber nicht nur unsere Dramen und Epen sind reich an edlen Frauencharakteren, sondern auch die anderen Dichtungen führen in der mannigfaltigsten Weise Muster deutscher Frauen vor. Wir wollen nur bei vier kleineren Gedichten verweilen: bei dem Habermus von Hebel, bei der alten Waschfrau von Chamisso, bei dem siebzigsten Geburtstage von Voß und bei der Thurbrücke zu Bischofszell von Schwab. Hebel verherrlicht in seinem Gedichte eine Frau aus den unteren Schichten des Volks. Bei aller Armut hat dieselbe sich ein zufriedenes Herz bewahrt. Ihr einziger Schatz und ihre einzige Freude sind ihre Kinder, in deren Herz sie Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen zu Gott zu erwecken sucht. Von einem tief religiösen Sinn durchdrungen, weiß sie an die Belehrung über die wunderbare Entwickelung eines Samenkörnleins die Grundlagen der Religion in die Herzen ihrer Kinder zu senken. Aber auch auf das zeitliche Wohl derselben ist sie bedacht und läßt es daher auch nicht an Mahnungen zur Tätigkeit und Vorsicht, zur Aufmerksamkeit und Sittsamkeit fehlen. Ohne alle gelehrte Bildung, aber voll Liebe und Hingabe an ihre Kinder erzieht sie dieselben zu Gott und Menschen wohlgefälligen Wesen. Ihre mütterliche Sorge wird nicht vergebens gewesen sein.

In Chamissos Gedicht „Die alte Waschfrau" wird uns ebenfalls eine Frau aus den unteren Schichten des Volks vorgeführt. Ehrfurcht und Achtung gebietend ist schon die Rüstigkeit und Arbeitsamkeit dieser Frau, die noch im hohen Alter unermüdlich tätig ist. Das schwere Geschick, welches sie betroffen, hat sie nicht niedergebeugt. Mit freudigem Mut und mit Gottvertrauen hat sie seit dem Tode ihres Mannes die langen Jahre hindurch sich und ihren Kindern aus eigener Kraft das tägliche Brot verdient, hat die Kinder in Ehr' und Zucht zur Tätigkeit angehalten und, als sie erwachsen waren, sie segnend aus ihrem Hause entlassen können. Wie wenig ihr vor dem nahe bevorstehenden Tode bangt, geht schon aus dem einen Zuge hervor, daß sie sich bereits ihr Sterbehemd gesponnen und genähet hat, und daß sie dasselbe Sonntags anlegt, um das Wort des Herrn darin zu hören. Das kann nur ein frommes Gemüt, welches in Glück und Unglück treu die Pflichten gegen Gott und Menschen erfüllt hat.

Ähnlich in der Rüstigkeit bei hohem Alter ist das Mütterchen in Voß' „siebzigstem Geburtstage". Auch dieser Frau ist die Tätigkeit und Sorgsamkeit, die Heiterkeit und Sauberkeit zur andern Natur geworden. Mit einer unbeschreiblichen Glückseligkeit sieht sie der Ankunft des geliebten Sohnes entgegen und bereitet zu seinem festlichen Empfange alles mit eigener Hand zu, ohne dabei einen Augenblick die Sorge für den schlummernden Mann aus ihrem Herzen zu verlieren, mit dem sie ihr ganzes Leben hindurch Freud' und Leid in treuer Liebe geteilt hat.

Den höheren Schichten des Volks gehört die Frau in dem Gedichte Schwabs an. Diese Frau wird plötzlich und ganz unerwartet von einem schweren Geschick heimgesucht: sie sieht vor ihren Augen ihre beiden hoffnungsvollen Söhne in der Thur ertrinken. Der Tod derselben hat ihre ganze hoffnungsreiche Zukunft verödet. Dennoch gibt sie sich nicht der verzweifelten Klage und Trauer hin; vielmehr sucht sie das Unglück, welches sie betroffen hat, andern Müttern dadurch zu ersparen, daß sie eine Brücke über den reißenden Strom bauen läßt. In dieser liebenden Fürsorge erhebt sie sich in erhabener Größe über ihr Geschick und beherrscht dadurch ihr Leid.

So haben unsere Dichter alter und neuer Zeit die deutschen Frauen wiederholt zum Gegenstand ihrer Lobgesänge gemacht, mehr als die Dichter anderer Völker es getan haben. War doch im Mittelalter der Frauendienst sogar zu einer Art Kultus geworden, und dazu haben die Minnesänger nicht wenig beigetragen.

9. Heinrich Heine.

Heinrich Heine, der viel geschmähte und viel bewunderte Dichter, wurde, wie neuerdings durch die Forschungen Strodtmanns nachgewiesen ist, zu Düsseldorf den 13. Dezember 1799 geboren, und nicht, wie man bisher annahm, in der Neujahrsnacht 1801, obgleich Heine selbst sich „einen der ersten Männer des Jahrhunderts" zu nennen beliebte und dadurch jener falschen Annahme Vorschub leistete. Er ist also seiner Geburtszeit nach nicht einer der ersten Männer des 19. Jahrhunderts, sondern einer der letzten des 18. Seine Eltern gehörten beide der jüdischen Religion an. Die Mutter war eine geborene von Geldern, der Vater ein schlichter Kaufmann. Nachdem er den ersten Unterricht von Privatlehrern erhalten hatte, besuchte er das Lyceum seiner Vaterstadt. Zum Kaufmannsstande bestimmt, wurde er 1816 nach Hamburg gebracht. Sein reger Geist zog ihn indes mehr zu wissenschaftlichen Beschäftigungen. Auf sein Bitten willigte der Vater schließlich ein, daß er die Universität Bonn beziehen durfte, wo er nach dem Wunsche seines Oheims, Salomon Heine in Hamburg, die Rechtswissenschaft studieren sollte. Das trockene Studium der Rechte, an und für sich nicht nach eigenem Geschmack gewählt, behagte ihm indes auch nicht. Geschichte und Literatur waren es, welche ihn am meisten anzogen. Von bedeutenden Dichtern studierte er besonders Lord Byron, den Vater des Weltschmerzes, und ließ sich gern mit ihm vergleichen, zumal derselbe durch ganz Europa in Mode gekommen war. In den Geist der Klassiker hat er sich nicht vertieft. Dagegen wurde er in Bonn durch A. W. von Schlegel in die Geheimnisse der Romantik eingeweiht, der seine duftigsten Lieder und süßesten Klänge entsprungen sind, die lebhaft an „Des Knaben Wunderhorn" erinnern. Heine hatte von Hamburg bereits eine ziemlich zahlreiche Sammlung von Gedichten mit nach Bonn gebracht, welche sich hier bald mehrten. In die erste Zeit seines Studiums fällt ein in Prosa geschriebener Aufsatz, in welchem er als Verfechter der Romantik auftritt, was ihn aber nicht hinderte, später in der unanständigsten und rohesten Weise über Schlegel herzufallen und die Persönlichkeit desselben herabzuwürdigen. Von Bonn ging er nach Göttingen, um sein Studium dort fortzusetzen.

Nach kurzem Aufenthalte mußte er Göttingen wegen Übertretung der Duellgesetze verlassen, kehrte aber später von Berlin dorthin wieder zurück und trat 1825 zum Christentume über, nicht aus innerem Drange, sondern, wie er selbst sagt, „aus Luxusübermut". Er war weder eine ideale, noch eine religiös veranlagte Natur. Auch nach seiner Taufe hat er vor dem heiligen Ernst des Christentums keine Achtung gehabt, sonst hätte er nicht in so frivoler Weise dasselbe verspottet und Verse, wie die folgenden, geschrieben:

Und als der Morgennebel zerrann,
Da sah ich am Wege ragen
Im Frührotschein das Bild des Manns,
Der an das Kreuz geschlagen.

Mit Wehmut erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, du Menschheitsretter!

Von Göttingen ging Heine nach Hamburg, um sich dort als Rechtsanwalt niederzulassen. Er gab sich indes mit der Ausübung seines Amtes wenig ab; mehr sagte ihm das zerstreuende, wilde Leben in den Weinschenken zu. In Hamburg erschien im Jahre 1826 die Beschreibung einer Harzreise, als erster Teil der Reisebilder, welche später zu 4 Bänden anwuchsen und durch ihre Schilderungen, wie durch ihre ungewöhnlichen Einfälle und Witze ein ungemeines Aufsehen erregten. Im Jahre 1827 kam die erste Ausgabe seines „Buchs der Lieder" heraus, eine geordnete und geschichtliche Sammlung seiner lyrischen Gedichte, von denen die meisten in den verschiedensten Weisen der Liebe Schmerz und Leid besingen, so daß man jene Sammlung auch das Buch der unglücklichen Liebe nennen könnte. Es bot eine reiche Ausbeute für Komponisten, wodurch Heine vorzugsweise bekannt wurde; nach jenen Liedern ohne eingehende Kenntnis seiner übrigen Dichtungen ist er auch hauptsächlich beurteilt worden ist. Wie wenig er seine ruchlose Spottlust schon in der ersten Sammlung dieser Lieder zu bändigen vermochte, gesteht er selbst ohne jegliche Reue ein, wenn er sagt:

Vergiftet sind meine Lieder:
Wie könnt' es anders sein?

An einer anderen Stelle heißt es:

Himmlisch war's, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier;
Aber wenn's mir nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß Plaisier.

Nachdem er verschiedene Reisen unternommen hatte, wählte er 1831 Paris zu seinem Wohnsitze, lebte aber nicht bloß den Musen, sondern

beteiligte sich auch an politischen Zeitschriften, in denen er mit dem ihm eigenen Spott und Hohn das Bestehende lächerlich machte und sich an die Spitze des sogenannten „jungen Deutschlands" stellte, zu dem Laube, Gutzkow und andere damals gehörten, die eine zweite Sturm- und Drangperiode in unserer Literatur heraufbeschworen, in der es sich nicht wie bei der ersten vor unseren Klassikern um das Wesen und um die Aufgabe der Poesie handelte, sondern um Politik. Leidenschaftlich und boshaft zog Heine jetzt auch in zahlreichen Streitschriften gegen die Gebrüder Schlegel und gegen Tieck zu Felde, denen er sich früher begeistert angeschlossen hatte. Durch seine Schriften, wie durch seine Lieder hat er wesentlich zur Auflösung und Zertrümmerung der romantischen Schule beigetragen, brachte aber an die Stelle derselben und als Gegensatz zu ihr in die Literatur den Weltschmerz, die spottende Ironie und die scherzhafte Satire, so daß man ihn mit Recht die Spottdrossel des deutschen Dichterwaldes genannt hat. Trotz seines Hasses gegen die späteren Romantiker ist und bleibt er doch der kongeniale Geschichtschreiber der „Romantischen Schule", und gerade diejenigen seiner Lieder, in denen er den volkstümlichen Ton und den träumerischen Geist der Romantik anschlägt und von Witz und Spott sich freihält, sind die wertvollsten, wie „Leise zieht durch mein Gemüt", „Du bist wie eine Blume", „Und wüßten's die Blumen, die kleinen" usw.

In seinen Fehden war es ihm weniger um die Sache, als um seine werte Person zu tun, von deren Bedeutung er sich die übertriebensten Vorstellungen machte und von der er den Leser gern unterhielt. Seine fast ununterbrochenen literarischen Streitigkeiten, sein großer Ehrgeiz, seine empfindliche Eitelkeit und andere maßlose Leidenschaften warfen seinen zarten, beinahe schwächlichen Körper frühzeitig aufs Krankenbett. Es war im Mai des Jahres 1848, als er seinen letzten Spaziergang auf den Boulevards machte, halbblind, halb gelähmt, am Stocke sich hinschleppend. Von der Zeit an hat er bis zum 16. Februar 1856, seinem Todestage, das Zimmer nicht wieder verlassen und meistens im Bette zugebracht. Nur an sonnigen und windstillen Tagen konnte er sich auf den Balkon hinaustragen lassen, um frische Luft zu schöpfen. Trat einmal eine kurze Pause in den körperlichen Qualen ein, so griff die des Schreibens kaum fähige Hand zum Stift, und mit halb geschlossenen Augen und bleichem Antlitz wurde noch das eine und das andere Gedicht dem Papier anvertraut; aber der Zauber von dem Buche der Lieder war geschwunden, nur die Spottlust, von der schon in dem Buche der Lieder Anklänge sich finden, war geblieben und artete mehr und mehr in Roheit und schmutzige Gemeinheit aus, wovon seine „neuen Gedichte", ferner sein „Winter-

märchen" und vor allem der „Romanzero" Zeugnisse ablegen. Sein Wort, daß man einst seinen Namen neben denen der besten deutschen Dichter nennen werde, kann nur Geltung beanspruchen in bezug auf die kleine Zahl der wirklich guten lyrischen und episch-lyrischen Gedichte (auf dem Gebiete des Dramas und des Epos hat er so gut wie nichts geleistet). Wenn er ein Gegner der Romantiker, der schwäbischen Dichterschule usw. ist, so ist das seine Sache, wohl aber ist die schmutzige und boshafte Art und Weise, welche er als Waffe gebraucht, zu verdammen.

In Gedichtsammlungen für Schulen sind mit Recht nur wenige seiner Lieder aufgenommen. Von selbst versteht es sich, daß die giftigen Spottgewächse seiner Poesie nicht dahin gehören, auch nicht die kosenden Liebeslieder, die bis zur Ermüdung die sinnliche Seite der Liebe besingen

Lore-Ley.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley getan.

Kein Gedicht hat sich einer so großen Verbreitung und einer solchen Beliebtheit in allen Schichten des Volks zu erfreuen, als Heines Lore-Ley. Man hört es singen in Nord- und Süddeutschland, auf Wagen- und Kahnfahrten, in Schulen und Wäldern, und gar oft, wenn eine Gesellschaft recht fröhlich ist, wird plötzlich die weh- und schwermütige Weise des Lore-Ley-Liedes angestimmt und

dieses bis zu Ende gesungen. Nicht wenig hat gerade die elegische Melodie desselben (sie ist von Silcher) dazu beigetragen, es zu einem weitverbreiteten Liede zu machen. Das deutsche Volk hat von jeher elegische Melodien geliebt und liebt sie noch heute. Daher dringen Lieder, die in solchen Weisen komponiert worden sind, am leichtesten ins Volk.

Volkstümlich wie die Melodie ist aber auch der Inhalt und die Form des Gedichts. Es greift mit den sehnsuchtsvollsten Tönen der Romantik in den uralten, beliebten Volksglauben, daß Nixen durch ihre Schönheit und durch ihre Gesänge mit dämonischer Gewalt Menschen bezaubern und das Herz derselben mit unwiderstehlicher Sehnsucht nach ihnen berücken können. Reich ist der Kranz der Sagen, welcher diesem Glauben entsprungen ist. Wo ein klarer Gebirgsbach verstohlen plätschert, wo ein stiller See von dunkeln Waldbäumen umkränzt ist, wo die nie ruhende Welle des Meeres die Küste rauschend bespült, überall tauchen Nixen und Meerfrauen aus den rätselhaften Tiefen empor und sitzen wie verlassen einsam am Ufer und lassen da in klagenden und lockenden Weisen ihre Lieder ertönen, als sehnten sie sich nach einem Menschenherzen, um diesem in der stillen, geheimnisvollen Tiefe des Wassers ein Glück zu spenden, welches der Schwermütige in der lichten Oberwelt vergebens suchte.

Heine hat mit dem Liede aber nicht nur einen glücklichen Griff in diesen weitverbreiteten Volksglauben getan, sondern auch in die Örtlichkeit dieser Sagen. Der Vorgang des Liedes spielt am Rhein, diesem vielbesungenen Flusse, in dessen grünen Wellen sich die ganze Romantik des Mittelalters mit ihren Sagen und Burgen, ihren Kapellen, Domen und Kaisergräbern abspiegelt. Kein Fluß hat einen so guten Ruf als dieser, kein Strom ist dem Deutschen so lieb, als der Rhein. Die Stätte desselben, an welche das Lied geknüpft ist, gehört obenein zu den schönsten und ist an sich schon von der Natur mit dem Reiz einer geheimnisvollen Poesie umwoben, was nicht minder wie „das Märchen aus alter Zeit" zu dem weitverbreiteten Zauber des Liedes beigetragen hat. Hoch bäumen sich daselbst zu beiden Seiten des Flusses dunkle Felsenmassen ernst empor, als wollten sie den Weg mit einem drohenden „Zurück" versperren. Alles Leben ist auf ihnen erstorben; nur ein Echo gibt zögernd und schwermütig Antwort; schweigend, fast regungslos fließt der Rhein durch diese finstern, zerklüfteten Felsen. Während vorher die entzückende Landschaft von Oberwesel die Brust weitete und das Herz zum fröhlichen Geplauder stimmte, fühlt es sich hier plötzlich beengt und beklommen, wie von einem geheimnisvollen Weh. Hier ist das Reich der Lore-Ley; hier sitzt sie, die schönste der Schönen, einsam thronend auf steiler, unzugänglicher

Höhe, nicht in ihrem feuchten Element sich freudig wiegend, sondern wie verlassen und trauernd wundersame Melodien singend und zwar im Abendsonnenschein.

Diese vom Dichter gewählte Zeit ist ebenso bedeutungs- und wirkungsvoll wie der Ort. Es ist die Zeit, in der die Außenwelt sich in die blassen Dämmerungsschatten des sinkenden Tages verschleiert, das Gemüt in ein Traumleben versinkt, und die Phantasie zum ungestörten Schaffen erwacht. Mit großer Kunst hat der Dichter die Zeit wie den Ort so mit der einsam Thronenden zu einem Stimmungsbilde verwoben, daß ihre Erscheinung sich unserem Gemüte unauslöschlich einprägt. Es ist uns, als ob sie noch immer da oben weile und sänge. Die steile Felsenhöhe, auf der sie als die einzige Gestalt erscheint, geheimnisvoll das Haar zum Schmucke flechtend, der goldene Abendhimmel, auf dem sich die weithin Strahlende in ganzer Schöne abhebt, der finstere Felsen, an dessen Fuße der Strom dahingleitet, sodann der einsame Nachen mit dem Schiffer, der aus der dunkeln Tiefe den Blick nach oben zu der goldig im Abendsonnenschein erglänzenden Jungfrau richtet, den süßen Tönen ihres Sirenengesanges lauscht und doch sie nicht zu erreichen vermag — alles dieses gestaltet sich zu einem farbenreichen und zauberischen Gemälde, mit welchem die abendliche Ruhe und die Stimmung beim Sinken der Sonne trefflich harmonieren.

Der ahnungsvolle Schluß des Liedes macht den balladenartigen Stoff desselben vorzugsweise zu einem romanzenartigen Stimmungsbilde. In Goethes „Fischer" geht der Angler in dem rauschenden und schwellenden Gewässer, in welchem die Nixe sich wiegt und schmiegt, unter; hier dagegen ist die Möglichkeit des Untergangs nur angedeutet und der Phantasie das Weiterschaffen überlassen.*) Das wilde Weh des Schiffers, sein an die wunderbare Jungfrau gefesselter Blick, von welcher er Auge und Herz nicht loszureißen vermag, während sein Lebensnachen bereits zwischen Felsenriffen steuert, erfüllen uns mit der bangen Besorgnis, daß er in dem Zauberbann von den Wellen verschlungen werden könnte, und erzeugen in uns das Gefühl der Wehmut und des Mitleids eines von Hoffnungen getäuschten Herzens. So ist in dem Gedichte alles zu einem unbeschreiblich schönen, romantischen Ganzen verwoben, dabei so unabsichtlich, daß es den Eindruck einer unmittelbaren Poesie erzeugt, wozu die im Volkstone leicht sich bewegende Sprache auch das Ihrige beiträgt.

In dem Lore-Ley-Liede offenbart sich die Poesie Heines in ungetrübter Schönheit. Hier ist kein Mißton, kein schneidender Gegensatz, kein heuchlerischer Schmerz, hier ist alles nach Form und In-

*) Vergl. Bd. I der „Erläuterungen": Der Fischer von Goethe.

halt ein harmonischer, volltönender Akkord, alles aufs innigste mit dem Grundtone der Stimmung, mit der hoffnungslosen Wehmut einer tiefen, unauslöschlichen Liebe verschmolzen, wie solche von jeher den germanischen Völkern eigen gewesen ist, einer Liebe, die sich in ihrem schmerzlichen Sehnen nach dem Unerreichbaren verzehren kann, und die in einer Reihe Volksliedern, wie auch in Schillers „Toggenburg" und Goethes „Schäfers Klagelied" einen schönen Ausdruck gefunden hat. Der Grundton tiefer Wehmut ist in unserem Gedichte gleich im Anfange angeschlagen. Er klingt nach seiner blütenreichen Entfaltung dann in dem elegischen Schlusse des kurzen Gedichts so ergreifend und nachhaltig aus, daß wir ganz vergessen, daß wir ein Märchen aus alter Zeit gesungen haben. Der lyrischen Stimmung angemessen sind auch die kurzen Sätze, in welchen sich die Dichtung bewegt. Dieselben drängen immer zum Subjekt und Prädikat und zu ihren schmückenden Beiwörtern hin, um rasch ein festes Bild zu gewinnen.

Was die Beiwörter betrifft, so sind dieselben allesamt einfacher Art und dennoch wirkungsvoll mit den Hauptwörtern verbunden, wie z. B. wildes Weh, goldener Kamm, goldenes Geschmeide, goldenes Haar. Unter den Hauptwörtern hat das Wort „Lore-Ley" an sich schon einen schönen Klang.*) Es mögen diese Andeutungen genügen, um zu beweisen, mit welch einem geringen Aufwande künstlerischer Mittel Heine geschaffen hat. Er erinnert in dieser Beziehung an Goethe. Sein „Lore-Ley-Lied" stammt aus dem Jahre 1823. Es ist nicht das erste, auch nicht das letzte gewesen, das von der Lore-Ley singt. Worin seine Beliebtheit begründet ist, habe ich darzulegen gesucht, und darauf kommt es bei der Besprechung dieses Gedichts an.

Schon vor Heine hat der Romantiker Brentano den berückenden Zauber der Lore-Ley (das Gedicht erschien bereits 1811) zu einer Art romantischer Schicksalstragödie gestempelt. Seine Lore-Ley ist keine Nixe, welche durch Sirenengesänge die Herzen verlockt, sondern eine der Menschenwelt angehörende Maid, die ohne Lieder, allein durch ihre schöne Gestalt und zwar gegen ihren Willen alle, die in ihre Nähe kommen, berückt, nur einen, den sie wirklich liebt, nicht hat an sich fesseln können, über ihre Zaubermacht sich unglücklich fühlt, den Tod herbeiwünscht, sich selbst anklagt, mit ihrer Klage zurückgewiesen wird, in ein Kloster geführt werden soll und auf dem Wege dahin sich lebensmüde in den Rhein stürzt. Ihre übermächtige Gewalt erscheint in diesem Gedichte, wie in den Schicksalstragödien der Romantiker, als geheimnisvoller Fluch. Brentanos

*) Ley ist am Rhein eine Bezeichnung für Felsen, namentlich für Schieferfelsen, so daß Lore-Ley so viel als der Fels der Lore (ein Vorname, wie Lorle) bedeutet.

Gedicht bildet die Grundlage von Heines Lore-Ley, trägt auch dieselbe Überschrift. Es besteht aus 22 Str. und beginnt: „Zu Bacharach am Rheine wohnt eine Zauberin; sie war so schön und feine und riß viel Herzen hin und brachte viel zuschanden der Männer ringsumher; aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr.“ Heine hat den Inhalt dieses Gedichtes auf 6 Str. beschränkt, hat den berückenden Zauber der Jungfrau beibehalten, hat aber die Örtlichkeit und die Zeit des Vorgangs wie die äußere Erscheinung der Lore-Ley mit großer Meisterschaft ausgeführt und dadurch den Sieg über den Erfinder der Lorelei-Sage davongetragen.

Drei Gedichte vom Meere.

1. Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See;
Die Abendnebel kamen
Und stiegen in die Höh.

2. Im Leuchtturm wurden die Lichter
Allmählich angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

3. Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt
Und zwischen Himmel und Wasser
Und Angst und Freude schwebt.

4. Wir sprachen von fernen Küsten
Vom Süden und vom Nord
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort.

5. Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne stille Menschen
Vor Lotosblumen knien.

6. In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schrein.

7. Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr sichtbar.
Es dunkelte gar zu sehr.

Heine hat sich mit großer Vorliebe nicht nur in die stille Welt der Blumen und der Bergeinsamkeit versenkt, er hat mit derselben Vorliebe auch das Meer zum Gegenstande seiner Poesie gemacht und eine ganze Zahl von Lebensbildern, die sich auf den Ozean beziehen, geschaffen. „Das Meer,“ sagt er selbst, „liebe ich wie meine Seele. Oft ist mir sogar zumute, als sei das Meer eigentlich meine Seele selbst; und wie es im Meere verborgene Wasserpflanzen gibt, die nur im Augenblick des Aufblühens an dessen Oberfläche heraufschwimmen und im Augenblick des Verblühens wieder hinabtauchen, so kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeschwommen aus der Tiefe meiner Seele und duften und leuchten und verschwinden wieder.“ — Die poetischen Meereslieder, zu denen Heine durch den Gebrauch der Nordseebäder angeregt worden ist,

haben zum Teil seinen Ruhm mit begründet. Sie zündeten um so mehr, da sie eine ganz neue Erscheinung in unserer Literatur waren. Bis dahin hatte noch kein Dichter das Meer in dem Maße zum Gegenstande der Poesie gemacht, wie Heine. Er hat dasselbe in unsere Literatur gleichsam erst eingeführt. Manche dieser Lieder sind mit einem so großartigen und kühnen Wurfe hingezaubert, daß sie den überwältigenden Eindruck, den der unendliche Ozean auf das Gemüt macht, poetisch abspiegeln. Leider fehlt es aber auch hier nicht an dem zersetzenden und zerreißenden Spott Heines.

Das obige Gedicht führt uns an das Gestade des Meeres und zwar zu einer Zeit, in welcher es ruhig wie zum Einschlafen daliegt und die blassen Schatten der Dämmerung sich bereits über dasselbe gelagert haben. Die Lichter im Leuchtturm sind angezündet; der pulsierende Lebensstrom der Tagesschöpfung naht seinem Ende; an einem Fischerhause sitzen Bewohner des Strandes, von der heißen Arbeit ruhend und nach geselliger Unterhaltung sich sehnend. Den Anlaß zu derselben bietet nun ein einsam schwimmendes Schiff, welches das Auge in weiter Ferne entdeckt, als einziger Gegenstand auf der unermeßlichen, regungslos daliegenden Wasserebene, welcher allein noch nicht zur Ruhe gekommen ist und deshalb auch die Aufmerksamkeit allein auf sich zieht. So ist ganz einfach und sachgemäß die Unterhaltung eingeleitet und an das dahinsegelnde Fahrzeug geknüpft: wie dieser Wunderbau gefahrvolle Stürme zu bestehen hat, wie er kühn in die fernsten Zonen, in das paradiesische Glück der heißen, wie in das Elend der kalten eindringt, in Gegenden, wo ein fremder Himmel sich wölbt und fremde, seltsame Menschen leben. Inzwischen hat die Nacht die müde Erde in ihren dunkeln Mantel eingehüllt, das Schiff ist dem Auge entschwunden, die Hörer sind vom ernsten, langen Lauschen ermüdet. Alles sehnt sich nach Ruhe, und so endet das Gedicht ebenso kurz als eigenartig: „es dunkelte gar zu sehr".

1. Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen;
Er peitscht die Wellen, so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

2. Aus dunkler Höh', mit wilder Macht
Die Regengüsse träufen;
Es ist, als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

3. An den Mastbaum klammert die Möwe sich
Mit heiserem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängstiglich
Ein Unglück prophezeien.

Das voraufgegangene Gedicht brachte eine Abendunterhaltung am Strande. Das Meer lag regungslos da, wie ein schlafendes Kind, so ruhig, als könne es niemandem ein Leid antun. Kein Lüftchen regte sich: „die Abendnebel kamen und stiegen in die Höh'." — Das vorliegende Gedicht zeigt uns das Meer in einem andern Bilde. Der Schläfer ist aus seiner Ruhe geweckt; denn bald hier, bald dort wickelt sich der Wind in das Wasser des Meeres, als wäre es sein Gewand, und nun heult und braust und tost es vor Wut. Tiefe Nacht liegt auf demselben, obschon es Tag ist; denn Regengüsse fallen wie eine Sündflut vom Himmel hernieder, als sollte das alte Chaos wiederkehren und die alte Nacht das Meer ersäufen, das allein geblieben ist, wie es von Anfang an war. Scheu flatternde Möwen kommen in grauen Scharen durch die Dunkelheit wie Gespenster herangeflogen und klammern sich als Unheils-Herolde an den Mastbaum. Ihr heiseres Schrillen und Schreien ist um so grausiger, als sie auf der wilden Wasserwüste die einzigen lebenden Wesen sind, die sich in dem Geheul des Windes vernehmen lassen. Wirksamer konnte die schauerliche, unheilschwangere Einsamkeit auf dem weiten grenzenlosen Ozean der Einbildungskraft nicht vorgeführt werden, als es die wenigen Zeilen der letzten Strophe tun. Ebenso ist mit ein paar Zeilen das Grauen des wild herabstürzenden Regens gezeichnet.

1. Der Sturm spielt auf zum Tanze,
Er pfeift und saust und brüllt;
Heisa, wie springt das Schifflein!
Die Nacht ist lustig und wild.

2. Ein lebendes Wassergebirge
Bildet die tosende See;
Hier gähnt ein schwarzer Abgrund,
Dort türmt es sich weiß in die Höh'.

3. Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich fest am Mastbaum
Und wünsche: Wär' ich zu Haus!

Auch in diesem Gedichte haben wir wieder in drei Strophen ein anschauliches Bild des bewegten Ozeans. Dasselbe unterscheidet sich jedoch von dem voraufgegangenen nach Inhalt und Ton. Der Wind ist zum Sturm geworden; die Wellen fahren nicht mehr in weißen Wogen über die weite Wasserfläche, sondern türmen sich zu beweglichen Wassergebirgen in die Höhe, und dazwischen liegen gähnende, schwarze Abgründe. Alles ist wilder, stürmischer, und doch herrscht in der allgemeinen Wut eine entsetzliche Gleichförmigkeit, so daß ein

Schiff auf einer also bewegten Fläche wie ein rasender Tänzer erscheint. Dem Dichter ist daher der Sturm ein Spielmann, der mit dämonischer Lust in grausigen Melodien zum Tanze aufspielt. Zu der höllischen Symphonie des Windes ertönt aus der gefüllten Kajüte, gleichsam als Begleitung, ein Beten, Fluchen und Erbrechen. — Nirgend fühlt der Mensch seine Ohnmacht den entfesselten, elementaren Mächten gegenüber so sehr, als auf dem stürmischen Ozean. Heine hat dieser Empfindung in launiger Weise einen Ausdruck gegeben, namentlich in den beiden letzten Zeilen.

In jedem der drei Gedichte hat er mit wenigen Strichen ein stimmungsvolles Bild geschaffen und zwar so, daß eins dem andern steigernd sich anschließt. Den Vorgängen entsprechend, ist das erste im ruhigen Tone gehalten und am längsten fortgesponnen, ganz der ruhig sich ausbreitenden Fläche des Meeres und dem traulichen Geplauder an demselben angemessen. Ohne Störung und ohne Unterbrechung reihet sich in der Unterhaltung Gedanke an Gedanke, daher denn das immer wiederkehrende „Und" hier bezeichnend ist. Im zweiten und dritten Gedicht ist der Vorgang ein anderer. Das Meer ist wild bewegt; rasch reihet sich daher Satz an Satz, wie Welle an Welle. Das Versmaß ist lebhafter geworden und die Partikel „Und" nur zur Verbindung von Verben verwandt, die in schneller Aufeinanderfolge die rastlose Bewegung in den Elementen trefflich darstellen. (Die heulen und brausen und tosen. Er pfeift und saust und brüllt.) Aber auch in die übrigen Verben hat der Dichter eine frische, sinnliche Lebendigkeit zu legen gewußt, nicht minder in die Beiwörter, die er mit Haupt- und Zeitwörtern so zusammengestellt hat, daß deren Kraft dadurch nicht nur erhöht wird, sondern das Beiwort selbst auch eine gehaltreichere Bedeutung bekommt.

Der kecke Humor, der Heine eigen ist, und der bei ihm vorzugsweise auf dem seltenen Geschick beruht, mit Leichtigkeit das Entgegengesetzte und Verschiedenartigste zu verbinden und zu beleben, macht sich auch in diesen Gedichten geltend. In dem ersten hat die Zusammenstellung der Bewohner am Ganges mit denen in Lappland dadurch etwas Komisches erhalten, daß die Gestalt, Lebensweise und Sprache der letzteren in der lächerlichsten Weise gekennzeichnet wird, während sich zugleich Heines Vorliebe für die Fluren des Ganges und ihre Lotosblumen kundgibt, eine Vorliebe, die er mit den Romantikern teilt. In dem zweiten Gedichte ist besonders die Anfangszeile durch die Art, wie der Wind behandelt ist, von komischer Wirkung, und in dem dritten die Zusammenstellung des Betens mit dem Fluchen und Erbrechen der geängstigten Schiffsmannschaft, eine Zusammenstellung, die hart an die Grenze des Erlaubten streift.

Eigen ist Heine auch eine besondere Art, das Gedicht zu

schließen, indem er am Schlusse oft eine unerwartete, überraschende Wendung bringt, so z. B. in dem dritten Gedichte. Nicht selten ist der Schluß ein scherzender Witz oder eine beißende Satire, wodurch der ganze Eindruck des Voraufgegangenen wieder zerstört wird, wie in dem folgenden Gedichte „Seegespenst". Ein also zugespitzter Schluß wirkt um so unangenehmer, je wärmer und überströmender das ihm voraufgegangene Gefühl war, ist der Witz auch noch so glänzend.

Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser
Und schaute tiefer und tiefer,
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Türme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Altertümlich niederländisch
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreih'n,
Wo spiegelblanke Fenster
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnisvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz.
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt
Und täten wieder bluten;
Heiße, rote Tropfen,
Die lang und langsam niederfall'n
Auf ein altes Haus, dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind.
Und ich kenne dich armes, vergessenes Kind!
So tief, meertief also
Versteckteſt du dich vor mir
Aus kindischer Laune
Und konnteſt nicht mehr herauf
Und saßeſt fremd unter fremden Leuten
Jahrhundertelang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorne,
Du Endlichgefundene.
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln;
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz. —
Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief, ärgerlich lachend:
„Doktor, sind Sie des Teufels?“

Welch einen geheimnisvollen Zauber der Ozean auf die Phantasie des Menschen auszuüben vermag, davon legt obiges Gedicht ein beredtes Zeugnis ab. Selbst heute noch, wo seine Tiefen gemessen, seine Salze gewogen, seine Geschöpfe klassifiziert sind, selbst heute noch übt er eine fast magische Anziehungskraft auf jeden, auch auf die, welche mitten im trockenen Binnenlande wohnen; und neben dem Ernst der Wissenschaft geht die geschäftige Sage noch immer einher; denn der Grund des Meeres ist trotz aller Forschungen auch jetzt noch vielfach in den Schleier des Geheimnisses gehüllt und seine Oberfläche noch immer der Schauplatz von Gefahren, von endlosen Kämpfen und Zerstörungen, so daß hier der Phantasie fort und fort ein weites, reiches Feld für ihre Schöpfungen bleiben wird. Wenn dies in der dunkeln und gläubigen Geschichte der Vorzeit noch mehr der Fall gewesen ist, so kann uns das nicht wundernehmen. Auf dem Grunde des Meeres wollte man wogenumrauschte Schlösser verlockender Meerfrauen geschauet und aus der Tiefe die dumpfen Töne der Glocken untergegangener Kirchen und Städte gehört haben; kurz, eine ganze Wunderwelt sollte unter den Wellen des Ozeans begraben liegen. Hat doch schon ein Blick von dem ruhigen, klaren Spiegel desselben in seine Tiefen etwas Feenhaftes. Die blaßgrüne Farbe des Wassers breitet über alles, was da unten ist, einen zarten Schleier und gibt jedem Gegenstande daselbst eine magische Beleuchtung, ähnlich dem Mondlichte, und da die unterseeischen Gefilde nicht nur reich an abenteuerlichen Gestalten sind, sondern auch einen Schmuck der schönsten Farben aufzuweisen haben, so bieten sie des Überraschenden und Wunderbaren so viel, wie kein anderer Ort. Dazu kommt, daß man bei ruhigem Wasser wie ein Vogel in freier Luft zu schweben wähnt und bei längerem Schauen immer mehr der Wunder zu entdecken glaubt, als ob man ihnen räumlich näher käme. Heine hat dies in seinem „Seegespenst" trefflich wiedergegeben. Nur allmählich entschleiert sich die tief unten liegende, wie von einer nebeligen Atmosphäre umhüllte Stadt. Zuerst erscheinen die hohen Türme und Kirchenkuppeln, dann die langen Häuserreihen der Straßen mit ihren Menschen und Bäumen; immer wunderbarer wird die Klarheit, immer farbenbestimmter jeder Gegenstand, immer größer der Zauber. Mit jeder Zeile mehren sich die Reize, Auge, Ohr und Herz entzückend und verstrickend; mit jeder Zeile gewinnt die Dichtung mehr den Schein der Wahrheit, so daß wir schließlich gar nicht zweifeln an dem, was der Dichter schaut. Die alte, untergegangene Meerstadt liegt leibhaftig und doch geisterhaft vor uns mit der ganzen romantischen Herrlichkeit des Mittelalters. Es ist alles so auf das innigste mit Orts- und Zeitfarben gesättigt, daß gar kein Zweifel entstehen kann, welcher Zeit und welchem Lande die Stadt angehört hat, auch wenn der Dichter es nicht besonders noch angedeutet hätte.

Die Trachten der Bewohner, der Bau der Häuser, das eigentümliche Leben auf den Straßen, selbst der Geschmack im Schnitt der Bäume wie im Schnitt und in der Farbe der Kleider erinnern an die niederländischen Städte unter der Herrschaft der Spanier. Alles ist in die lebensvollste Beziehung zu jener Zeit gebracht und doch auch wieder mit derselben das Liebesweh des Dichters in so süßen Tönen verschmolzen, als spräche aus ihnen die ganze Gefühlsschwärmerei eines Werther.

Heines glühende Phantasie, die alles zu beleben und das Nichtwirkliche als Wirkliches darzustellen weiß, zeigt sich hier in ganzer Meisterschaft. Aber wir begegnen in dieser Dichtung zu gleicher Zeit wieder dem Zuge seines Wesens, der ihn von allen Dichtern unterscheidet: das ist seine Spottlust. Nachdem er mit bewunderungswürdiger Kunst uns in seine Märchenwelt so verstrickt hat, daß es uns ganz traulich wird in dieser untergegangenen Stadt mit ihren alten Türmen und hohen Giebeln, ihren ernsten Patriziern und sittsamen Jungfrauen, endigt er plötzlich mit einem possenhaften Schluß und wirft uns von der Höhe süßer Träume und sehnsüchtiger Gefühle wie mit einem grellen Schrei in die gemeine Prosa, als ob er uns nur zum besten hätte haben wollen. Der ganze schöne Eindruck wird durch die Schlußworte vernichtet. Es mag sein, daß der Dichter dabei den Zweck hatte, sein Liebesweh zu verspotten und dadurch von demselben sich zu befreien, oder daß ihn die verhaßt gewordene Herrlichkeit der Romantik zu dem vernichtenden Schlusse veranlaßte: immerhin bleibt es für eine Dichtung ein Fehler, wenn sie die Einheit der Stimmung verletzt. Der Leser von natürlichem Gefühl wird sich von der Zumutung eines augenblicklichen und schroffen Wechsels der Gemütsstimmung stets unangenehm berührt fühlen. Bei Heine ist der Spott so zur andern Natur geworden, daß er oft nur den Ernst erheuchelt, um die Wirksamkeit des Spaßes, um welchen es ihm eigentlich zu tun ist, zu erhöhen. Ein kecker, witziger Einfall geht ihm über alles, gleichviel wie das Gemüt mit seinen Ansprüchen dabei wegkommt. Die Poesie aber hat gerade die Aufgabe, den Einklang zwischen Geist und Gemüt herzustellen, und nicht die Aufgabe, ihre Wirkung und ihr Geheimnis in ein gewaltsames Herumwerfen der Stimmung zu setzen, mit unserer Furcht und unserem Mitleid ein possenhaftes Spiel zu treiben. Wir fühlen uns zu Heine ebenso hingezogen, wie abgestoßen. Wahrhaft lieben können wir ihn nicht.

Thema.

Sehnsucht nach dem Meere und der erste Anblick desselben.

Schon manche schöne Gebirgsgegend hatte ich kennen gelernt, ehe mir der Anblick des Meeres zuteil wurde. Und doch war es schon lange ein Lieblingswunsch von mir gewesen, einmal das Meer zu sehen. Dieser Wunsch war teils durch das Lesen von Reisebeschreibungen, teils durch Erzählungen meines Onkels, der längere Zeit Schiffskapitän gewesen war, in mir rege geworden und hatte sich nach und nach bis zur Sehnsucht gesteigert. Aber immer kamen unvorhergesehene Ereignisse dazwischen, welche meine Eltern hinderten, die lang beabsichtigte Reise nach einem Seebade auszuführen, obschon dasselbe mit Hilfe der Eisenbahn in einem Tage von unserem Orte aus zu erreichen war. Unerwartet teilten mir eines Tages die Eltern mit, daß sie mit mir in den nächsten Ferien einen Badeort an der Ostsee aufsuchen würden. Ich jauchzte laut vor Freude. Noch nie bin ich so vergnügt gewesen, als an dem Tage, an welchem ich jene Nachricht empfing. Wie langsam verstrich mir die Zeit bis zur Abfahrt! Für nichts hatte ich mehr Sinn, sprach nur von der bevorstehenden Reise und träumte sogar des Nachts von ihr. Endlich, endlich erschien der heißersehnte Tag der Abfahrt. Wir brachen früh auf; die Sonne schien so heiter vom Himmel herab, als wollte sie uns Glück zu unserer Reise wünschen. Rasch flog der Dampfwagen dahin, aber er ging mir immer noch zu langsam; auf die Gegend, durch welche wir fuhren, achtete ich wenig; meine Gedanken waren am Ziele unserer Reise. Die Eisenbahn führte nicht ganz hin zu demselben; wir hatten noch eine kurze Strecke mit einem Wagen zurückzulegen; eine harte Geduldsprobe für mich, zumal der Wagen in dem sandigen Boden sich nur langsam fortbewegte. Ungefähr eine Viertelstunde vor unserem Ziele stiegen wir aus und ließen den Wagen vorauffahren. Schon merkte ich an der frischen, erquickenden Luft, daß wir uns dem Meere näherten; mein Herz klopfte vor Erwartung. Noch war das Meer nicht zu sehen; denn eine hohe Sanddüne, welche sich lang an der Küste hinzog, raubte uns seinen Anblick; aber bald vernahm ich ein Brausen und Rauschen, wie ich solches noch nie gehört hatte. Ich jubelte; denn es war mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß mein Ohr den Gruß des Meeres vernahm. Wir beflügelten unsere Schritte, als wollten wir in seine Arme eilen. Die Düne wurde erstiegen, und da lag es ausgebreitet, das alte, unermeßliche Meer, seine langen, wuchtigen Wogen rastlos gegen das Ufer treibend. Sprachlos stand ich da, den Blick auf die unabsehbare Wogenfläche geheftet. Mein Schweigen löste sich endlich in laute Ausbrüche des Entzückens auf. In einer halben Stunde mußte die Sonne untergehen und sich ins Meer tauchen. Unmöglich konnten wir uns den Anblick dieses herrlichen Schauspiels versagen. Ermüdung, Hunger, alles war vergessen, und so harrten wir ruhig auf der Düne aus, bis das Gestirn des Tages wie eine glühende Kugel langsam in die kalte Flut tauchte und mit seinem erlöschenden Lichte die Spitzen der Wellen vergoldete. Jetzt erst begaben wir uns nach dem Gasthofe; aber lange ließ es uns nicht in demselben. Wir eilten wieder zum Strande. Manches hatte sich in der kurzen Zeit verändert. Die Seemöven, welche vorher über der Fläche des Meeres leichten Fluges dahinschwebten und oft aus hoher Luft

pfeilschnell herabstürzten, als wollten sie niedertauchen in die Flut, waren verschwunden; sie hatten sich zur Ruhe begeben. Ein Leuchtturm, den wir vorher gar nicht bemerkt hatten, weil er ziemlich fern von uns lag, fesselte uns jetzt durch den hellen Glanz seines Lichts. Dasselbe strahlte schön wie der Abendstern in der Dämmerung, den Schiffern den Weg zeigend. Ein einsames Segel richtete seinen Lauf nach demselben, und majestätisch zog es über die wogende Wasserfläche dahin und entschwand endlich bei zunehmender Dunkelheit unsern Augen. Am Strande hatten einzelne Fischerhütten bereits das Licht in ihren Stuben brennen. Wir ließen uns auf eine Bank vor einer solchen Hütte nieder. Es gesellten sich bald mehrere Strandbewohner zu uns und erzählten von den Stürmen, die hier oft so heftig wüteten, daß der Sand durch alle Fugen und Ritzen ihrer Häuser getrieben würde, das Licht auf dem Tische verlöschte und der Gischt der Wogen bis auf den Dammweg stiege. Auch von Unglücksfällen auf dem Meere wußten sie manche traurige Geschichte zu erzählen; denn obschon sie bei hoher See nicht zum Fischen hinausfahren, so werden sie doch bei ruhiger See oft genug von einem Sturme überrascht und haben dann in ihrem leichten Boote mit den Wellen auf Tod und Leben zu ringen. Lange saßen wir da und lauschten den Worten der Leute. Der Wind hatte sich gelegt; das Meer lag still und regungslos wie zum Einschlafen da. Endlich brachen wir auf und sagten ihm und den Strandbewohnern eine gute Nacht.

Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt;
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne,
Und das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes liebseliges Licht
Erleuchtend und wärmend
Über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
An Rosenbändern das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen in hochgetürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweigtragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sah'n sie sich an verständnisinnig,
Und schauernd in Liebe und süßer Entsagung
Küßten sie sich auf die Stirne
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
„Gelobt sei Jesus Christ!"

Auch dieses Gedicht gehört dem Zyklus der Nordseebilder an, ohne daß jedoch das Meer eine wichtigere Rolle darin spielte, als daß es den allgemeinen Hintergrund der Begebenheit bildet. Diese

Begebenheit selbst ist ein durchaus innerliches Erlebnis des Dichters, ein Traum bei wachen Augen, eine Vision, wie sie, wenn auch nicht in solch künstlerischer Vollendung und Gegenständlichkeit, wohl jedem einmal kommen kann, wenn er, das Herz von aller Unruhe befreit, still und sinnend an Bord eines Schiffes liegt, das bei ruhigem Seegang und schönem Wetter seinen schaukelnden Weg durch den Ozean hinzieht.

Die Sonne ist es, die Leben- und Wonnespenderin, welche die produktive Phantasie des Dichters anregt. Hoch am Himmel steht sie, von „weißen Wolken umwogt", wie in einem zweiten himmlischen Meere. Und so knüpft sich dem Dichter das Himmlische an das Irdische. Er schaut Christus, den „Heiland der Welt", wie er, eine riesige Göttergestalt, im wallenden weißen Gewande über die Erde schreitet. Der auf den Wogen wandelnde Christus ist uns allen ja ein wohlvertrautes, liebes und erhabenes, tiefsymbolisches Bild. Die äußere Vergrößerung, welche die Phantasie des Dichters mit diesem Bilde vornimmt, ist ganz dazu angetan, den erhabenen Eindruck desselben noch zu vertiefen. „Es ragte sein Haupt in den Himmel, die Hände streckte er segnend über Land und Meer." Auch für diesen Zug können wir wohl eine bereits fertige Vorstellung als erregenden Anstoß annehmen: den segnenden Christus von Thorwaldsen. Neu und kühn aber ist der nächste, markanteste Zug in der erhabenen Schau: Die Sonne ist das Herz dieser Göttergestalt, die „rote, flammende Sonne": ein wundervoller Vergleich, denn wie die Sonne ihr „holdes, liebseliges Licht" Leben, Wärme und Freude spendend über alle Erdenkreatur ausgießt, so war das Herz des Gekreuzigten von Golgatha groß und flammend genug, die Jahrtausende mit seinem Lichte und mit seiner Wärme zu erfüllen. Zweifellos spielt in diesen genialen Vergleich auch die altgermanische Vorstellung von Balder, dem Sonnengott, dem Lichtgott, herein, — wie sich denn überhaupt in den alten Mythologien nach und nach das Erlebnis des segenspendenden Himmelsgestirns in den Mythos von einem Erlösung bringenden Helden umsetzte: Simson, Apollo, Siegfried.

Unser Dichter aber vermeidet die Ausbiegung in die heidnische Vorstellungswelt, und wir sind ihm dafür dankbar. Gleich mit dem ersten Worte des zweiten, kurzen Abschnitts faßt er wieder festen Fuß im Christlichen: „Glockenklänge!" Glockenklänge ziehen feierlich hin und her, — eine bemerkenswerte, wenn auch nicht seltene Übertragung eines Gehörreizes in eine Gesichtsempfindung. Wir alle pflegen wohl im gewöhnlichen Umgang von einem „Hin- und Herziehen" der Töne zu reden; aber der Dichter nimmt das Wort beim Worte: Die Glockentöne werden zu Schwänen, welche das gleitende Schiff an Rosenbändern spielend fortziehen. Könnte die

Müheloſigkeit, die Geräuſchloſigkeit, das gleichſam in ſeinem eigenen Elemente Schwimmende ſchöner vergegenſtändlicht werden, als durch dieſe majeſtätiſchen Luxusvögel mit ihren Roſenzügeln! So gleitet das Schiff wie auf dem Strome der Töne dahin, hin ans grüne Ufer, wo eine hochragende Stadt mit ſpitzen Türmen und Giebeln — unwillkürlich werden wir an gewiſſe Dürerſche Städtebilder erinnert — ſich erhebt.

Und weiter ſpinnt die Phantaſie des Dichters an ihrem Faden. Die feierliche, weihevolle Stimmung, die ihn beſeelt, ſchafft ein Sonntagsſtädtebild von ſolch reinem, durchſichtigem Kolorit, daß es ſich der Schilderung des Oſterſpaziergangs im Fauſt ebenbürtig an die Seite ſtellen kann. Ein „Friedenswunder" hat ſich über die Erde herabgeſenkt, — durchaus im Sinne der Eingangsviſion; denn wo die alles verſöhnende, alles tragende, alles verklärende Liebe des Gottmenſchen die Herrſchaft errungen hat, da muß ſich ja wohl der Engelsgruß, das „Friede auf Erden!" verwirklichen. Es iſt ſtill in der Stadt, die „ſchwatzenden, ſchwülen Gewerbe" ſchweigen. Nicht das dumpfe Rollen der Laſtwagen, das Geräuſch der Sägen und der Äxte, das Hämmern des Schmiedes ſchlägt an unſer Ohr. Durch die „reinen, hallenden" Straßen (das Hallende drückt beſonders ſinnenkräftig die Leere der Räume und die ſonſtige Stille darin aus, in welcher jeder Fußtritt, jedes Wort um ſo deutlicher gehört wird) wandeln die ſonntäglich gekleideten Menſchen, — nein, weißgekleidete, Palmzweig tragende, über das Menſchliche hinausgehobene Geſtalten, Engelsgeſtalten, wie ſie uns von alten, heiligen Bildern her im Gedächtnis ſind. Der Dichter ſchaut, wie ſie wandeln, ohne Haſt, ohne Sorge, wie im Genuſſe des Wandelns; und wo ſich zwei begegnen, da ſchauen ſie ſich an „verſtändnisinnig" (denn Fremde gibt es nicht, wo die Liebe ihr Band um alle Herzen ſchlägt) und „ſchauernd in Liebe und ſüßer Entſagung küſſen ſie ſich auf die Stirne". Wie ſchön, wie feinſinnig iſt hier das Gefühl der allgemein menſchlichen, der chriſtlichen Liebe von der Erotik geſondert! Denn wo ſich die Entſagung zur Liebe findet und dieſe ſich in einem ſanften Kuß auf die Stirne genug tut, da ſchweigt die Begehrlichkeit. Aber auch der Entſagung nimmt der Dichter den Stachel durch das weiſe gewählte Beiwort „ſüß".

Und, als wollten ſie ſich ein altvertrautes ſüßes und doch nie genug ergründetes Geheimnis aufs neue andeuten, ſo ſchauen ſie hinauf nach des Heilands „Sonnenherzen", und in den Strahlen des leuchtenden Geſtirns empfinden ſie die verſöhnende abgrundtiefe Liebe des Menſchenſohnes, der auf Golgatha ſein rotes Blut dahingegeben hat; und mit dem „dreimal ſeligen" Gruße: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt", ſcheiden ſie, um ihr ſanftes Wandeln fortzuſetzen. Dreimal ſelig — eine glückliche Analogiebildung zu dem kirchlichen

Worte dreimal heilig: eben durch diesen Anklang bekommt der Schluß des Gedichtes eine kirchlich-feierliche Stimmung.

Es könnte nun im einzelnen noch gar viel gesagt werden über die Schönheiten dieses dichterischen Kunstwerkes: über die fein abgestimmten, malenden und klingenden Worte, über den feierlich wallenden Rhythmus, über die harmonisch zusammenklingenden Alliterationen, — wir können dies ruhig der selbständigen Betrachtung des Lesers überlassen. Vielleicht aber wird es nötig sein, um diesem zu einem reinen Genusse der Dichtung zu verhelfen, auf den Widerspruch hinzuweisen, der zwischen diesem herrlichen Gedicht und der faunischen Physiognomie des Dichters klafft, so wie sie uns in der Literaturgeschichte entgegenblickt. Bekanntlich hat sich auch hier der Spötter und Witzbold, dem nichts heilig ist (nicht einmal seine eigenen Hochstimmungen) nicht verleugnet. Denn er hat diesem wundervollen Geschenk seiner Muse ein Schlußstück angehängt, so häßlich und zynisch, als wenn er uns sagen wollte: „Glaubt ja nicht, daß ihr das Gedicht ernst zu nehmen hättet oder mich auf Grund dessen wohl gar zu den christlichen Dichtern zählen könntet!“

Nun, das fällt uns natürlich nicht ein. Aber es kann doch nicht geleugnet werden, daß der christliche Vorstellungs- und Gefühlskreis auf des Dichters Seele seinen bezwingenden und erhebenden Einfluß nicht verfehlt hat. Gewiß, eine vorübergehende religiöse Stimmung macht noch niemand zu einem guten Christen, aber in dem Augenblick, wo die Religion über ihn Gewalt hat, eine so schöpferische Gewalt, daß sie sein ganzes Innere erfüllt und, auf Momente wenigstens, umwandelt, dürfen wir doch an der Wahrheit seiner Gefühle nicht zweifeln; und wenn ihn dieses Gefühl zu einem solch herrlichen dichterischen Erguß und Bekenntnis wie dem vorliegenden beflügelt, so dürfen wir mit gutem Gewissen seine sonstige Leichtfertigkeit vergessen und uns dem **Genusse dieses Phantasieerzeugnisses** hingeben. Der Dichter ist dann als ein an sich unwürdiges Instrument zu betrachten, auf welchem der Finger des Unsichtbaren seine ewigen Melodien spielt.

Belsazar.

1. Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.

2. Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

3. Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hielt sein Königsmahl;

4. Die Knechte saßen in schimmernden Reihn
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

5. Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

7. Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

8. Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

9. Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

10. Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt,
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

11. Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand.

12. Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

13. „Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn,
Ich bin der König von Babylon!"

14. Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

15. Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

16. Und sieh! und sieh! an weißer Wand,
Da kam's hervor wie Menschenhand

17. Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

18. Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und totenblaß.

19. Die Knechteschar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

20. Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

21. Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Den Stoff zu diesem Gedichte hat Heine dem Alten Testamente entlehnt, dem 5. Kapitel des Daniel. Belsazar ist der Sohn des Königs Nebukadnezar, welcher außer anderen Juden auch den Daniel an seinen Hof berufen hatte, weil dessen Weisheit Fragen zu lösen verstand, welche sämtliche Weise des großen Reichs nicht zu lösen vermochten. Aber nicht nur Ratgeber kamen aus dem jüdischen Volke während ihrer Gefangenschaft an den Hof ihrer Sieger, von den jüdischen Frauen ward sogar eine, die Esther, zur Königin erhoben. Und so hat das Alte Testament aus der Zeit der Gefangenschaft der Juden eine Reihe Erzählungen, welche ihrem Nationalgefühl schmeicheln, und auf welche sie noch heute mit Stolz blicken. Die unserm Gedichte zugrunde liegende Erzählung hat außer ihrer allgemeinen Beziehung ebenfalls eine nationale Seite, und Heine, ein geborener Jude, mochte deshalb wohl besonders zu ihr sich hingezogen fühlen. Mit achtungswertem Ernst hat er sich in den Stoff versenkt.

Das Gedicht endigt mit einem hereinbrechenden Gottesgericht. Notwendigerweise muß diesem ein herausfordernder Frevel vorausgegangen sein, worüber uns der Dichter vor dem Gerichte ebenso Auskunft zu geben hat, wie über das Wann und Wo desselben. Das Ganze ist durchweg im erzählenden Tone gehalten und hat durch die Kürze der Darstellung, durch den einfachen Bau der Sätze und durch die fortschreitende Steigerung der Vorgänge große Verwandtschaft mit den Volksdichtungen. Den Höhepunkt erreicht die 13. Strophe. Wie die meisten derartigen Gedichte, zerfällt es in drei Teile. Der erste Teil geht bis zur 6. Str. Derselbe gibt in einleitender Weise über den Ort und über die Zeit des Vorgangs, wie auch über die dabei beteiligten Personen in kurzen Zügen Kunde. Der Ort, wo die Begebenheit stattfindet, ist ein Saal der großen, gewaltigen Königsburg Belsazars, welche über eine Meile im Umfange hatte, von drei hohen Mauern umgeben war und für uneinnehmbar galt. Die Zeit des Vorgangs fällt in die Mitternacht bei einem Festmahle. Die dabei anwesenden Personen sind außer dem Herrscher die zahlreichen Würdenträger seines großen Reiches, welche als Gäste in kostbaren Kleidern und Rüstungen den weiten Festsaal in schimmernden Reihen ausfüllen, und ferner die Dienerschaft. Das viermal hintereinander wiederkehrende Wort „König" weist im voraus darauf hin, daß die Dichtung um die Person desselben sich bewegen wird, so wie das Hervorheben der Mitternacht das Gespenstische der nachfolgenden Erscheinung wirksam einleitet. Auch sind die Grundzüge in dem Charakter des Königs in dem ersten Teile des Gedichts schon angedeutet, namentlich sein Wohlgefallen an wüsten Gelagen. Je toller das Jauchzen, je lauter das Klirren der Gläser, desto mehr

ist das Mahl nach seinem Sinn, desto wohler fühlt er sich. Daß er ferner ein eigenwilliges, selbstherrliches Regiment nach Art der asiatischen Herrscher führte, deutet nicht nur das Wort „störrig" an, sondern bezeugen auch die Ausdrücke, mit denen seine Untergebenen bezeichnet werden. Wiederholt werden sie Knechte genannt. Damit ist zugleich angedeutet, daß nicht sittliche Bande sie an den Herrscher knüpfen, sondern daß die gefürchtete Macht desselben es ist, welche sie zum Gehorchen bestimmt. Es sind Sklavenseelen, die auf den Wink ihres Gebieters zu allem sich hergeben, aber auch ebenso leicht zum Abfall geneigt sind, wenn sie seine Macht nicht mehr zu fürchten haben. Noch sei bemerkt, daß schon der erste Teil des Gedichts durch wirksame Gegensätze sich auszeichnet, als da sind: die wilde bacchantische Lust in der Königsburg und die stille Mitternacht über derselben, die ernst wie das Gericht immer näher rückt; ferner die in stummer Ruhe daliegenden, dunkeln Häuser der Stadt und der glänzende Saal des Schlosses, der allein aus dem Dunkel hoch emporleuchtet.

Der zweite Teil des Gedichts beginnt mit der 6. Str. Bestimmter noch als die bisherigen Strophen läßt dieselbe ahnen, daß von dem „störrigen Könige" eine Freveltat verübt werden wird. Schon seine äußere Erscheinung ruft eine solche Befürchtung wach. Seine Wangen leuchten glühend vom Übermaß des Weingenusses. Alles königlichen Selbstgefühls bar, hat er die zechende Gesellschaft durch sein Beispiel immer mehr zum Trinken und Toben fortgerissen und den letzten Rest seiner Würde preisgegeben. Ohne Scheu läßt sein stolzer, herrischer Sinn sich nun auch als Verächter jeder höheren Macht vernehmen. Was er im nüchternen Zustande der Tischgesellschaft gegenüber unterlassen haben würde, das tut er jetzt ungescheut im trunkenen Zustande, welcher die ganze Roheit seines Wesens offenbart: „er lästert die Gottheit mit sündigem Wort". Welche Gottheit er lästert, ist erst aus den folgenden Zeilen ersichtlich, die zugleich eine kurze Vorgeschichte zu dem Gedichte bringen. Wir erfahren aus denselben, daß der Tempel der Juden, den sie für unantastbar hielten, zerstört, die heiligen Gefäße aus demselben geraubt und von dem Sieger als Zeichen seiner triumphierenden Macht nach Babylon geschleppt worden sind. Die Lästerworte Belsazars sind also gegen Jehovah gerichtet. Als er sieht, daß die Tischgesellschaft in wilder Weise ihm Beifall brüllt, da läßt er es bei den bloßen Worten nicht mehr bewenden, sondern gibt diesen noch durch eine ruchlose Handlung Nachdruck, wodurch das grauenvolle Gelage noch grauenvoller wird. Er befiehlt nämlich, die heiligen Gefäße zu holen, die einst im Tempel Jehovahs zum gottesdienstlichen Gebrauch verwendet wurden, nimmt einen Becher derselben, läßt ihn mit Wein bis zum Rande füllen und spricht

mit schäumendem Munde, nachdem er den Becher bis auf den Grund geleert hat, den herausfordernden Trinkspruch:

„Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn;
Ich bin der König von Babylon!"

Mit diesen grausigen Worten endet der zweite Teil des Gedichts. Der folgende gliedert sich in drei Abschnitte. Der erste enthält die Wirkung, welche der Trinkspruch auf die Anwesenden ausübt, der zweite die Ankündigung des Gerichts, der dritte das Gericht selbst. Das Ganze ist wiederum in fortlaufender Steigerung und in wirkungsvollen Gegensätzen ausgeführt. Dem frevelhaften Trinkspruche folgt zunächst eine lautlose Stille. Die Tischgesellschaft, welche vorher dem Herrscher Beifall gebrüllt hatte, schweigt plötzlich. Noch ist nicht alle religiöse Scheu in ihnen erstorben. Kein Wort des Beifalls vermag sich ihren Lippen zu entringen. Die Grabesstille im Saale weckt den König zunächst aus seinem wüsten Taumel. Gewohnt, daß all seinem Tun Beifall gezollt wird, beschleicht ihn bei der plötzlichen Stille das bange Gefühl, daß er einen Frevel begangen habe. Dieses würde indes noch nicht imstande gewesen sein, seine störrige Überhebung zu brechen. Erst da, als er die unheimlichen Zeichen sieht, welche nach dem Frevel sofort von einer unsichtbaren Hand mit feurigen Buchstaben geschrieben werden, steigert sich seine Bangigkeit zu jähem Schreck. Die Hand ist trotz der dreifachen Mauer, welche die Königsburg umgab, in den Saal gedrungen, in welchem er sich mitten unter den Großen seines Reiches so sicher und mächtig fühlte, daß er glaubte, der ganzen Welt, Gott und Menschen, Trotz bieten zu können. In den plötzlich erscheinenden Worten an der Wand erkennt er seinen Untergang. Nun sitzt er da, totenblaß wie eine Jammergestalt mit schlotternden Knien. Stieren Blicks schauet er nach den Schriftzügen. Sämtliche Magier seines Hofes müssen kommen, die Schrift deuten. Doch niemand vermag, die Flammenschrift zu lesen. Jetzt ahnt er, daß es eine Macht gibt, gegen welche er nichts vermag, und gegen die er gefrevelt hat. Rettung ist nicht mehr möglich. In Wort und Tat hatte er die Gottheit gelästert, in Wort und Tat ereilt ihn, als den Verworfensten in der ganzen Tischgesellschaft, auch das Gericht. Auf ewig hatte er Jehovah Hohn angekündigt und gleich darauf, noch in selbiger Nacht, wird er von seinen eigenen Knechten, über die seine Macht am unzweifelhaftesten schien, ermordet. Hiermit endet das Gedicht, kurz und schlagend. Von großer Wirkung sind in seinem letzten Teile besonders die 16. und 17. Str. mit den darin vorkommenden Wiederholungen desselben Wortes, wodurch die bange Erwartung der Schauenden und das allmähliche Entstehen der Schrift trefflich dargestellt ist. Erhöhet wird das Grauen dieser ganzen Szene außer-

dem noch durch die Anwendung des unbestimmten Fürwortes „es", welches der Phantasie den freiesten Spielraum läßt und deshalb von den Dichtern bei Schauerszenen auch stets angewandt wird. Die kurzen, zweizeiligen Strophen des Gedichts, welche fast nur Hauptsätze enthalten, sowie der vorwärts eilende Jambus, der hier und dort durch Anapäste einen noch geflügelteren Gang bekommt (z. B. Str. 4 und 5), entsprechen ganz der Hast, mit welcher ein solcher Schauerstoff vorwärts drängt, während der Ernst desselben sich überall in den vielen tiefen Vokalen der männlichen Reime ablagert.

Reich ist die Ballade an charakterisierenden Beiwörtern, die zu ihrer Wirkung wesentlich mit beitragen. Die Ruhe in der Stadt wird bezeichnend eine stumme, d. i. lautlose genannt, die unheimlich plötzlich eintretende, regungs- und bewegungslose Ruhe im Königssaale dagegen eine leichenstille, als ob die Zechenden mit einem Male zu Leichen erstarrt wären. Der Becher, welcher dem Tempel Jehovahs geweihet und nur zu gottesdienstlichen Gebräuchen bestimmt gewesen war, heißt mit Recht ein heiliger. Wirkungsvoll sind namentlich diejenigen Beiwörter, welche sich auf den „störrigen", d. h. unlenksamen König beziehen. Vor der Katastrophe hat er kecken, also mehr als kühnen Mut, nachher aber sitzt er da mit schlotternden, d. h. mit erzitternden und erschlafften Knien, mit stierem, d. i. mit starrem, unbeweglichem Blick usw. Beim Vortrage des Gedichts sind die Beiwörter, wie die durch die Wiederholung hervorgehobenen Verben besonders zu beachten.

Heines Gedicht ist ein treffliches Beispiel dafür, wie freischaltend die Phantasie — Einzelner wie ganzer Völker — mit den überlieferten Erzählstoffen verfährt. Gegenüber seiner Vorlage, dem 5. Kapitel des Danielbuches, hat sich der Dichter manche Abweichung erlaubt. Es sei nur darauf hingewiesen, daß Daniel, der Deuter der Flammenschrift, bei ihm überhaupt nicht erscheint, daß somit auch die Deutung der Rätselworte unterbleibt. Dies wegzulassen, dazu veranlaßte den Dichter das „Gesetz der poetischen Sparsamkeit", wonach alles das als überflüssiges Beiwerk vom Übel ist, was nicht der Idee des Kunstwerks dient. Diese Idee aber ist in dem vorliegenden Falle keine andere als die, zu zeigen, wie ein übermütiger Herrscher für seinen Frevelmut den verdienten Lohn empfängt, wobei jedoch das Schauerliche, das die geisterhafte Ankündigung des Gerichts umschwebt, als der poetischen Ausgestaltung dieser Idee wesentlich erscheint. Dies durfte auf keinen Fall weggelassen werden, oder das Gedicht wäre ein anderes geworden. Dagegen spricht für das Weglassen Daniels noch der Umstand, daß dadurch die Einheitlichkeit des Gedichtes gewonnen hat, indem sonst dem einen Helden (Belsazar) noch ein zweiter (Daniel) zur Seite getreten wäre. Wir müssen bei all diesen Er-

wägungen festhalten, daß unser Gedicht durchaus auf Knappheit, Kürze, Wortkargheit gestellt ist. Diese Knappheit bildet seinen „Stil"! Es gibt auch einen ausgeführten, malenden Stil; für diesen wäre die Einfügung Daniels und die weitere Ausmalung des Ereignisses natürlich erlaubt gewesen.

Heines Vorlage im Danielbuche aber ist selbst schon eine Sage, d. i. die dichterische Ausgestaltung heute nur schwer festzustellender geschichtlicher Ereignisse durch Volkes Mund. Daniel selbst ist nur eine sagenhafte Gestalt, alle Erzählungen von ihm sind tendenziöser Art: Sie sollen die Vortrefflichkeit des frommen Juden mitten unter heidnischer Bevölkerung erweisen. Die Rätselworte an der Wand sind uraltes Volksgut. Sie sollen gelautet haben: „Mene, mene, tekel, upharsin", und Daniel deutet sie: „Gezählt, gezählt, gewogen und zu leicht befunden". Diese Deutung soll aber willkürlich und falsch sein. Geschichtlich steht ferner fest, daß Nebukadnezars Nachfolger nicht Belsazar, sondern Evil-Merodach, und daß der letzte König von Babylon gleichfalls nicht Belsazar, sondern Naboned geheißen hat. Der Fall Babels erfolgte ohne Schwertstreich durch Übergabe der Stadt und Gefangennahme des Naboned durch den Feldherrn des Kyros, Gobryas, im Jahre 538*). Doch solche Feststellungen haben mit der ästhetischen Würdigung des Gedichts nichts zu tun; sie sollen uns nur dazu dienen, daß wir Dichtung und Geschichte sorgfältiger auseinander halten, als es gewöhnlich geschieht.

Zum Vergleich mit Heines Ballade möge ein Gedicht von Uhland herangezogen werden: „Das Glück von Edenhall", dem der bekannte Spruch „Hochmut kommt vor dem Fall" ebenfalls zugrunde liegt. (Vergl. Erläuterungen, Band III.)

Thema.

Bestrafter Frevelmut.

Heines „Belsazar" und Uhlands „Glück von Edenhall" — ein Vergleich.

Zwei unserer schönsten Balladen sind Heines „Belsazar" und Uhlands „Glück von Edenhall". Nicht nur in der ihnen zugrunde liegenden Idee, sondern auch in der Art ihrer Darstellung ähneln sie einander so sehr, daß es lockt, genauer zu erforschen, worin sie übereinstimmen und worin sie sich unterscheiden. Beide berichten uns eine Freveltat und ihre üblen Folgen. Dies weist uns die Gesichtspunkte an, nach denen wir uns unserer Aufgabe entledigen können. Wir betrachten zuerst die Frevler, sodann die Freveltat und endlich das über jene hereinbrechende Gericht.

Der Held des Heineschen Gedichtes ist der uns aus der Bibel bekannte babylonische König Belsazer. Wir haben ihn uns zu denken als einen Mann in reiferen Jahren. In unzähligen Schlachten hat sein starker Arm gefochten,

*) Vergl. Max Haller: „Das Judentum". Göttingen 1914, S. 239 ff.

die Narben fehlen seiner Stirne nicht, und sein eiserner Wille hat das große Reich an straffem Zügel zu leiten gewußt. Sein ganzes Verhalten im Kreise seiner „Knechteschar" ist das eines orientalischen Despoten. Ein solcher ist ja der einzig Freie unter lauter „Knechten". Untertanen, frei und freudig gehorchende Bürger hat er nicht, sondern nur widerwillig gehorchende Sklaven, Menschen, die lediglich durch Furcht und Hoffnung auf Lohn im Zaum zu halten sind. Unter seinen Augen sich krümmend wie ein Wurm und jedem leisen Wink womöglich noch zuvorkommend, ergreifen sie doch gern die Gelegenheit, sowie er den Rücken gewandt hat, sich für die schmerzende und entwürdigende Kränkung schadlos zu halten. Jetzt noch mit dem Könige zechend und in jauchzender Lust seinen frechen Scherzen Beifall brüllend, fallen sie sogleich von ihm ab und wenden sich gegen ihn, da ihn sein Glück verläßt.

Ein solches Los ist der Entwicklung eines Charakters nicht günstig. Wer immer nur Knechte um sich sieht, muß zu einer Verachtung der Menschheit und zu einer Überschätzung seines eigenen Selbst kommen. Wer sich jede Lust nach Laune gewähren kann und dabei nie auf Hindernisse stößt, der wird herrisch, übermütig, launisch, eigensinnig. Ein Wahn von Größe muß in ihm aufkeimen, der schließlich vor dem Heiligsten nicht mehr halt macht und, tritt ja einmal ein Hindernis seiner Willkür entgegen, sich in Starrsinn, ja in schäumender Wut entladet. So zeichnet uns der Dichter diesen Halbgott auf dem Throne: störrig, keck, frech, wild.

Der Held des Uhlandschen Gedichts gehört ebenfalls der herrschenden Klasse an. Es ist ein junger Edelmann, einer der englischen Barone, und es ist noch nicht lange, daß er seines heimgegangenen Vaters Erbe angetreten hat. Auch in der Lebensführung solcher Menschen liegt etwas den Charakter Gefährdendes. Auch sie werden durch die Leichtigkeit, mit der sie sich ihre Wünsche gewähren können, üppig, genußsüchtig oder blasiert, und die Schmeichler, die den Besitzenden immer umschwärmen, tragen ebenfalls dazu bei, daß sie niemals zur Klarheit über sich selbst kommen, daß sie sich überschätzen und am Ende meinen, es müsse sich alles um sie drehen. Nimmt man dazu noch die gewöhnlichen Fehler der Jugend: Leichtfertigkeit, Übermut, Hang, durch irgendeine Kraftleistung zu glänzen, so hat man das Charakterbild des Junkers von Edenhall, wie es uns der Dichter entwirft, beisammen.

Aus solchen Charakteren erklärt sich nun auch zur Genüge die Freveltat: In beiden Fällen geschieht sie im Kreise lustiger und abhängiger Zechgenossen: Trunkenheit und die Sucht, vor ihren Kreaturen womöglich noch im Ansehen zu steigen, vielleicht auch ein schauderndes Gelüste, das Unerlaubteste zu tun, haben also ihren Hauptanteil an der Tat.

Es ist in der alten Großstadt Babylon, um die Mitternachtsstunde. Da hält eben in der Burg Belsazer mit seinen Knechten sein gewöhnliches Gelage. Und seine Wangen röten sich vom Wein, seine klaren Gedanken verwirren sich. In seinem Cäsarenwahn mißt er sich mit der Gottheit, fordert er sie gleichsam zu einer Kraftprobe heraus. Schon manches Lästerwort ist gefallen, da wagt er das Äußerste: Die heiligen Tempelgefäße aus Jerusalem läßt er herbeibringen, und indem er einen Becher Weines gierig leert, erklärt er mit frecher Stimme dem Judengotte den Krieg. Wohl darf man zu seiner Entschuldigung sagen, daß es keine der babylonischen Nationalgottheiten war, welche er lästerte, sondern der Volksgott eines kleinen, verachteten und fast vernichteten Völkchens. Aber für eine gar zu geringe Gottheit kann Belsazer Jehova nicht gehalten haben; was hätte es sonst für einen Wert gehabt, daß er, der König von Babylon, sich mit ihm mäße! Und dann — dies ist die Hauptsache — hatte er ein klares Bewußtsein, daß er etwas Lästerliches tat: Hastig leert er den Becher, und kaum ist

das grause Wort dem Gehege seines Mundes entschlüpft, da bereut er es schon. Er war sich also bewußt, daß es Gotteslästerung war, was er beging.

Ein solch schlimmes Vergehen ist nun freilich dem Lord von Edenhall nicht anzurechnen. Als er in trunkner Gäste Schwall dem Schenken befahl, das altehrwürdige Heiligtum der Familie herbeizubringen, da konnte er sich wohl recht freisinnig und aufgeklärt fühlen. Wie? Ein leicht zerbrechliches Glas sollte die Grundlage des Glückes derer von Edenhall sein? Die Geschichte von der Fee war ja wohl überhaupt ein Märchen. Welcher nachweisliche Zusammenhang könnte auch bestehen zwischen einem Trinkglas und dem Gedeihen und Blühen eines Geschlechts? Das ist ja Aberglaube! Und übermütig stößt er so derb mit dem Glase an, daß es gellend springt.

Worin besteht nun seine Freveltat? Darin, daß er das von seinen Vätern Überkommene nicht ehrte, daß er sich leichtherzig hinwegsetzte über die ganze stolze Vergangenheit seines Geschlechts, daß er mit dessen Traditionen ohne Not brach, kurz, in Pietätlosigkeit.

In beiden Fällen bricht das Gericht über die Frevler unmittelbar herein. Bei Heine erfolgt erst noch eine Ankündigung des Unheils: die Flammenschrift an der Wand, die keiner der Magier zu deuten wußte. Nach dem Berichte des Buches Daniel war es dieser Prophet, der die Worte deutete als „Mene, tekel, upharsin", d. i. „Gezählt, gewogen, zu leicht befunden"; nach demselben Berichte erreichte auch den Frevler das Verderben erst viel später: Er wurde von Cyrus besiegt und fiel in der Schlacht. Eine solche Wendung konnte der Dichter natürlich nicht brauchen. Die Einheit des Gedichtes erforderte, daß die Katastrophe sogleich eintrat, und der große Frevel erforderte auch eine größere Sühne. So läßt er also den Gotteslästerer noch in derselben Nacht von seinen eigenen Knechten umbringen, — ein ruhmloser, schmachvoller Tod!

Noch rascher ereilt den jungen Fürwitz von Schloß Edenhall sein Geschick. Im selben Augenblick, da das Trinkglas zerspringt, berstet auch das Gewölbe, worin die übermütige Gesellschaft tafelt. Durch die Risse dringt die Flamme herein und mit ihr der Feind, der vermutlich eine Mine unter das Schloß gelegt hatte. Die Gäste retten sich, so gut sie können, der Junker, das zersprungene Glas noch in der Hand, fällt unter dem Schwerthieb des Ersten, der ihn trifft. So schnell, so grausig war das Ergebnis der Probe, die er mit dem Glück von Edenhall anstellte! Wenn er das geahnt hätte! Übrigens verdient Beachtung, daß, wie des Junkers Übeltat weniger schlimm gewesen ist als die des Königs von Babylon, auch die Vergeltung minder hart ausfällt. Denn vom Feinde erschlagen zu werden, hat nichts Entehrendes an sich, wie man das vom Tode Belsazers sagen muß.

Zum Schluß kann man noch die Frage aufwerfen: Steht denn wirklich das Unheil, das beide Frevler erreicht, im ursächlichen Zusammenhang mit ihrer Tat? Wäre etwa Belsazer von seinen Knechten nicht umgebracht oder von Cyrus nicht besiegt worden, wenn er sich jener Gotteslästerung nicht schuldig gemacht hätte? Und wäre etwa Schloß Edenhall vom Feinde verschont geblieben, wenn der junge Schloßherr das Kelchglas geschont hätte? War nicht das Schloß unterminiert, lange bevor der Lord auf seinen frevelhaften Gedanken kam?

Gewiß, so sieht die Sache aus, wenn wir sie nüchtern betrachten! Aber die Dichter betrachten eben die Dinge nicht nüchtern, und — sie haben auch recht! Sie zeigen uns eine Freveltat und ein kurz darauf hereinbrechendes Unheil, und sie lassen die Möglichkeit offen, daß hierzwischen ein ursächlicher Zusammenhang bestehen könnte, daß hier eine höhere Hand im Spiele sein könnte. Und eben darin besteht das Erhabene, das Niederschmetternde solcher Erfahrungen. Wir stutzen; wir fragen uns: Am Ende

hängt doch beides miteinander zusammen? Und so werden wir demütig und bescheiden; wir fassen erneut den Vorsatz, in der uns zugewiesenen Schranke zu bleiben und die Gottheit und die Alten zu ehren, wie es ihnen zukommt.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

1.

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?"

„„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das tote Gretchen,
Da tut das Herz mir weh.""

„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton,
Das ist zu Köln am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Der Sohn, den führet sie,
Sie singen beide im Chore:
Gelobt sei'st du, Marie!

2.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid,
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend'
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil',
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht
Und bildete draus ein Herz:
„Bring' das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz."

Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köln in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist tot jetzund;
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'.

Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt sei'st du, Marie!"

Der Sohn nahm seufzend das Wachherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Träne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugt sich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut alles im Traume
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war tot;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot.

Die Mutter faltet die Hände;
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt sei'st du, Marie!"

Diese Ballade hat nach Inhalt und Form ein so volkstümliches Gepräge, daß man beinahe glauben sollte, sie sei ein unmittelbares Volkslied. Der einfache Bau derselben, das sprungartige Weiterführen der Begebenheit, die häufige Wiederholung desselben Wortes, der wundersam ergreifende Refrain, der kindlich-gläubige Sinn, welcher aus ihr spricht — alles dieses ist dem Volksliede abgelauscht. Und welch ein schönes, poetisches Gemälde stellt sie dar: das Herzweh eines liebesiechen Jünglings, den frommen Sinn einer besorgten Mutter, eine feierliche Prozession an den mit Kapellen so reichen Ufern des grünen Rheins, im Hintergrunde die altersgrauen Türme von Köln. Und dieses Gemälde wird trotz eines romantischen Anhauchs in meisterhafter Einfachheit ohne allen Flitterschmuck der Romantik entrollt. Dasselbe bringt das alte und doch ewig neue Lied von der Liebe Weh und Pein. Obschon hier der Liebesschmerz sich nicht in maßloser, leidenschaftlicher Erregtheit äußert, wie dies in vielen Balladen der Art der Fall ist, so ist er darum nicht weniger tief, ja gerade dieser stumme Schmerz spricht für die Tiefe der Wunde. Unser Jüngling ist durch den Verlust Gretchens so an Leib und Seele gebrochen, daß er sich gar nicht einmal mehr aufrechthalten kann. Das blühende Leben ist bis zum Tode geknickt, alle jugendliche Tatkraft geschwunden. Nicht er ist die handelnde Person in dem Gedichte, sondern die Mutter ist es, der er willenlos in allem folgt. Seine Gedanken weilen allein nur bei dem toten Gretchen, so daß er nicht einmal sieht und hört, was um ihn vorgeht. Ganz Köln hat sich zu einer feierlichen Prozession nach Kevlaar gerüstet; er weiß es nicht; die Mutter muß ihn erst darauf aufmerksam machen. Ihr Werk ist es, daß er aufsteht und an der Prozession mit teilnimmt. Sie

muß ihn führen, ihm das Wachsherz formen und ihm die Weisung geben, dasselbe der himmlischen Jungfrau zu opfern. Selbst sein Gebet ist ihr Werk. Welch tiefes Weh spricht aus diesem willenlosen Tun, ein Weh, welches nur der Tod heilen kann, der denn auch den armen Jüngling von seiner Qual erlöst.

Wunderbar schön hat der Dichter den Tod als das Werk der heiligen Jungfrau dargestellt und ihn nicht als den natürlichen Verlauf des tiefen Wehs eintreten lassen. Dadurch wird derselbe nicht nur mit der Wallfahrt in Zusammenhang gebracht, er entspricht auch ebensosehr der frommen Gläubigkeit, wie der poetischen Auffassung. Für ein so freudenloses Dasein, welches nur noch Tränen und Seufzer kennt, ist der Tod eine Wohltat. Sehr schön hat der Dichter daher seine Ballade auch mit den Worten geschlossen:

„Gelobt sei'st du, Marie!"

Diese Worte sind hier um so ergreifender, als sie aus dem Munde der Mutter kommen, die auf eine andere Lösung gerechnet hatte. Schöner konnte die fromme, stille Ergebung dieser einfachen Frau nicht dargestellt werden, als durch jene Worte, die als Schluß nach jedem Teile der Ballade wiederkehren. In ihnen ist gleichsam der Grundton des ganzen Gedichtes zusammengefaßt. Unausgesprochen zieht er sich durch alle Strophen und vereint in sich auch den zuversichtlichen Glauben der übrigen Waller, die ebenfalls hilfesuchend zu dem Bilde der Jungfrau ziehen.

So trefflich nun auch die Ballade ist, so finden sich doch auch in ihr einige Stellen, welche die Stimmung verletzen. Es ist dies namentlich in der 4. Str. ihres zweiten Teiles der Fall. Es paßt nicht zu der ernsten Stimmung, das Tanzen auf dem Seil und das Spielen der Bratsche heranzuziehen. Eine solche Ausführung ist eher geeignet, die poetische Täuschung zu zerstören, als das Kindlich-Gläubige anschaulich zu machen. Die Strophe könnte füglich ganz wegbleiben. Ebenso wäre es besser gewesen, das Erwachen der Mutter auf eine andere Weise als durch das Bellen der Hunde zu begründen, obschon Heine hier einem weitverbreiteten Volksglauben gefolgt ist, daß lautes Bellen der Hunde während der Nacht den Tod eines Hausbewohners ankündige.

Die Grenadiere.

1. Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen,
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

2. Da hörten sie beide die traurige Mär,
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer,
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

3. Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"

4. Der andere sprach: „Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben."

5. „Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit beff're Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

6. Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

7. Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand
Und gürt' mir um den Degen.

8. So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

9. Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab',
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen."

Diese Ballade gehört zu Heines ersten Jugenderzeugnissen, und doch trägt sie schon die Eigenart seiner späteren Dichtungen in sich: volkstümliche Sprache, rasche Entwickelung, fesselnde Ausführung und eine überschwengliche Schwärmerei für Napoleon und Frankreich, die dem Dichter bis ans Ende seines Lebens geblieben ist und bei einer Besprechung seiner Dichtungen auch nicht umgangen werden kann, wenn sein eigenartiges, ihn von anderen deutschen Dichtern unterscheidendes Wesen hervorgehoben werden soll. Die Ballade

ist wiederholt vertont worden. Eine dieser Vertonungen ist dem französischen Marschall Soult gewidmet. Das Gedicht wurde mit großem Beifall aufgenommen, besonders von den Franzosen, und erwarb Heine die seltene Auszeichnung, daß er das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Vom Jahre 1836 an bis 1848 erhielt er auch eine feste Einnahme von jährlich 4000 Franken.

Gehen wir nun auf das Gedicht näher ein. Es bringt in einer erschütternden Szene die Begeisterung zur Darstellung, mit welcher ein Teil der französischen Soldaten, besonders die Grenadiere, an dem Kaiser hingen. Diese Begeisterung ist ihnen bis zum völligen Sturz des Gewaltigen geblieben, was bei dem französischen Volke nicht der Fall war, indem dieses schon vorher die unaufhörlichen Kriege des ehrgeizigen Mannes satt hatte und es geschehen ließ, daß die Militärpflichtigen, von der Bevölkerung geschützt, sich massenhaft in den Wäldern und in den Gebirgen verbargen, um der Aushebung zu entgehen. Die Zahl solcher Flüchtlinge schlägt selbst Thiers auf 60000 an. Die Grenadiere der alten Garde dagegen hielten fest an Napoleon und hatten nach dessen Rückkehr von Elba ihre Adler mit Flor umwunden und gelobt, sie nicht eher zu enthüllen, als bis die Ehre des Kaiserreichs gerächt sei. Bei einem der uns im Gedichte vorgeführten Grenadiere ist die Begeisterung für den Kaiser, man kann wohl sagen, bis zur abgöttischen Verehrung gestiegen. Der Kaiser und seine Kriege gelten ihm als das Höchste, was es gibt im Leben wie im Tode. Bezeichnend für seine Worte ist die in demselben sich findende Wiederholung des Wortes Kaiser. Bei dem andern hat die Begeisterung diese überschwengliche Höhe nicht erreicht; der Gedanke an den Kaiser überwiegt daher bei ihm nicht alle anderen Empfindungen. Beide Krieger haben den Feldzug nach Rußland mitgemacht, diesen Feldzug, der so verhängnisvoll endete. Mit $^1/_2$ Mill. Soldaten war Napoleon nach Rußland gezogen. Heimlich, furchtsam, es möchte ihn irgend eine rächende Hand erschlagen, kehrte er in einem Schlitten in der größten Eile durch Deutschland nach Paris zurück. Von dem ganzen Heere erreichten etwa 50000 die Heimat wieder. Die übrigen waren entweder jammervoll durch Hunger und Kälte umgekommen, oder wie unsere beiden Grenadiere in die Gefangenschaft geraten. Glücklich sind sie derselben endlich entronnen, kommen nach Deutschland, um nach Frankreich zu ziehen und von neuem in das Heer Napoleons zu treten. Vergessen sind die Schmerzen der Wunden, vergessen die harten Strapazen und unsäglichen Entbehrungen, die sie zu erdulden gehabt haben. Ungebeugt und kampfesmutig ziehen sie vorwärts mit dem stolzen Bewußtsein, der Armee des Mannes anzugehören, vor der ganz Europa erzitterte. Da vernehmen sie die Kunde, daß der

Kaiser gefangen genommen und alles verloren sei. Vom Schmerz übermannt, brennen vor Gram und Unmut die alten Wunden. Sie können sich der Tränen nicht enthalten und klagen weinend einander ihr Leid. So viel Bitteres sie auch schon zu tragen gehabt, der jetzige Augenblick ist der bitterste ihres Lebens. Den einen hält nur der Gedanke an Weib und Kind noch aufrecht, der andere hängt an nichts mehr in der Welt. Er ist von der Schreckenskunde bis zum Tode getroffen und nicht imstande, Frankreich lebend zu erreichen. Das ganze Dasein hat jeden Reiz für ihn verloren, alles ist ihm gleichgültig geworden. Der Kaiser ist sein einziger und sein letzter Gedanke, mit dem er ins Grab steigen will. Da will er liegen, gerüstet mit Degen und Flinte, bis Kanonengebrüll und wiehernder Rosse Getrabe verkünden, daß der Kaiser von neuem seine Scharen zum Kampfe und zum Ruhme führt. Dann will er als Geist gewaffnet aus dem Grabe steigen, um sicherer auszuführen, was er als Lebender nicht vermocht hat: den Kaiser zu schützen und so den Kriegsruhm Frankreichs, der ihm das Höchste im Leben wie im Tode ist, wieder herzustellen.

Heine hat hier den Volksglauben, daß der Tod ein Schlaf sei und der Tote wieder erscheinen könne, in geschickter Weise zur Verherrlichung Napoleons verwandt, obschon dieses Ruhen im Grabe mit den Waffen, um zu neuen, blutigen Kämpfen wieder herauszusteigen, unleugbar etwas Fürchterliches hat. Nicht minder grauenhaft ist auch der Lebensüberdruß des Grenadiers bei der Nachricht von der Gefangennahme des Kaisers. Wohl sind die Beispiele nicht selten, daß in der Aufregung des Kampfgewühls Krieger bei der Kunde, daß die Schlacht für sie verloren gegangen, sich den Tod gaben; hier aber fehlt die leidenschaftliche Erregung, welche eine Schlacht erzeugt; es kennzeichnet dieser Umstand indes um so mehr die ausschweifende Begeisterung für Napoleon, mit dessen Andenken man einen förmlichen Kultus getrieben hat. Heine teilte diesen Kultus und mit ihm teilten ihn viele Deutsche. Schon als 13jähriger Gymnasiast rief er bei der Anwesenheit des Kaisers in Düsseldorf aus: „Wie ward mir, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber! Hosianna dem Kaiser.“ — Über die Gefangenschaft desselben auf Helena sagt er: „Britannia! dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Wasser genug, um von dir die Schande abzuwaschen, die der große Tote dir sterbend vermacht hat. — Bis in die spätesten Zeiten werden die Knaben Frankreichs singen und sagen von der schrecklichen Gastfreundschaft des Bellerophon (das englische Kriegsschiff), und wenn diese Spott- und Tränenlieder den Kanal hinüberklingen, so erröten die Wangen aller ehrsamen Briten. Einst aber wird dieses Lied hinüberklingen, und es gibt kein Britannien mehr; zu Boden ge-

worfen ist das Volk des Stolzes, Westminsters Grabmäler lieger zertrümmert, vergessen ist der königliche Staub, den sie verschlossen Und St. Helena ist das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und Okzidents wallfahrten in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch große Erinnerungen an die Taten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Las Cases, Omeara und Antimarchi!" Es bedürfen diese in ihrer Nachbildung des christlichen Glaubensbekenntnisses geschmacklosen und unser religiöses Empfinden verletzenden Worte keines Kommentars. Sie haben sich nicht erfüllt, sind vielmehr in ihr Gegenteil umgeschlagen. Die Napoleonschwärmerei eines Heine wird jetzt selbst innerhalb der französischen Landesgrenze nur noch von sehr wenigen geteilt.

Über Heines vaterländische Gesinnung gehen die Meinungen weit auseinander. Es mag richtig sein, daß er durch seinen langen (unfreiwilligen) Aufenthalt in Paris seinen deutschen Landsleuten mehr und mehr entfremdet wurde, — zumal ja manches in seiner Veranlagung dem französischen „Esprit" näher stand als dem deutschen „Gemüt". Aber man darf doch zu seiner Entschuldigung anführen, daß die deutschen Zustände des dritten und vierten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts trostloser Natur waren, nichts weniger als geeignet, sich daran zu erbauen und Lobeshymnen darauf anzustimmen! Und daß Heine — der übrigens trotz des französischen Jahresgehaltes seine Gesinnung niemals verkaufte und z. B. über den Minister Guizot in der Cottaschen Abendzeitung Dinge erzählte, die ihm leicht den Verlust seiner Pension hätten zuziehen können — in seinem tiefsten Herzen sich dennoch als Deutscher fühlte und sein Deutschland liebte, das bezeugt einwandfrei das nachfolgende Gedicht, dessen man nie vergessen sollte, wo über des Dichters Patriotismus zu Gerichte gesessen wird.*

---

*) Über Heine den Menschen möge doch hier noch eine Stelle aus Engels Literaturgeschichte Platz finden, die von den Ausführungen Gudes (S. 198) wesentlich abweicht: „Der Verfasser dieser Literaturgeschichte hat eine Reihe glaubwürdiger Männer gekannt, die mit dem Menschen Heine menschlich umgegangen sind. Der Dramatiker und Geschichtschreiber Klein, der Maler Max Michael, der von Heine schonungslos verspottete Dichter Wihl, der mit Heine durch jahrelange Freundschaft verbundene Alfred Meißner — sie alle haben ihm übereinstimmend berichtet, daß sie wenig gütigere, opferbereiter Freundschaft fähigere Menschen gekannt haben als den „Charakter ohne jede sittliche Kraft" Heinrich Heine. Es gehört zu seinem Spötterbilde, wenn er selbst über seine Hilfsbereitschaft, „zu jeder Geldsammlung für irgendeinen edlen Zweck oder unverschuldetes Unglück mitzusteuern, beinahe mehr als seine Mittel es gestatteten," zu Meißner lächelnd und wie zur Entschuldigung sagte: „Ich liebe, von Zeit zu Zeit meine Visitenkarte bei dem lieben Herrgott abzugeben." Vielleicht das Beste über Heine den Menschen hat

Deutschland.

1. Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme;
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

2. Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

3. Er ist ein cappisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche
Und schlägt euch, damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

4. Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen:
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzwei geschlagen!

5. Ja, du wirst einst wie Siegfried sein
Und töten den häßlichen Drachen;
Heisa! Wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

6. Du wirst ihn töten und seinen Hort,
Die Reichskleinodien, besitzen.
Heisa! Wie wird auf deinem Haupt
Die goldene Krone blitzen!

In diesem Gedicht tritt uns ein Zwiefaches entgegen: einmal die Klage über die unbefriedigende Gegenwart Deutschlands, und sodann die Zuversicht in seine glänzende Zukunft, — dergestalt jedoch,

---

mit dem unfehlbaren Scharfblick der Jugend ein Göttinger Student Peters an einen gemeinschaftlichen Freund Spitta, den späteren frommen Liedersänger, 1822 geschrieben:

Heine spielt Karten mit seinen tieferen Gefühlen. Nichts scheint ihm heilig genug zu sein, um es nicht dem Witze und seiner verhaßten Ironie zu opfern, und sein immer wiederkehrendes, gewöhnlich höhnisches Selbstauslachen am Schlusse verletzt mich. Aber man muß ihm auch nicht zu wehe tun: er ist bei all seinen leichtfertigen, boshaften und übermütigen Witzen in den letzten Gründen ein tieffühlender, weicher Mensch, den man durch ernste Vorwürfe leicht bis zu Tränen rührt. — Und von Heines gutem Kenner Richard Wagner, dessen Wort gerade gewisse Heinehasser beachten sollten, rührt ein eingehendes Urteil her, aus dem eine Stelle die Wiedergabe fordert:

Nicht genug, daß wir geduldig zusehen, wie unsere Polizei dies herrliche Talent von seinem vaterländischen Boden verjagt, daß wir übersehen, wie seine üppige Wurzel aus der Erde gerissen wird, die ihr allein Nahrung geben konnte, daß wir durch unsere Indifferenz ihn endlich gegen sich selbst blasieren, daß wir ihn zwingen, aufzuhören, Deutscher zu sein, während er doch nimmermehr Pariser werden kann, — nicht genug, daß wir ihm das Terrain so weit abschneiden, daß seiner strotzenden Fülle nichts weiter übrig bleibt, als an dem Lächerlichen, was man ihm, ohne es vielleicht zu wollen, übrig läßt, seinen Witz zu üben, — nicht genug, daß wir gleichgültig und kleinmütig dieser Verstümmelung eines Talentes zusehen, das bei glücklicherer Pflege an die größten Namen unserer Literatur gereicht haben würde; — nein, wir freuen uns auch und klatschen in die Hände, wenn diesem Heine endlich eine Behandlung widerfährt, wie wir sie bei uns gegen Sechzehn-Groschen-Rezensenten anzuwenden die praktische Gewohnheit haben! Man tut dies in Deutschland mit einer ungestümen Schmähgier, daß man nicht einmal die Zeit findet, usw."

daß diese jene bis zum völligen Verstummen übertönt. Es ist ein kühn optimistisches Treuebekenntnis zum Vaterland, wie man es dem Besten dieser Art aus dem Munde der deutschen Reichsherolde Schenkendorf und Geibel nur an die Seite zu setzen vermag.

Die Klage tritt eigentlich nur hervor in der Vergleichung Deutschlands mit einem kleinen Kinde. So schwach, so hilflos, so unwissend, so regellos und launisch, so im Unterbewußten webend, so geringschätzig angesehen wie ein Kind war ja das Deutschland vom Untergang des alten bis zum Aufgang des neuen Kaisertums; und der im Ausland lebende Heine hatte wohl den rechten Blickpunkt für diese Einschätzung seines Vaterlandes. Aber schon in der Bezeichnung Kind liegt etwas Hoffnungsvolles, — die Überzeugung, daß wir nichts bleibend Unvollkommenes vor uns haben, sondern ein Werdendes, Wachsendes, seiner Vollendung Entgegensehendes!

So tritt denn auch bereits in der zweiten Zeile das positive „doch" auf. Von den Wachstumsbedingungen des Kindes Deutschland redet der Dichter zuerst, und er schätzt sie als die allergünstigsten ein. Es fehlt dem Kinde nicht an der Nahrung: Die Sonne selbst ist seine Amme, und ihre wärmenden Strahlen sind die Milch, mit denen sie das Kindlein säugt. Woran der Dichter bei diesem Vergleiche gedacht hat? Vielleicht an den Sonnenglanz der deutschen Kunst und Philosophie, den ja der Dichter auch seinem Adoptivvaterlande wie eine Morgenröte in so mancher wertvollen Schrift hat über dem Horizonte aufblühen lassen; vielleicht auch schwebte ihm nur der deutsche Geist selber vor, den er in sich selbst verspürte als ein zehrendes Feuer; vielleicht auch hat er an die wirkliche Sonne gedacht, — obgleich ja freilich Deutschland kein eigentliches Sonnenland ist, wie etwa Italien. Aber wenn man dieses vielleicht als in einem direkten kindlichen Verhältnis zur Sonne (seiner Mutter) stehend betrachten darf, so kann wohl letztere mit vollem Rechte wenigstens als Amme Deutschlands angesprochen werden.

Doch wie dem auch sei: der Dichter hat ein lebendiges Gefühl von der deutschen Kraft. Er fühlt sie sich regen in den kindlich unausgebildeten Gliedern, er sieht sie wie kochendes Blut ihre Adern durchpulsen. Und so hält er denn warnend den „Nachbarskindern" ein Bild des „jungen Burschen" vor Augen, das ihnen wohl die Lust nehmen konnte, mit ihm anzubinden! Ein „täppisches Rieselein" nennt er ihn mit einem komischen Diminutiv; denn kann wohl ein Riese klein sein? Aber gemeint ist eben ein junger Riese, einer, der wohl noch verhältnismäßig schwach ist, in dem sich aber doch bereits die werdende Kraft ankündigt und in seinen täppischen Bewegungen wie in mancherlei tollen Streichen sich entladet. Eine Eiche aus dem Boden zu reißen und dem Angreifer damit den Rücken durchzubläuen, ist ihm ein Kinderspiel. In seinen eigenen Sagen

hat ja unser Volk diese noch in ihm schlummernde Riesenkraft vorgebildet: in Jung-Roland, der den Riesen im Ardennenwalde — sechs tapfern Helden zum Trotz — allein überwältigte, und in Jung-Siegfried, der das frischgeschmiedete Schwert sogleich dazu benutzte, den Amboß des Schmiedes damit entzweizuschlagen (gleich ein Beispiel für die Tapsigkeit der ungezügelten Kraft!). Den „edlen Fant" nennt ihn der Dichter, — abermals mit einem innern Widerspruch, denn im Grunde ist doch ein Fant ein Geck, ein auf nichtige Dinge und vor allem auf die Bespiegelung seiner Person großes Gewicht legender unreifer Mensch. Aber durch die Beifügung des Wortes „edel" verliert eben der Begriff „Fant" seine üble Bedeutung, und das Wort bedeutet nun bloß noch einen jungen, unerzogenen, noch zu keiner nützlichen Tätigkeit taugenden Burschen.

Mit der fünften Strophe nimmt nun die poetische Empfindung des Dichters höheren Schwung. Durch die Anrede „du" wendet sich das Gedicht ins Hymnische; durch den Eingang mit „Ja" tritt das Positive der beiden Schlußstrophen noch lebhafter hervor, und die jedesmaligen Ausrufe, mit denen die beiden Strophen schließen, zusammen mit der frischen Interjektion „Heisa", lassen das Gedicht mit einem volltönenden Akkord ausklingen.

Der Vergleich mit Siegfried wird beibehalten und zu einer vollständigen Parabel ausgesponnen. Nicht allein die sich jugendlich dehnende und reckende Helden*kraft*, sondern auch das ernste Helden*werk* lenkt nun das Auge des Dichters auf sich. Den alten, häßlichen Drachen wird der junge Deutschland-Siegfried töten — die innere Uneinigkeit wird überwunden werden —, und den Nibelungenhort wird er sich aneignen, — die alten Reichskleinodien, Kaiserkrone und Zepter: „Heisa, wie freudig vom Himmel herab wird deine Frau Amme lachen! Heisa, wie wird auf deinem Haupte die goldene Krone blitzen!"

Welch frischer, freudiger Glaube an die deutsche Zukunft! Wahrlich, den Mann, der dies gedichtet, nicht zu Deutschlands Söhnen zählen zu wollen, wäre schmähliches Unrecht! Aus diesem Liede grüßt uns echt deutscher Geist, deutsches Hoffen und Glauben, und ein Herz voll ehrlicher, heißer Liebe zum Vaterlande schlägt uns daraus entgegen. Dabei, auch rein ästhetisch betrachtet, welch erquickliche Leistung! Aus einer großen, einheitlichen Anschauung hervorgewachsen, organisch in allen seinen Einzelzügen, erfreut es zugleich durch seinen markigen, männlichen Ton, wie durch eine durchaus eigentümliche, kraftvolle Sprache. Und in bezug auf Rhythmus und Sprachmelodie läßt auch dieses Gedicht die Meisterschaft und Feinfühligkeit nicht vermissen, die zu den neidlos anerkannten Vorzügen der Heineschen Muse gehören.

10. Adalbert von Chamisso.

Adalbert von Chamisso ist in mehr als einer Beziehung eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Literatur. Franzose von Geburt, hat er, ohne die Liebe zu seiner Heimat und die Eigenart des Franzosen je ganz zu verlieren, sich nicht nur in die Bildung und Gesittung, sondern sogar auch in die Sprache des deutschen Volks so einzuleben verstanden, daß er alle Geheimnisse derselben kannte und sie in den verschiedenartigsten Dichtungen, im Liede wie in der Romanze, im Sonett wie in der poetischen Erzählung mit einer solchen Geläufigkeit anzuwenden wußte, daß er einen ehrenvollen Platz in unserer Literatur einnimmt. Ein stärkeres Zeugnis für die geistige Macht derselben kann es nicht geben, als daß ein Fremder in ihren Dienst trat und eine Reihe von Dichtungen schuf, die zu den beliebtesten in Deutschland gehören, wie z. B. sein Liederzyklus „Frauen-Liebe und Leben", in welchem er des Hauses Glück und Leid in unvergänglichen Versen geschildert hat. „Der Franzose und der Deutsche verschmolzen sich," wie Ad. Laun bemerkt, „bei ihm in einem Grade, wie dies fast ohne Beispiel ist. Von jenem blieb ihm die Spannkraft, die geistige Regsamkeit und die Lebendigkeit des Temperaments, der plötzlich aufwallende Hang zu Scherz, Spott und Satire, der scharfe, psychologische Blick, das Chevalereske und Noble seines angestammten Wesens; von diesem hatte er jenes träumerische Grübeln, das früher oft die Tatkraft seiner energischen Natur lähmte, den tiefromantischen Zug, der ihn zum unsteten und abenteuerlichen Umherschweifen trieb und der viele seiner Jugenddichtungen charakterisiert, jene Treuherzigkeit und Biederkeit, die seine Freunde so eng an ihn fesselten, und vor allem eine Unschuld und Kindlichkeit, die ihm bis ins späte Alter blieb, und die man von einem so viel erfahrenen Manne am wenigsten hätte erwarten sollen." — Aber nicht nur die Eigenart seines Charakters und seiner Dichtungen ist es, was uns fesselt, auch die Lebensschicksale des Mannes sind so wunderbar, daß sie ein hohes Interesse bieten. Chamisso wurde 1781 am 27. Januar auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren. In den Stürmen der Revolution wurde der Stammsitz des alten Adelsgeschlechts dem Boden gleich gemacht, und sämtliche Familienmitglieder wurden, da sie dem Könige treu anhingen, aus dem Lande vertrieben.

Sie nahmen ihren Wohnsitz erst in Belgien, dann in Deutschland. Adalbert trat als Page in die Dienste der Königin von Preußen, der Gemahlin Friedrich Wilhelms II, und wurde 1801 Leutnant. Mit dem größten Eifer widmete er sich der Erlernung der deutschen Sprache, worin er durch die Bekanntschaft eines Berliner literarischen Kreises, zu welchem junge, strebsame Männer, wie Varnhagen und Hitzig gehörten, sehr gefördert wurde. Diese Bekanntschaft wirkte entscheidend für sein ganzes späteres Leben. In jenem Kreise ward ihm der Sinn und die Liebe für deutsche Poesie, namentlich in ihrer romantischen Richtung, die damals viele Anhänger zählte, eingeflößt; in jenem Kreise schloß er Freundschaftsbündnisse, denen er auf allen Irrfahrten seines Lebens eine seltene Treue bewahrte. Im Jahre 1805 rückte er mit seinem Regiment aus Berlin und wohnte nach langem Hin- und Hermarschieren den 21. Nov. 1806 der Übergabe von Hameln bei, die, wie er seinen Freunden schrieb, einen neuen Schimpf an den deutschen Namen heftete. Mit einem Ingrimm, wie nur der Patriot ihn empfinden kann, schildert er seinem Freunde Varnhagen die schmachvolle Übergabe. Dieselbe bewog ihn sogar, seinen Abschied zu nehmen. Da Napoleon seiner Familie die Erlaubnis zur Rückkehr gegeben hatte, so begab er sich nach Paris. Obschon kriegslustig und kampfesmutig, konnte er sich doch nicht entschließen, ferner das Schwert zu führen, weder für Frankreich, noch für Deutschland. Lange hielt es ihn nicht in Paris. Das Alte war nicht mehr und das Neue noch in gärender Gestaltung. Seine Eltern waren inzwischen auch gestorben; er fühlte mit tiefem Schmerz, daß Frankreich sein Vaterland nicht mehr sei und Deutschland es auch noch nicht war, fühlte, daß er allein in der Welt dastehe, nur auf sich und sein Talent angewiesen. 1807 finden wir ihn wieder in Berlin. Aber der Kreis seiner Freunde war in alle Welt zerstoben, und der erneute Aufenthalt in Preußens Hauptstadt gefiel ihm nicht. „Irr an mir selber," so schrieb er, „gebeugt und geknickt, verbrachte ich in Berlin." Eine Berufung an das Lyceum, welches zu Napoleonville gegründet werden sollte, riß ihn wieder aus Deutschland fort; aber die Anstellung kam nicht zustande, und er hatte Geld, Zeit und Kraft mit nutzlosem Warten verloren. Wieder ging er nach Berlin, diesmal mit dem Entschlusse, sich dem Studium der Naturwissenschaft, namentlich der Botanik, zu widmen; und so sehen wir ihn als 32jährigen Mann mitten unter den Studenten sitzen und Vorlesungen hören. Da aber kamen die Weltereignisse des Jahres 1813 und warfen ihn in einen schmerzlichen Kampf über die zu ergreifende Partei. „Ich durfte keinen tätigen Anteil nehmen; ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland; die Zeit hatte kein Schwert für mich. Ich bin nirgend an meinem Platze." Mit der zum Studium notwendigen Ruhe des Gemüts war es vorbei. Er schrieb, um sich zu zerstreuen,

für die Kinder seines Freundes Hitzig das Märchen „Peter Schlemihl" (ein jüdisches Wort, das so viel als Pechvogel bedeutet), das bald in alle Sprachen übersetzt wurde und wohl als ein Ausdruck der Stimmung gedeutet werden kann, in welcher sich der rastlos umhergetriebene Mann befand, den oft das Gefühl beschleichen mochte, gleich dem Schlemihl ein schattenloser Mensch zu sein, ein Mensch, der es zu keinem Vaterland bringen kann und darum auch zu keinem glücklichen Dasein. Um den Dichter seiner qualvollen Stimmung zu entreißen, sahen sich seine Freunde nach einer großen Seereise für ihn um. Ihren Bemühungen gelang es, daß er sich als Naturforscher auf der vom Kapitän Otto v. Kotzebue befehligten Brigg Rurik einschiffen und drei Jahre an der Entdeckungsreise in der Südsee und um die Erde teilnehmen konnte, welche der russische Reichskanzler Graf Romanzoff anstellen ließ. Die Beschreibung dieser Reise, die einen wesentlichen Einfluß auf seine dichterische Anschauungsweise, wie auf seine Welt- und Menschenkenntnis hatte, macht die beiden ersten Teile seiner Werke aus. Nach seiner Rückkehr war er noch deutscher gesinnt als früher. Mit folgenden innigen Worten begrüßte er Deutschland:

Heimgekehrt fernher, aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt, der Wandrer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Tränen.
O, deutsche Heimat, woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge!

Im Jahre 1818 ernannte ihn die Universität in Berlin zum Ehrendoktor der Philosophie und die Regierung zum Vorsteher des königlichen botanischen Gartens in Berlin. Der vielgeprüfte Mann, der gleich seinem Schlemihl in Siebenmeilenstiefeln umhergewandert war, kam von jetzt an endlich zur Ruhe, richtete sich häuslich ein und gewann in der noch jugendlichen Erzieherin von Hitzigs Töchtern eine vortreffliche Gattin. Seinem Lieblingsfache, der Botanik, lebend, hatte er im schön begründeten Freundes- und Familienkreise noch Muße genug, seine reichen Erfahrungen und Kenntnisse zu poetischen Bildern zu gestalten und mit G. Schwab den neuen Musenalmanach herauszugeben. Auch das ist, wie so vieles, wunderbar in seinem Leben, daß er in einem Alter, in welchem andere Dichter verstummen, erst recht begann, ein Dichter zu werden.

Nicht ohne Einfluß blieb das von neuem mächtig aufregende Jahr 1830 auf sein Gemüt. Seine bis dahin romantisch-sentimen-

tale Poesie, die seinem innersten Wesen eigentlich fremd war, nahm eine, auf Freiheit und Fortschritt gerichtete Wendung unter dem Einfluß Bérangers, dessen Gedichte er ins Deutsche übersetzte. Im Mai 1837 starb ihm die geliebte Gattin, erst 36 Jahre alt. Der Verlust derselben, wie scheinbar gefaßt er ihn auch trug, knickte seine Gesundheit. Fünfzehn Monate nach ihrem Tode hatte das reiche, edle, vom Schicksal umhergetriebene, im Kampf des Lebens gestählte Herz auch ausgeschlagen. Er starb am 21. Aug. 1838. In der Frühe des 23. Aug. geleiteten die vertrautesten Freunde und Verwandten seine Leiche auf den Kirchhof vor dem Halleschen Tore zu der Ruhestätte neben seiner Gattin. Auf dem noch im Tode edlen Antlitz thronte himmlischer Friede; die reichen Silberlocken schmückte ein von der Hand einer Freundin gewundener Lorbeerkranz. Die Trauerkunde erregte allgemeine Teilnahme, und Dichter wie Stägemann, Andersen, Gaudy sangen dem großen Toten nach. Aber keiner hat ihm ein seinem Charakter so entsprechendes Denkmal gesetzt, als Dingelstedt in folgenden Worten:

Er selbst ein Fels mit scheitelrechten Wänden,
„Salas y Gomez", ragt er aus der Flut,
Von Wellendrang umbraust an allen Enden.

Doch in dem Steine schlägt ein Herz voll Glut,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umschlungen,
Dran, wie an Vaterbrust, die Menschheit ruht.

Wer hat ihr Leid so laut, wie du, gesungen,
Und wer, wie du, gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienst sein Dichterschwert geschwungen?

Ein Fremdling warst du unserm deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer, als du ihm worden?

Nun schläfst du in der fremden Erde schon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn.

War Heine mehr Franzose als Deutscher, so ist dagegen Chamisso mehr Deutscher als Franzose, und, was Charakter betrifft, eine bei weitem edlere Natur, als jener. Während der leichtlebige Heine in den Genüssen der Hauptstadt Frankreichs sich berauschte, kämpfte Chamisso mit der Not des Lebens und mit der Herbheit des Weltlaufs. An ihn ist bei weitem mehr und bitterer, als bei jenem der uralte Kampf zwischen der inneren Welt des Gemüts und der herben, unerbittlichen Wirklichkeit herangetreten, und dennoch hat er das reine, kindliche Herz, die heiligen Ideen des Guten und Schönen bis zu seinem Tode zu wahren gewußt und ist nicht dem frevelhaften Spott und dem Unglauben verfallen. Zwar fehlt es nicht an Gedichten, in welchen er die Herbheiten des Lebens in scharfen, selbst bittern Zügen aufdeckt („Der Bettler und sein Hund", „Der Invalid

im Irrenhaus"), aber er gefällt sich doch niemals darin, und wenn der französische Zug in seiner Natur in dem Entsetzlichen öfter bis an die Grenze des Erlaubten gegangen ist, so bleibt doch das Ekelhafte und Abscheuliche schlechterdings ausgeschlossen.*) Grade die Gediegenheit seines sittlichen Wesens ist es, die uns zu ihm hinzieht.

Seine Dichtungen sind nicht ohne Einfluß auf unsere Literatur gewesen. Neue Stoffe und neue Weisen der Behandlung kamen durch ihn in Gebrauch. Seine Schilderungen fremder Zonen wirkten bestimmend auf die Dichtungen Freiligraths, durch welche der heimatlichen Naturpoesie auch die der fremden Länder zugeführt wurde. In den Romanzen („Tragische Geschichten") schlug er einen humoristischen Ton in dieser Dichtungsart an, und in den Balladen wählte er, abweichend von dem Herkommen, die Stoffe vorzugsweise aus der Neuzeit. Vor allem aber ist er Meister in der poetischen Erzählung, die er von neuem belebte. Von der Romantik wandte er sich schließlich ganz ab.

Eins seiner vollendetsten Gedichte, in welchem nicht nur das Edle und Humane, sondern auch das Große seiner Gesinnung in rührend einfacher Weise sich ausspricht, ist das, welches er seinem Geburtsorte gewidmet hat:

Das Schloß Boncourt.

1. Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

2. Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Tor.

3. Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

4. Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter diesen Fenstern
Verträumt' ich den ersten Traum.

*) Zu den Gedichten schaurigen Inhalts gehören „Die Giftmischerin", „Die Löwenbraut" und „Das Mordtal". Chamisso hat später selbst diese Art Poesie als eine Verirrung angesehen und hat Freiligrath, auf den seine poetischen Reisebilder großen Einfluß gehabt haben, vor solchen Stoffen gewarnt.

5. Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's; dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

6. Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

7. So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

8. Sei fruchtbar, o teurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt
Und segne ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

9. Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

Dieses tief ergreifende Gedicht gewährt uns trotz seiner Kürze nicht nur einen Einblick in den schicksalsschweren Lebensgang des Dichters, sondern auch einen Einblick in den edlen Charakter desselben. Neun Jahre war Chamisso alt, als der Stammsitz seiner Väter der Erde gleich gemacht wurde und er mit seinen Eltern die Flucht ergreifen mußte, um das schöne Frankreich zu verlassen. Diese Tatsache ist an sich schon ergreifend. Im 46. Jahre stand der Dichter, als er auf fremdem Boden in deutscher Sprache das obige, rührende Heimatslied dichtete, das mit seiner wehmütigen Rückschau in die Vergangenheit und mit seiner mutigen Ausschau in die Zukunft auch uns ans Herz geht. Es tut dem Gedichte keinen Abbruch, wenn der Dichter sich in ein späteres Alter versetzt fühlt, in ein Alter, welches sein Haar bereits gebleicht hat. Das greise Haupt erhöhet vielmehr die Wirkung des Gedichts und stimmt zu seinem Inhalte mehr, als das angegebene Lebensjahr. Es ist eine bekannte Tatsache, daß gerade im Greisenalter mit überraschender Lebendigkeit und Deutlichkeit die Jugenderlebnisse, „die man längst vergessen geglaubt", plötzlich und unerwartet wieder auftauchen, in müßigen Augenblicken, wie in schlaflosen Nächten, als sollten Anfang und Ende des Lebens sich die Hand reichen, die glückselige unschuldige Jugendzeit, die den Menschen einführt

ins Leben, und das geläuterte, gereifte Alter, das an der ernsten Pforte des Todes steht, während die Ereignisse aus den Jahren der Sturm- und Drangzeit mehr oder weniger in den Hintergrund treten. So ist es auch hier. Verwundert schüttelt der Dichter sein greises Haupt; verwundert ruft er aus:

„Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt!"

Unter den Bildern aus der Jugendzeit prägt sich aber keins so unauslöschlich nicht nur dem Gedächtnisse, sondern auch dem Herzen und dem Gemüte ein, als das Bild des Elternhauses.*) Hier verlebt der Mensch unbewußt die glücklichste Zeit seines Lebens, die Jugend; hier überwacht mit unaussprechlicher Liebe die Mutter den hilflosen Liebling, der unter Spiel und Freude heranwächst und in die Welt schauet, als ob es keine Sorge, keine Not und keinen Zwiespalt in derselben gäbe; hier wird jeder Platz durch den Zauber der Kindesphantasie feenhaft geweiht. Das Elternhaus bleibt dem Menschen das ganze Leben hindurch die schönste Stätte auf dem weiten Erdenrunde und würde er noch so alt. Wohl dem Kinde, das in einem bleibenden Heim aufwächst und dessen Eltern nicht genötigt sind, wie es in den Städten meistens der Fall ist, die Wohnung fort und fort zu wechseln.

Die Eltern unseres Dichters waren so glücklich, das denkbar schönste Heim zu haben: ein frei und schön gelegenes Stammschloß mit Türmen und Zinnen, mit Brücke, Tor und bunten Glasmalereien, mit Burgkapelle, Ahnengräbern und Rüstkammern, deren im Kampf erprobte und bewährte Waffen beredte Zeugen von der Väter Mut und Tapferkeit, Ehre und Treue waren, und die Nachkommen aufforderten, der Väter wert zu sein. Jede Stätte der alten Burg war durch den romantischen Schimmer einer versunkenen Zeit verklärt und geweiht.

Wie fest dem Dichter sich das alte Ahnenschloß eingeprägt hat, und wie sehr sein Herz an der Stätte seiner Jugend noch im Alter hängt, zeigt die liebevolle Schilderung des Schlosses, an dem jede Einzelheit mit einem freudigen „Dort" aufgezählt wird.

Wir werden an der Hand des Dichters durch alle Räume der alten Burg geführt, in einer Folge, wie sie dem erscheint, der sich nach und nach dem Schlosse nahet und in sein Inneres eindringt. Zuerst sehen wir die Türme und Zinnen aus schattigen Bäumen emportauchen, dann die Brücke, dann das Tor, welches in den Burghof führt, sehen dort die Sphinx am Brunnen, einen grünen Feigenbaum usw., so daß zuletzt die altertümliche Burg in allen ihren Teilen leibhaftig vor unserer Stelle steht. Mit inniger, sich steigern-

*) Vergl. Freiligraths Gedicht Die Auswanderer S. 375 dieses Bandes.

der Teilnahme folgen wir dem Dichter Schritt für Schritt. Einzelnes rückt er unserer Empfindung dadurch noch näher, daß er es in eine lebensvolle Beziehung zu seinem Kindheitsleben bringt, so z. B. das an sich bedeutungslose Fenster, hinter welchem seine Wiege gestanden und von welchem er sagt, daß er hinter demselben den ersten Traum verträumt habe.

Die Schilderung des Schlosses nimmt den größten Teil der Dichtung ein. Auch dieses ist ein Zeichen, wie lieb und teuer nicht nur dem Dichter die Jugendstätte ist, sondern wie fest und treu sie sich auch seinem Gedächtnisse eingeprägt hat. Mit dem Hinweis auf sein hohes Alter begann die Schilderung, mit dem Hinweis auf sein „umflortes Auge" schließt sie. Wenn der Dichter hinzufügt: „Wie hell durch die bunten Scheiben das Licht darüber auch bricht" und mit einem „Noch" beginnt, so ist sein Auge nicht allein vom Alter, sondern auch von einer Träne der Wehmut über das verlorene Glück dunkelnd umflort. Ergreifender kann der erste Teil der Dichtung nicht abschließen, wirksamer zum zweiten Teile nicht überleiten, der nicht minder ergreifend ist, als der erste.

Der Dichter erwacht plötzlich aus einem schönen, seligen Traume. Verschwunden ist das liebe Schloß, verschwunden der romantische Bau mit seiner Umgebung. Wo einst die Ahnen turnierten und der Knabe fröhlich sich tummelte, geht jetzt der Landmann hinter dem Pfluge her. Aber kein Wort der Anklage kommt über die Lippen des Dichters. Vergessen sind die furchtbaren Schrecknisse der Revolution, vergessen und vergeben die blutigen Taten der Freiheitsschänder, die das Schloß zerstört und der Erde gleich gemacht haben. Und doch hat der Dichter mit dem Familienheiligtum alles verloren, was dem Menschen lieb und teuer ist. In stiller Ergebung beugt er sich vor dem Gange des weltgeschichtlichen Ereignisses, obschon dasselbe mit schwerem, ehernem Tritt sein Glück zerschmetterte. Mild und gerührt segnet er den Boden seiner Kindheitsstätte. Ist das Schloß auf demselben auch verschwunden, die Stätte bleibt und ist ihm ein geweihter und heiliger Ort. In der Liebe zu diesem ist aller Haß gegen die, welche ihn verwüsteten, untergegangen, und seine hochgestimmte Seele kann sogar zwiefach das Haupt des Landmannes segnen, der den heiligen Boden pflügt, den der Haß verwüstete. „Segnet, die euch fluchen," so lautet das über allen Haß erhabene Wort des Evangeliums. Dieses Wort ist in ganzer Herrlichkeit in unserer Dichtung zur Wahrheit geworden und umstrahlt für alle Zeiten das Haupt des edlen Sängers.

Mit dem Segen des Landmanns endet indes das Lied nicht und kann damit auch nicht enden. Es muß seiner Anlage gemäß noch einen weiteren Blick in die Zukunft des Dichters eröffnen, denn der Schmerz, mit der Heimatsstätte alles verloren zu haben, hat den Dichter bis in das Greisenalter begleitet. So drängt sich von selbst

die Frage auf: was ist imstande gewesen, jenen Schmerz, der dem Dichter im hohen Alter noch Tränen entlockt, erträglich zu machen? Die letzte Strophe gibt darauf Antwort. Zweierlei hat den Dichter aufrechterhalten und ihn bewahrt, in Schwermut und in Bitterkeit zu versinken: das Reisen und die Gesangeskunst. Wie wohltätig das Reisen auf ihn wirkte, beweist die schon erwähnte, von 1815 bis 1818 unternommene Reise um die Erde. Das Jahr 1814 hat ihn tief gebeugt. Es war noch das Jahr der Erhebung Deutschlands gegen Napoleon. In den Reihen deutscher Krieger konnte und wollte er nicht gegen die Söhne seines Vaterlands kämpfen, und mit seinen Stammesgenossen gegen die ihm lieb gewordenen Deutschen zu ziehen, vermochte er ebensowenig. Schmerzvoll ruft es aus: „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins!" Dazu kam, daß in demselben Jahre die Gattin seines Freundes Hitzig in Berlin starb. „Ich habe in ihr," schrieb er, „Mutter und Schwester verloren. Mein Leben ist verfinstert!" Seine Seelenverstimmung steigerte sich täglich immer bedenklicher. Die Erdumsegelung ward nicht nur lindernder Balsam für sein Gemüt, sondern auch von wesentlichem Einfluß auf seine Gesangeskunst. Eine neue Schaffenslust begann nach seiner Rückkehr. Er sagt selbst:

Zum Liede ward mir jede Lust,
Zum Liede jeder Schmerz, mit dem ich rang.

Die Gesangeskunst blieb ihm von jetzt an ein unversiegbarer Quell des Trostes und ein Mittel, in den Herzen der Menschen sich eine unvergängliche Heimatsstätte zu gründen. Mit dem Saitenspiel in der Hand hat er mutig sich über das Geschick erhoben und gleich vielen anderen Dichtern in den Melodien der Leier seinen Schmerz gelindert und die Tränen des umflorten Auges getrocknet.

Die Vortrefflichkeit des Gedichts erweist sich schon in seiner mächtigen Wirkung auf das Gemüt. Es liegt in ihm eine zaubervolle Mahnung zur männlichen Kraft, eine Mahnung, die das Herz erweitert und zu gleicher Mannhaftigkeit und Tüchtigkeit auffordert. Das Gedicht hat denn auch nie verfehlt, in den verschiedensten Kreisen Bewunderung zu erregen. Als Zeugnis dafür sei nur ein Brief erwähnt, welchen Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1836 als Kronprinz an Chamisso, der ihm seine Werke gesandt hatte, schrieb, ein Brief, der nicht bloß unseres Gedichts wegen von hohem Interesse ist und darum hier ganz mitgeteilt werden mag.

Mein lieber Herr von Chamisso!

Auf Ihre lieben Zeilen, welche so wertvolle Gabe begleitete, mußte ich selbst antworten; daher kommt die Antwort später, als ich gewünscht hätte, denn Sie ahnen, daß wir jetzt volle Tage haben. Es ist mir ungemein viel wert, Ihre Werke aus Ihrer Hand zu besitzen. Übrigens hatte ich nicht so lange gewartet, um sie mir anzu-

eignen. Ich war schon ziemlich avanciert in Ihrer Reisebeschreibung und hatte ein gut Teil Ihrer Gedichte, die einmal wirklich Gedichte und nicht Versereien sind, gelesen, ehe Sie sie mir gesendet. Die gute Laune, die bei so vielem Ernst durch Ihre Reise weht, hatte mich veranlaßt, das Werk dem Könige für die Abendlektüre zu empfehlen, und es hat allerhöchsten Orts gar sehr behagt und füllt daselbst jetzt die Zeit zwischen dem Souper und dem Auseinandergehen ergötzlich und lehrreich aus.

Gar zu gern möchte ich Ihnen meinen Dank mündlich wiederholen. Ich habe Sie so lange nicht gesehen und gesprochen. Nun sagt mir A. v. Humboldt, Sie seien den ganzen Winter leidend gewesen. Das, fürchte ich nun sehr, verdirbt mir die Hoffnung, Sie einmal zu Tisch bei mir zu sehen. Können Sie es wagen, so bitte ich Sie, mich's wissen zu lassen; ziehen Sie aber vor, mich einmal morgens zu besuchen, so kommen Sie doch ohne weiteres, welchen Tag Sie wollen, so zwischen 11 und halb 1 Uhr; jedoch sollten Sie einen Dienstag, Mittwoch oder Sonnabend wählen, so würde ich Sie bitten, früher zu kommen, da ich von 11 Uhr an Sitzungen habe.

Wo haben Sie das Goethesche Deutsch her? Manche Franzosen haben wohl ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgend einer es dem Besten gleich darüber hinaus getan in der Sprache.

Die vielen Schnurren und Malicen in Ihren Gedichten sind keine welsche, sondern echt national, und sogar den gottlosen Béranger haben Sie nicht übersetzt, sondern verdeutscht — ich wollte, Sie hätten ihn zerdeutscht! Ihre Strophen an Boncourt möcht' ich singen hören! Schon beim Lesen gehen einem die Augen über, und man gibt unwillkürlich Ihnen selbst den Segen zurück, welchen Sie dem Ackerer auf der teueren Stelle zurufen.

Leben Sie wohl, lieber Herr von Chamisso. Darf ich sagen: auf Wiedersehen? Friedrich Wilhelm.

Die Sonne bringt es an den Tag.

1. Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas;
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein.
Die Sonne bringt es an den Tag.

2. Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand;
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
„Du bringst es doch nicht an den Tag."

3. „Wer nicht? was nicht?“ die Frau fragt gleich,
„Was stierst du so an? Was wirst du so bleich?“
Und er darauf: „Sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.“

4. Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort,
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„Was bringt die Sonne nicht an den Tag?“

5. „Nein, nimmermehr!“ — „Du sagst es mir noch“
„Ich sag' es nicht.“ — „Du sagst es mir doch.“
Da ward zuletzt er müd' und schwach
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

6. „Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst ganz sonderbar,
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

7. Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer.
„Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not,
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!“
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

8. Und er: „Vergieße nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!“
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

9. So rücklings lag er blutend da,
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
„Die Sonne bringt es an den Tag.“

10. Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um.
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt ihn ein auf selbigem Feld.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

11. Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus.
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheit;
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

12. Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbost,
Du, schau nicht hin und sei getrost:
Sie bringt es doch nicht an den Tag."

13. So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn. —
„Gevatterin, um Jesus Christ,
Laßt Euch nicht merken, was Ihr nun wißt!"
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

14. Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund'?
Was hat er getan? wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

Zwanzig Jahre lang ist ein im Verborgenen vollbrachter Mord, von dem allein der Täter wußte, unentdeckt geblieben, und dennoch kommt das Verbrechen an den Tag und der Verbrecher aufs Hochgericht. Ist diese Tatsache an sich schon von erschütternder Wirkung, so wird diese noch erhöht durch die Art und Weise, wie das geheimnisvolle Verbrechen entdeckt wird. Der Mörder verrät es selbst und zwar gegen seinen Willen. Die Veranlassung bietet ein an sich zufälliger Umstand, an dem aber, wie dieses so oft der Fall ist, die unsichtbare, nie ruhende Gewalt der strafenden Gerechtigkeit geknüpft ist, wodurch dieselbe um so erschreckender auftritt und die schwer waltende Hand des Schicksals, die über dem Tun der Menschen schwebt, in erschütternder Weise offenbart wird. Der Mörder hat seine ruchlose Tat fast vergessen; da scheint eines Morgens die Sonne in die Werkstatt des gemächlich dasitzenden Täters, und mit einem Male wenden sich die Gedanken desselben fort vom Frühtrunk und hin zu jenem verhängnisvollen Tage, an welchem die Sonne ebenso schien, wie heute. Dieser Schein macht ihn erbleichen, indem er ihn an den begangenen Frevel erinnert. Überrascht von dieser Erinnerung, die, da sie so unerwartet und plötzlich kommt, ihn in Verwirrung und Schrecken setzt, entfährt ihm unwillkürlich das Wort: „Du bringst es doch nicht an den Tag!" Daß nicht Reue es ist, die sein Inneres bewegt, geht schon aus dieser Äußerung hervor, nicht minder aus seiner Erzählung des Ver-

brechens. In derselben gibt sich dieselbe Verwilderung des Gemüts wie vor zwanzig Jahren kund. Schon die Ausdrücke:

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um.
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheit!
Wie sie sich müht und sich erbost,

zeugen von einer Roheit, die aufrichtige Reue unmöglich macht. Nur die Angst und Furcht, entdeckt zu werden, beunruhigt ihn. So sehr er sich auch den Schein gibt, daß dieses nicht der Fall ist, und dabei immer wiederholt: „Die Sonne bringt es nicht an den Tag", so ist gerade diese beständig abwehrende Beteuerung ein Zeichen von seiner Furcht, die er auf diese Weise zu beschwichtigen sucht, ein Zug, den man bei rohen Menschen oft beobachten kann. Ferner ist es bezeichnend, daß er den Ausdruck „Mord" sorgfältig vermeidet, als fürchte er, das widerwillig durch den Sonnenschein aufgeregte Gewissen durch jenes Wort noch mehr aufzuregen. Es sind dies alles feine psychologische Züge. Auch das Geständnis des Mannes, welches er trotz alles Sträubens dennoch ablegt, ist ein solcher Zug. Der verworfenste Mensch ist nicht imstande, ein begangenes Verbrechen bis zum letzten Atemzuge in sich zu verschließen und mit sich herumzutragen; er fühlt fortwährend das quälende Bedürfnis zur Mitteilung und in dieser eine Art Erleichterung. Dem Gewissen ist dadurch gewissermaßen sein Recht widerfahren.

Neben der gemeinen männlichen Natur des „Nikolas" steht die gemeine weibliche Natur seiner Frau. Kein Wort des Grauens kommt über ihre Lippen, kein Wunsch nach Trost und Rat aus ihrem Munde. Aller sittlichen Regung bar, hat sie nichts Eiligeres zu tun, als das ihr Mitgeteilte auszuplaudern, was schon die Klugheit ihr hätte verbieten sollen. Die Schwatzhaftigkeit stimmt denn auch trefflich zu der prickelnden Neugierde der Frau. Diese ließ ihr nicht eher Ruhe, bis sie das Geheimnis erfahren hatte, und nun hat sie wieder keine Ruhe, bis es die Gevatterin weiß. So ist vom Dichter auch dieser Charakter trefflich gezeichnet worden.

Das Gedicht gliedert sich in drei Teile. Die beiden Einleitungsstrophen, welche den ersten Teil bilden, klären uns über den Ort des Vorgangs auf und nennen die beiden Hauptpersonen. Der zweite Teil beginnt mit einem Zwiegespräch derselben und bringt dann aus dem Leben des Mannes eine grauenvolle Tat, welche einer längst vergangenen Zeit angehört. Der dritte Teil enthält die Entdeckung des Verbrechens und das Gericht. Die Darstellung ist vom Anfang bis zum Ende des Gedichts im höchsten Grade lebendig. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient noch der Kehrreim in unserem Gedichte. Derselbe gestaltet sich auf siebenfache Weise um:

Die Sonne bringt es an den Tag.
Du bringst es doch nicht an den Tag.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
Was bringt die Sonne nicht an den Tag?
Sie bringt es doch nicht an den Tag.
Nun bringt's die Sonne an den Tag
Die Sonne bracht' es an den Tag.

Diese Veränderungen dienen nicht bloß dazu, das Grundthema: Die Sonne bringt es an den Tag, in ein desto helleres Licht zu stellen und schärfer zu betonen, sie tragen auch dazu bei, den Fortschritt in der Erzählung zu kennzeichnen und die Spannung stetig zu erhöhen. Demgemäß müssen sie auch beim Lesen vorgetragen werden, bald geheimnisvoll hinweisend, bald widerstrebend trotzig, bald als neugierige Frage, bald als letzter röchelnder Seufzer des Sterbenden usw. Der Refrain der 1. Str., in welcher der Dichter mitteilt, wo und wann sich das zugetragen hat, was er erzählen will, deutet erst im allgemeinen an, daß die Sonne etwas an den Tag bringen wird. Was? ahnen wir noch nicht; das unbestimmte „Es" läßt unserer Phantasie freien Spielraum; aber daß trotz der heiteren Morgensonne und trotz der erfreulichen Häuslichkeit etwas Grauenvolles bevorsteht, liegt schon in den Worten des Refrains, der als sprichwörtlich gewordener Satz stets auf etwas Schlimmes hindeutet. In der 2. Str. schlägt der erste Kehrreim plötzlich in seinen Gegensatz um. Mit noch größerer Bestimmtheit wird jetzt behauptet: Die Sonne bringt es nicht an den Tag. Diese Worte spricht der Meister; sein Erblassen jedoch macht seine bestimmte Behauptung verdächtig, und da er sie leise für sich spricht, so ahnen wir bereits, daß das geheimnisvolle „Es" einen Inhalt haben könnte, den er sorgfältig in seiner Brust zu verbergen sucht. Mit weniger Zuversicht spricht er seine Behauptung in der 3. Str. aus. Wider seinen Willen hat die Frau seine Worte gehört. Das trotzige „doch" bleibt jetzt fort. Der folgende Refrain tritt in Frageform auf. Die neugierig gewordene Frau des Meisters will wissen, was die Sonne nicht an den Tag bringt. Der Meister sträubt sich anfangs, dem Verlangen der Frau nachzugeben, wird aber durch ihre ungestüme Forderung wankend in seinem Vorsatze, und nun tritt der Refrain in derselben Form wieder auf, wie am Ende der 1. Str., dort und hier aber als Wort des Dichters, das zweite Mal mit der wachgerufenen Ahnung, daß das Weib dabei eine Rolle spielen könnte. In den folgenden Strophen erfahren wir nun, was es mit dem geheimnisvollen „Es" für eine Bewandtnis hat. Der Meister erzählt der Frau seine ruchlose Tat mit allen ihren Einzelheiten, jedesmal mit dem Gedanken sich tröstend: Die Sonne bringt's nicht an den Tag. Ja, am Schlusse seiner Erzählung setzt er wieder das trotzige „doch" hinzu. Seine Mitteilung hat in ihm alle Bangigkeit, alle Besorgnis ver-

scheucht. In seiner Erzählung tritt der Refrain: „Die Sonne bringt es an den Tag", nur einmal auf. Derselbe ist an dieser Stelle am erschütterndsten, da es die letzten Worte des Gemordeten sind. Fest haben sie sich dem Mörder mit allen sie begleitenden Umständen eingeprägt; er hat sie nicht loswerden können und hat sie sicherlich schon öfter als heute für sich gesprochen. Was nach der ausführlichen Erzählung des Meisters noch geschehen ist, wird vom Dichter mit Recht kurz abgetan. Nur zwei Strophen widmet er dem Schluß. Der Meister hat seine Erzählung mit den Worten geschlossen: Sie bringt es doch nicht an den Tag. Aber das lang bewahrte Geheimnis ist verraten, und die Sonne, die alles geschauet, vermag nun das letzte Wort des Sterbenden, mit dem er sich in seiner Todesangst an sie gewendet, zu erfüllen, und zwar durch das Weib des Mörders selbst, wodurch die Entdeckung um so tragischer wird. Dem Mörder hat die alles Schauende das Geheimnis abgepreßt, in der Frau desselben „die Zunge" gefunden, die nicht zu schweigen vermag, und die alsbald als Anvertraute „der Gevatterin" mitteilt, die noch weniger schweigend wird. Daher schließt die vorletzte Strophe: „Nun bringt es die Sonne an den Tag", und die letzte mit der Bestätigung, daß das Wort des Gemordeten in Erfüllung gegangen ist.

Chamissos Gedicht erinnert in mancher Beziehung an Schillers „Kraniche des Ibykus". In beiden Gedichten kommt ein im Verborgenen verübter Mord an das Licht des Tages; in beiden verraten die Mörder sich selbst; in beiden tragen die letzten Worte des Gemordeten zur Entdeckung der Mörder bei. Aber Ton und Ausführung sind in beiden Dichtungen wesentlich verschieden. Schiller hat alles in großem Stil gehalten und mit dem seiner Muse eigenen Ernst ausgeführt. Chamissos Ausführung dagegen ist bekannt, streift ans Ironische und ist bis ins einzelnste dramatisch. Selbst die Erzählung des Mordes bewegt sich in Rede und Gegenrede, der Darstellungsweise ungebildeter Naturen ganz gemäß. Die dramatische Spannung gibt sich auch in den hastigen Fragesätzen und Antworten kund und setzt sich selbst bis in den Refrain fort, der nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, in unveränderter Form durch das Gedicht hinzieht. Es ist diese Art der Behandlung des Kehrreims Chamisso vorzugsweise eigen und wohl ein Ausfluß seines lebendigen, französischen Wesens, das sich auch sonst in seinen Dichtungen geltend macht, namentlich in seinen komischen Romanzen, wie z. B. Hans im Glück, Der rechte Barbier, Tragische Geschichte usw., die plötzlich aus dem heiteren, kecken Tone in eine tief schwermütige Resignation umschlagen und mit Recht Lieblingsstücke des deutschen Volkes geworden sind. Wie er die poetische Erzählung, die man seit Gellert fast ganz hatte fallen lassen, in eine höhere Sphäre als dieser gehoben hat, mag das folgende Gedicht „Salas y Gomez", zeigen.

Thema.

„Die Sonne bringt es an den Tag" und „die Kraniche des Ibykus".

Ein Vergleich.

In mancher Beziehung wird man beim Lesen des Chamissoschen Gedichts an Schillers Kraniche des Ibykus erinnert. Wie dort, so wird auch hier ein Mord, obschon nur die Täter davon wissen, an das Tageslicht gebracht; dort und hier verraten ferner die Mörder gegen ihren Willen die verübte Tat, bei Schiller vor einer festlich versammelten Menge, bald nachdem sie geschehen, bei Chamisso nach einem Zeitraume von 20 Jahren in der Stille des Hauses. Beide Dichter haben die Stoffe zu ihren Dichtungen überlieferten Sagen entnommen, Schiller dem Plutarch, Chamisso einer Sage aus den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Während aber Chamisso die überlieferte Sage im ganzen so gelassen hat, wie er sie vorfand, auch ihre Absicht, daß nämlich unvorsichtiges Geschwätz ein begangenes Verbrechen gar oft an den Tag bringt, beibehielt, hat Schiller dagegen den dürftigen, kärglichen Inhalt, den die Sage ihm bot, nicht nur erweitert, er hat derselben auch eine ganz andere Tendenz und einen tieferen, poetischen Gehalt gegeben. Abweichend von der überlieferten Fabel, hat er weniger an den rechtzeitig erscheinenden Kranichzug, als an die erschütternde und überwältigende Macht der dramatischen Dichtkunst das Geständnis geknüpft. Der Ermordete erscheint bei ihm in der heiligen Hut der Götter, die einen Frevel gegen denselben um so weniger ungestraft lassen, da er ihr Sänger, ihr auserwählter Gesandter ist. Der Chor der Eumeniden, die erschütternde Wirkung desselben, die Schilderung des Theaters füllen daher einen großen Teil seiner Ballade aus und sind ganz sein Werk. In Chamissos Gedicht geht alles ohne Szenenwechsel vor; Schiller dagegen führt uns zuerst in einen abgelegenen, schweigenden Götterhain, der durch den Frevel entweihet wird, dann durch das Gewühl der Völker Griechenlands zu ihrem Theater, wo die Götter durch ein glänzendes Zeugnis vor der ganzen Nation die Wahrheit des Satzes bestätigen, daß kein Frevel ungerächt bleibt. Der Szenenwechsel in dem Schillerschen Stücke macht auch eine künstlerische Komposition notwendig, und diese ist dem Dichter so vortrefflich gelungen, daß trotz der Verschiedenheit des Raumes und der Zeit alles so fest ineinander gefügt, jede Szene so unmerklich in die andere hinübergeleitet ist, daß das Ganze wie aus einem Guß erscheint. Bei Chamisso sind die Strophen lockerer aneinander gereiht und haben durch den Kehrreim einen bindenden Zusammenhang und eine hervorragende Spitze erhalten. Die Sprache ist in den Kranichen des Ibykus durch das ganze Gedicht hindurch feierlich, an den bedeutungsvollsten Stellen steigert sie sich zur hochpoetischen Ausdrucksweise; bei Chamisso ist sie gleichmäßiger, der Roheit und Verwilderung der Personen entsprechend, auch im niederen Tone gehalten und der Erzählungsform ganz angepaßt.

Salas y Gomez.

1.

1. Salas y Gomez raget aus den Fluten
   Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
   Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,

2. Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.
3. So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.
4. Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
5. Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
6. Es ward dabei zu sein mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen. —
7. Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
8. Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.
9. Und eine rechts und links die andre Truppe,
Verteilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.
10. Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
11. Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
12. Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt eines alles andre mich vergessen:
13. Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.
14. Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
15. Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hinzugehen.
16. Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein! dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildnis Gast?

17. Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
18. Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte,
19. Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, möcht' ich schätzen, alt,
Des Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
20. Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,
21. Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.
22. Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust,
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Tränen unbewußt.
23. Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.
24. Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
25. Und seht! noch reget sich, noch atmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
26. Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch zu sprechen mit erstorb'nem Munde,
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
27. Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.
28. Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zuteile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
29. Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
30. Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten.
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
31. Es dient der Stein, worauf er litt, dem Toten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten.

32. Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
33. Und was du littest, wird dein Lied verkünden.

2.

Die erste Schiefertafel.

1. Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt, —
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesamten Welt.
2. Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr. —
3. Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht;
4. Und selber Ruhe hatt' ich mir gewonnen,
Gekühlt der tatendurst'gen Jugend Glut
Und war geduldig worden und besonnen; —
5. Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
6. Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen. —
7. So wehten töricht vorwärts die Gedanken.
Ich aber lag auf dem Verdeck zur Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
8. Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flüchtgen Weg je schnellern Laufs gemacht.
9. Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
10. Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
11. Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle!
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
12. Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.

13. Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben;
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
14. Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
15. Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
16. Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
17. Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
18. Wo dort mit voller Wut die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.
19. Mir unerreichbar! — Und des Windes Wehen,
Der Strom entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.
20. Ich aber dachte: Nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
21. Nicht also! Mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
22. Selbander leb' ich so mit meiner Pein
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
23. „Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben."

3.

Die andere Schiefertafel.

1. Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande;
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
2. Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
3. Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.

4. Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimme; blaß und blasser
Erloschen der Schimmer in der Brandung Schaum.
5. Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.
6. Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
7. „Ein Schiff! ein Schiff! Mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde!
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
8. O Gott der Liebe, ja, du strafst gelinde!
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde!
9. Du öffnest mir das Grab und führst aufs neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu."
10. Und oben, von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich:
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
11. Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
12. Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß;
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Los!
13. Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
14. Und jetzt! — es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
15. Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!
16. Sie haben mich, die Klippe doch erschaut?
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
17. Nach Süden — —? Wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff! —
18. Jetzt wär' es an der Zeit! O meine Ahnung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung! —

19. Und ruhig vorwärts strebend war das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten.
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Not.
20. Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
21. Und als es meinen Blicken sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:
22. Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und, an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewütet, sinnverwirret und verrucht.
23. Drei Tag und Nächte lag ich so verzagend,
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend,
24. Und hab' am dritten Tränen erst gefunden
Und endlich es vermocht mich aufzuraffen,
Vom allgewaltgen Hunger überwunden,
25. Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

4.

Die letzte Schiefertafel.

1. Geduld! die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
2. Geduld! Nach Süden wirst auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
3. Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer funfzig sich gereihet hatten.
4. Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in öde, blaue Ferne,
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenrand.
5. Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir; Geduld erlerne!
6. Ein Leichtes ist's, der Elemente Wut
Im hellen Tagesscheine zu ertragen
Bei regem Augenlicht und wachem Mut.
7. Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!

8. Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
9. Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.
10. Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
11. Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Tatendurst? du Tor!
Sieh her! ich bin, was deine Träume waren.
12. Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib! ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!
13. Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.
14. Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
15. Ich habe nur die allgewaltge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grauenhafter Abgeschiedenheit.
16. Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Toten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
17. Steig' auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret!
18. Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
19. O tragt noch heut, ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
20. Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
21. Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuatmen auch gelobt.
22. Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.

23. Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen!
Was frommte mir annoch in später Stunde
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
24. Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
25. Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat, — nein!
Durch Wermut wird das Bittre nicht versüßt.
26. Laß weltverlassen sterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
27. Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen!

Dieses Gedicht verdankt seinen Ursprung der schon im Eingange erwähnten Reise Chamissos. Es ist nicht das einzige poetische Ergebnis derselben; Chamisso hat vielmehr in einer ganzen Reihe von Dichtungen die Fülle seiner Anschauungen und Erfahrungen, die er auf seiner Reise um die Welt gewann, niedergelegt. Wie im Fluge führt er uns da über den ganzen Erdkreis: in Rußlands Eissteppen und unter Spaniens Mandelbäume, in die Tiefen der amerikanischen Urwälder und zu den Nomaden des Orients. Es gibt fast keinen Landstrich, der dem Dichter nicht hätte seinen Tribut abtragen müssen.*) Aber keins jener Gedichte hat eine so großartige Anlage, in keinem ist so sehr auf psychologische Ausführung, wie auf Steigerung der Szenen und tragischer Umstände der Nachdruck gelegt, als in dem vorliegenden. Dasselbe gehört denn auch zu den beliebtesten Erzählungen und fehlt in keiner Gedichtsammlung. Das Grausige des Stoffes hat wohl nicht wenig zur Beliebtheit der Dichtung beigetragen. Dieselbe führt uns das furchtbare Schicksal der Einsamkeit so wahr und ergreifend vor, als es nur irgend geschehen kann. Mit der höchsten Spannung des Mitgefühls verfolgen wir alle Schrecken und Leiden des Schmerzenshelden, der, verschlagen auf eine wüste Insel, für immer losgerissen aus der Gemeinschaft der Menschen, mit jedem Tage der Gefahr ausgesetzt ist, dem Wahnsinn zu verfallen, oder langsam in sich selbst sich zu verzehren, bis er endlich nach unsäglichem Ringen und Kämpfen die religiöse Ergebung in sein Geschick findet, die um so erhabener ist, als sie so schwer errungen wurde. Wehmütige Er-

*) Vor allem verdanken wir ihm die wertvollsten Nachrichten über die Südsee und ihre Bewohner. Er war es, der mit prophetischem Blick die Zukunft jenes ungeheuren Bevölkerungsgebietes überschaute und im Geist jene Kinder der einfachen Kultur dahinschwinden sah wie Schnee in der Sonne, was sich bald durch das Eindringen der Europäer zeigte.

innerungen, quälende Hoffnungen, Verzweiflung und innerer Friede wechseln miteinander in ergreifender Weise ab. Wir haben in dieser erschütternden Robinsonade eins der reichsten Seelengemälde, das zugleich in einem großen, erhabenen Grundgedanken gipfelt. Es ist dies dem Dichter nur dadurch möglich geworden, daß er seinen modernen Prometheus einerseits mit der Fähigkeit ausstattete, den Schmerz eines verlorenen Lebens in seiner ganzen Tiefe zu empfinden, ohne die Qualen eines solchen Daseins gewaltsam zu enden, anderseits mit einem Körper, welcher wie ein Fels allen wechselnden Angriffen der Elemente Trotz bot, ohne vor der Zeit zu erliegen. Die ganze Leidensgeschichte ist mit einer solchen Anschaulichkeit vorgeführt, daß man sie gleichsam an Ort und Stelle mit durchlebt, Die erschütternde Wahrheit der Darstellung ist um so mehr zu bewundern, da wir es nicht, wie man vermutet, mit einem wirklichen, vom Dichter erlebten Ereignis zu tun haben, sondern mit einem großartigen Gebilde seiner mächtigen Phantasie. Dieses bezeugt eine Stelle aus seiner Reisebeschreibung, in der es heißt: „Man soll bei Salas y Gomez Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir späheten umsonst nach denselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden konnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen, sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben.“ Viel mehr äußert sich Chamisso über Salas y Gomez nicht. Wer aber aus solchen dürftigen Andeutungen eine Erzählung wie die vorliegende gestalten kann, ist ein geborner Dichter. Wenn Chamisso die Lebensgeschichte des Unglücklichen dennoch als eine von diesem selbst niedergeschriebene vorführt, so tat er dies nicht nur, um dadurch der Erzählung noch mehr den Schein der Wirklichkeit zu geben, sondern auch, um zu zeigen, welch ein unaustilgbares Verlangen der Mensch behält, nicht für immer aus dem Gedächtnis der Lebenden ausgelöscht zu sein. Es ist dies ein ebenso rührender als schöner Zug. Trotz des vergeblichen Harrens eines ganzen Menschenalters hat der Unglückliche den Glauben und die Hoffnung nicht aufgegeben, daß vielleicht doch einmal Menschen den einsamen Stein, auf dem er lebte und litt, betreten könnten. Diesen Kunde von seinem Geschick zu geben, gräbt er von Zeit zu Zeit Schriftzüge in den Stein, das einzige, was er tun kann, um der ihn quälenden Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Menschen zu genügen und die furchtbare Einförmigkeit, in welcher die lange, lange Zeit verläuft, zu unterbrechen. Zwischen den verschiedenen Aufzeichnungen haben wir uns also Zwischenräume von vielen Jahren zu denken.

1.

Der erste Teil des Gedichts enthält die Einleitung. In schlichten Worten wird in derselben die Insel und die Landung beschrieben und erzählt, wie der wunderbare Greis vom Dichter aufgefunden ward, und wie dieser in den Besitz der Schiefertafeln gekommen ist. Schon aus den ersten Zeilen ersehen wir, daß die Insel der heißen Zone angehört und eine von den Inseln des Stillen Ozeans ist, die, entblößt von allem Pflanzenleben, aus der großen Wasserwüste wie ein steinernes Totenhaus emporragen und nur Zufluchtsstätten der Wasservögel sind. Wie selten nach einer solchen Wüstenei Menschen kommen, hat der Dichter in schöner Weise an den sich besinnenden Vögeln zur Anschauung gebracht.

Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.

Die Erzählung, die bisher nur die Landung auf der Insel und die Aussicht von derselben schilderte, wird belebter, und die Spannung wird größer bei der ersten Andeutung, daß an diesem Ort des Grauens sich Spuren von der Anwesenheit eines Menschen zeigen. Von Zeile zu Zeile wächst nun die Spannung, indem durch neue Spuren die bange Ahnung, daß ein Mensch hier geweilt, mehr und mehr zur Gewißheit wird, die um so schrecklicher ist, als aus den Andeutungen zugleich hervorgeht, daß nicht nur vorübergehend ein Mensch sich hier aufgehalten hat, sondern daß er längere Zeit als Bewohner auf der öden Felseninsel gelebt haben muß. Beklommen folgen wir dem suchenden, nur von einem Gedanken jetzt beherrschten Dichter Schritt für Schritt nach der andern Seite des Felsens, und Entsetzen ergreift uns bei dem Anblick, der sich dort darbietet: eine nackte, riesige Gestalt, von langen, silberglänzenden Haaren bis zu den Lenden umwallt, liegt langgestreckt und totenstarr da, das Haupt gelehnt an eine Felswand, die Hände gekreuzt auf der breiten Brust, die noch atmet, aber keine Kraft mehr hat, zu sprechen. Ist das Vorführen der äußeren Erscheinung des Greises an sich schon von erschütternder Wirkung, so hat der Dichter diese noch durch verschiedene Umstände zu erhöhen gewußt, namentlich dadurch, daß er den Eindruck schildert, den die Gestalt auf ihn und die Matrosen machte. Tränen entfließen unbewußt seinem Auge; die lärmend herankommenden Matrosen verstummen bei dem Anblick dieses großen Bildes und sammeln sich schweigend um den Aufgefundenen, dem auch die letzte Liebestat, die man einem Menschen erweisen kann, nicht einmal zuteil werden soll. Die Todeszeugen haben nicht Zeit, ihn in ein Grab zu betten, und so muß der Sterbende auf dem Steine, auf welchem er so viele Jahre sein Haupt zum Schlafe niedergelegt hat, auch den letzten Schlaf halten und ohne Trost und ohne Pflege vom Leben scheiden.

Daß der Dichter die äußere Erscheinung des Greises gerade in dem ergreifenden Augenblicke seines Dahinscheidens vorführt, trägt ebenfalls dazu bei, ihn der Empfindung wie der Phantasie nachhaltig einzuprägen. Das Bild desselben begleitet uns die ganze folgende Erzählung hindurch. Noch ehe wir den Inhalt derselben kennen lernen, haben wir bereits die Ahnung gewonnen, daß in derselben es sich um ein großes, wundersames Menschenschicksal handeln wird.

2.

Die erste Tafel schildert, wie der mit Schätzen reich Beladene inmitten der schönsten Hoffnungen plötzlich strandet und alles verliert, nur das Leben nicht. Auf der Rückreise nach der Heimat begriffen, liegt er nachts auf dem Verdeck, den Blick träumerisch durch das Tauwerk nach dem glänzenden Sternenhimmel gerichtet. Sein von Wiedersehen und Heimatsgefühlen bewegtes Herz malt sich in der Stille der Nacht das Gebäude seines künftigen Glücks mit den schönsten Farben aus, wodurch der Gegensatz zwischen seinem Geschick und seinen Hoffnungen um so greller hervortritt. Die kurze Schilderung läßt uns aber auch manche Blicke in die Verhältnisse und in den Charakter des Leidenshelden tun. Wir erfahren, daß ein liebendes Wesen und ein alter Vater seiner harren, daß abenteuerlicher Tatendurst und ein stolzer, erwerblustiger Sinn ihn von der Heimat fort in die weite Welt hinausgetrieben haben. Jetzt kehrt er heim und kann „der Edelsteine Licht, der Perlen Zier und der Gewänder Indiens reichste Pracht" zu den Füßen der Geliebten legen und den grauen Vater mit des Goldes Glanz erfreuen. Und noch einen andern Gewinn, der ihm selbst durch die Reise zuteil geworden ist, bringt er mit: er ist ruhiger und besonnener geworden. Wenn sein ungestümes, rasches Blut früher öfter einen Mißton in das Glück seines Lebens gebracht hatte, so weiß er sich jetzt unabhängig von ungestümen Leidenschaften. Aber bald soll er innewerden, ob dies auch wirklich schon so der Fall ist, wie er wähnt. Noch hat er die Schule schweren Unglücks, die ein ewiges Verhängnis zur Läuterung für höhere Bestimmung auferlegt, nicht durchgemacht. Da erfolgte der Schiffbruch, und der Unglückliche, der eben noch gewähnt hatte, er habe Ruhe und eine herrliche, schöne Zukunft sich gewonnen, sieht sich plötzlich in den Wellen des Meeres begraben, in die Tiefe desselben hinabgezogen und nach langem Ringen endlich bewußtlos an den Strand der Insel geworfen. Der harte Stein ist von jetzt an sein Lager, der Himmel seine Decke, und Eier sind seine einzige Speise. Soweit das Auge reicht, erblickt er nichts als die unendliche Wasserwüste. Nur die Schiffstrümmer ragen noch eine Zeitlang aus derselben empor. Als auch dieses trauernde Denkmal besserer Zeiten ihm von dem unbarmherzigen Elemente entrissen wird, da fühlt er erst recht, wie elend

er ist. Bitterer Unmut ergreift sein Herz. Seine einzige Hoffnung ist: bald zu sterben, und glücklich preist er die Gefährten, die vor ihm in dem Wasser rasch ihren Tod gefunden hatten. Der Hunger, der ihn bezwingt, zerstört aber immer wieder seine Hoffnung. Da nimmt er in wildem Schmerz eine Muschelscherbe und kratzt in den mehr als er geduldigen Stein die Worte: „Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben." Diese Worte sind der Ausdruck grimmiger Empörung gegen das Schicksal, ein Schrei des Zornes und der Wut, daß es ihn am Leben erhalten hat. Noch mehr meldet die zweite Schiefertafel, wie sehr ihm die Ruhe und die Ergebung noch fehlen, die er gefunden zu haben glaubte. Daselbst steigert sich die Verzweiflung bis zur schrillendsten Dissonanz, obgleich inzwischen sein Gemüt eine religiöse Richtung genommen hatte.

Was die Ausdrucksweise betrifft, so ist der eben besprochene Teil des Gedichts poetischer gehalten, als der voraufgegangene, welcher an manchen Stellen sogar zur nackten Prosa herbsinkt. Schön hebt sich besonders die einleitende, ausmalende Schilderung des Glücks, auf welches der heimwärts Reisende Anspruch zu haben glaubt, von dem Schiffbruche und dem ungestümen Grimm des Schlusses ab. Langsam schreitet dort die Dichtung vorwärts, bei jedem Gegenstande liebend durch einen umschreibenden Ausdruck verweilend: „der Edelsteine Licht", „der Perlen Zier", „der Gewänder Indiens reiche Pracht" usw. Zweimal wird der Kreis der Personen durchlaufen, als könne sich die Dichtung von all dem Glück nicht trennen. Mit wenigen Zügen ist dagegen der Stimmung des Unglücklichen am Schlusse Ausdruck gegeben, aber in einer so energischen Weise, daß der sprachliche Ausdruck die Stimmung gleichsam sinnlich fühlbar macht. Jedes Wort, ja fast jeder Laut ist Wut. Nicht den Lüften klagt der Schiffbrüchige sein Leid; nein, er kratzt es voll Ingrimm in den Stein, dessen Geduld ihn sogar ärgert. Trefflich ist auch die Wiederholung des vom Meere Ausgespieenen dargestellt, ebenso die kurze, durch Ellipsen energisch zusammengehaltene Schilderung des Schiffbruchs. Die gehobene Darstellung gibt sich auch in der häufigen Anwendung der Alliterationen kund, wie z. B. in Str. 13, 2; 14, 1; 19, 1; 21, 3 usw.

3.

Die zweite Schiefertafel beginnt mit einer prachtvollen, bis ins einzelne ausgeführten Schilderung eines Sonnenaufgangs, wie ihn Himmel und Meer der südlichen Erdhälfte bieten. Jeder Vorgang des wundervollen Schauspiels ist mit der Person der Dichtung in Beziehung gesetzt (ich saß — lag vor mir — entrollte zu meinen Füßen usw.), woraus schon hervorgeht, daß die Schilderung nicht um ihrer selbst willen da ist. Der Unglückliche kann seine Gedanken und

seine Empfindungen wieder anderen Gegenständen zuwenden, ein sicheres Zeichen, daß er ruhiger und besonnener geworden ist, ja sein früherer Grimm hat sogar einer religiösen Stimmung Platz gemacht, wie aus den Worten zu ersehen ist: „Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser." Ob er schon eine solche Höhe der Ergebung erreicht hat, daß er sich in seinen Gefühlen unabhängig von allen äußeren Geschicken weiß, davon soll er alsbald eine schwer zu bestehende Probe ablegen. Es erscheint ein Schiff. Der Gedanke an Errettung ergreift ihn mit aller Macht, zugleich aber auch das beschämende Gefühl seiner Schuld; denn das Rettung winkende Schiff ist ihm wie eine ernste Mahnung von oben, daß er sich durch sein Hadern mit der Vorsehung schwer versündigt habe. Gott und die Menschheit sind ihm in seiner Verlassenheit näher getreten. Hatte er früher, vor dem Schiffbruch, nur nach den Seinen sehnlichst verlangt, so sind es jetzt nicht bloß die Seinen, nach denen sein Herz sich sehnt; es ist der Mensch überhaupt, für den ihm in der Einsamkeit die Liebe aufgegangen ist, und er kennt jetzt ein ganz anderes, ein viel höheres Glück, als im Genuß des Reichtums die Tage für sich zu verbringen. In vollem Maße hat er erfahren, was der Mensch dem Menschen wert ist, und diese Erfahrung hat ihn veredelt, von selbstsüchtigen Interessen gereinigt, so daß er seine Befreiung aus der Einsamkeit wie eine Auferstehung aus dem Grabe ansieht. Aber lang ist der Weg der Läuterung und hart der Kampf.

Die freudige Rührung, die ihn beim Anblick des Schiffes ergreift, geht bald in fieberhafte Spannung über. Indem er jede Bewegung, jede Wendung des Fahrzeuges mit verschlingenden Blicken verfolgt, wechseln in ihm Hoffnung und namenlose Angst fortwährend miteinander. Um bemerkt zu werden, hat er den höchsten Punkt des Felsens erklettert und die Arme weit ausgebreitet. Er winkt und ruft und zeigt nach der Stätte, wo eine Landung möglich ist. Vergebens! Schon kann sein Ohr das Pfeifen des Bootsmanns vernehmen, und dieser erste, von Menschen hervorgebrachte Ton durchrieselt ihn wie wonnevolle Musik:

Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnevoller Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen.

Aber die gehoffte Rettung wird ihm nicht zuteil. Gefühllos gleitet das Schiff vorbei. Starren Auges schauet er nach der leeren Stätte. Von neuem zurückgestoßen in das tiefe Elend, flucht er Gott, dem er vertrauet, und flucht sich selbst, daß er vor Gott sich gedemütigt. Drei Tage und drei Nächte hat er „im grimmen Zorn", dem Wahnsinn nahe, dagelegen, bis ihn der allgewaltige Hunger wieder zwingt, sich aufzuraffen. Seine Gottergebung hat sich als Schein erwiesen und darum die schwere Probe nicht bestanden.

4.

Die letzte Schiefertafel gibt in ihrem ersten Teil ein Bild des ewigen Einerlei der Tage und Jahre auf der öden Insel, die nur durch die mehr oder weniger senkrecht auffallenden Strahlen der Sonne eine unmerkliche Abwechselung bietet. Nichts ereignet sich, was den Gedanken eine andere Richtung geben und den Einsamen von seinem Geschick abziehen könnte; nichts kann der Unglückliche unternehmen, nichts ersinnen, was ihn zerstreute. Zu gänzlicher Tatlosigkeit verurteilt, ist er fortwährend der Gefahr ausgesetzt, sich mit seiner Phantasie in die Vergangenheit zu flüchten und in der Erinnerung an das Verlorene die hoffnungslose Gegenwart zu verwünschen. Hiergegen hat er anzukämpfen, wenn er als hoher Dulder größer als das Schicksal sich erweisen will. Am Tage bewahren die äußeren Eindrücke, die Meer und Himmel bieten, ihn einigermaßen vor dem Versinken in sich selbst; aber in der schweigenden Nacht, wo die müden Sinne ruhen, vermag er noch nicht, die Erinnerung an die glücklichere Zeit seines Lebens von sich fern zu halten. Noch führen ihn die Träume zurück in die ersehnte Heimat und lassen nicht ab, ihn zu plagen. Er sieht sich selbst als raschen, wilden Knaben, als Jüngling, erfüllt von Tatendurst und kühnen Plänen, sieht sie, aus deren Augen ihm ein Himmel von Seligkeit entgegenleuchtet, und hin ist die kaum gewonnene Ruhe. Erst die aufgehende Sonne läßt die Bilder, welche Wahnsinn wecken, zerfließen. Aber immer und immer kehren sie wieder, wenn die Nacht hereinbricht, und ein grausiges Lachen bemächtigt sich seiner, wenn er bedenkt, was aus dem Knaben geworden, und wenn er sich sagt, daß aus dem hohlen, morschen Schädel seines Weibes keine Seligkeit mehr winkt. So kämpft er fort und fort auf dem öden Felsgestein, bis er endlich Ruhe auch vor jenen, ihn verhöhnenden Bildern sich errungen und Ergebung in Gott gefunden hat. Kein Schmerzenskreuz wird nun noch eingegraben, kein Klagelaut den Steinen anvertraut. Ja, wo er gelitten, will er sterben. Was soll er jetzt auch noch in der Heimat, die ihm zur Fremde geworden ist?! Eine Leiche über Leichen wallen?! Die Rückkehr wäre nur ein neuer Tropfen Wermut in seinen bittern Leidenskelch, von dem er sich nicht mehr trennen mag. Der Sturm im Herzen hat ausgetobt. Er ist mit dem Schicksal versöhnt, und nachdem er alle Stufen des Kampfes durchlaufen hat, vermag er von der Höhe, die er errungen, nicht wieder herabzusteigen, ja der Schmerz, den er jetzt still und leidenschaftslos in seinem Busen verwahren kann, hat für ihn eine Art süße Befriedigung. So bittet er denn Gott:

Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.

Und diese Bitte ist erhört worden. Die Versöhnung, welche er endlich gefunden, wird dann noch am Schlusse des Gedichts sehr schön durch das Sternenkreuz des Himmels versinnbildlicht, welches allnächtlich über dem steinernen Grabe des in Frieden dahingeschiedenen Schmerzenssohnes sich entzündet. So endet das Gedicht, wie eine Tragödie beruhigend und befriedigend. Diesem Schlusse entsprechend ist denn auch der ganze letzte Teil des Gedichts ruhiger gehalten, als der voraufgegangene, in welchem die Empfindungen in stürmischer Weise wechseln und herbe Gegensätze in düsterer Pracht hart nebeneinander gestellt sind. Von ergreifender Wirkung ist insbesondere die sechsmalige Wiederholung des Wortes „Geduld", wie die Schilderung der Träume, die gleich Gespenstern, welche Wahnsinn wecken, den Unglücklichen beunruhigen und erst beim Anbruch des Tages wieder verschwinden. An dieser Stelle wird die Darstellung bewegter, leidenschaftlicher, schon in der Einleitungsstrophe, woselbst in der Erregtheit sogar das Prädikat (ist entsetzlich) weggelassen ist (Str. 7). Nach dieser Schilderung wird der Ton wieder sanfter und neigt sich immer mehr und mehr dem versöhnenden, nach hartem Kampf errungenen Abschlusse zu.

Was die Form des Gedichts betrifft, so entspricht das tiefsinnigernste Metrum der volltönenden Terzinen sowohl der episch ausgesponnenen Entfaltung der einfachen in Stein gehauenen Aufzeichnungen, wie dem erwägenden Verweilen bei einzelnen Szenen. Die Terzine ist ein fünffüßiges, jambisches Metrum und besteht aus drei immer wiederkehrenden Zeilen, die dem Gedanken nach eine Strophe bilden. Da in derselben nur die 1. und 3. Zeile miteinander, die 2. aber mit der 1. und 3. der folgenden Strophe gereimt ist, so weist jede Terzine durch den einen ihr fehlenden Reim über sich hinaus zu immer weiter eilender Wanderschaft in die nächste Terzine. Die vorletzte Zeile der letzten Strophe würde ohne Gegenreim bleiben, wenn nicht zur Befriedigung des durch den Reim erweckten Verlangens nach einem Gegenreim der letzten Strophe noch eine Endzeile zugegeben würde, wodurch nun das Ganze auch dem Laute nach befriedigend abgeschlossen wird. „Ein so eigentümlich kombiniertes Metrum", sagt Hiecke in seinem trefflichen Aufsatze über Chamisso, „eignet sich natürlich auch nur für Dichtungen von ganz eigentümlichem Charakter, und zwar um des rastlosen Fortschrittes willen nur für Darstellung einer rastlos fortschreitenden, bewegten Handlung, für das epische Gedicht, und wegen des eigenen Kontrastes zwischen der Verbindung durch den Sinn und der Verbindung durch den Reim, welcher nicht ein Erzeugnis eines naiven, poetischen Schaffens, sondern eines reflektierenden ist, wieder nur für eine besondere Art des Epos, für die nämlich, wo der Dichter nicht mit entfaltender Darstellung der Begebenheit als solcher — welche freilich deshalb immer nicht ohne geistigen Inhalt und ohne wesentliches

Interesse sein darf — sich begnügt, sondern mit erhabenem Ernst eine Tendenz darin verfolgt. Die Terzine, mit einem Worte, ist kein naives Metrum, wie der Hexameter, die Nibelungen-Strophe und selbst die achtzeilige, italienische Strophe, welche alle aus der Natur der Sprachen, denen sie ursprünglich zugehören, einerseits und aus dem Wesen der epischen Dichtungen anderseits hervorgewachsen sind, sondern ein künstliches, berechnetes, absichtsvolles, so wie unter den lyrischen italienischen Versmaßen das Sonett. Deshalb eignet es sich auch so ganz und gar für Dantes divina comedia und unter den neuern Dichtern besonders für Chamissos Eigentümlichkeit, daher auch erst dieser unter uns zwar nicht die erste Anwendung davon gemacht, aber doch zuerst es zu einer wirklichen Anerkennung gebracht hat."

Themen.

1. Rückkehr in die Heimat.

„Was frommte mir annoch in später Stunde
Zu wandeln, eine Leiche unter Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde."

Es war ein wunderschöner Herbsttag! Die bleiche Herbstsonne stand freundlich am klaren Himmel und sandte ihre milden Strahlen hernieder auf Wald und Feld, als wollte sie den Menschen all die genossenen Freuden des Sommers noch einmal vor die Seele zaubern. Auf der Landstraße schritt rüstig ein Wandersmann; sein wettergebräuntes Antlitz und seine hartgearbeiteten Hände sprachen von vieler Arbeit und Mühe während langer Jahre hindurch, aber der freudige Ausdruck, der auf seinem Gesichte lag, zeigte, daß er alle diese Mühe jetzt vergessen hatte. Er schien nicht sehr bekannt in der Gegend zu sein; denn er sah sich öfter fast verwundert um, blieb zuweilen stehen, schüttelte den Kopf und ging dann weiter. Endlich wurden die roten Dächer eines großen, freundlichen Dorfes, welches im Grün vieler Linden versteckt lag, sichtbar. Als der Mann es erblickte, atmete er freudig auf und rief: „Da ist es." Von seinen Gefühlen überwältigt, setzte er sich auf einen Stein am Wege. Ja, nun durfte er ruhen; seine Wanderung hatte ihr Ziel erreicht, ihr langersehntes Ziel! Der Mann war weit hergekommen, über den Ozean; aus Südamerika hatte ihn die Sehnsucht heimgetrieben. Fünfundzwanzig Jahre lang war er draußen in der Fremde gewesen; er war als 20jähriger Bursche voll frohen Mutes und kühner Erwartungen mit noch vielen andern aus dem Dörfchen nach Amerika ausgewandert, um dort sein Heil zu versuchen, und da er einen guten Kopf hatte, war's ihm geglückt. Er hatte sich ein hübsches Vermögen erworben; aber nun litt's ihn auch nicht mehr in der Fremde; er mußte nach Hause; seine langgenährte Sehnsucht brach mächtig hervor; er wollte nun seinen teuren Eltern das Alter versüßen durch das, was er durch seine Arbeit erworben hatte. Wie schön hatte er dies Wiedersehen sich ausgemalt, wenn er nachts auf dem Verdecke des Schiffes gestanden, das ihn heimtrug! Wie war ihm so wunderbar zumute gewesen, als der tropische Sternhimmel schwand, und er zum ersten Male seit fünfundzwanzig Jahren den heimatlichen Himmel mit seinen stillen, trauten Sternen wiedergesehen hatte. Es war ihm wie ein Gruß der Heimat gewesen, der alten, geliebten Heimat. Er hatte an seine Knabenjahre gedacht, wo er so oft zum sternenhellen Himmel aufgeschaut hatte, und wo es ihm gewesen war, als fände all das ungestüme Sehnen dort oben Be-

friedigung! Jetzt war das Sehnen gestillt; er hatte die fremde Welt gesehen, nach der er als Knabe schon verlangt, und er kehrte wieder heim! Wie wird mein Vater aufschauen, wenn ich in das Haus trete und ihm um den Hals falle, dachte er, und die Mutter, die damals so geweint hatte, als ich Abschied genommen. Wie wird die Schwester sich freuen, die ich, als sie noch Kind war, verlassen habe; und wie werden die Jugendfreunde staunen, wenn ich ihnen von den Wunderdingen erzähle, die ich da drüben erlebt habe. Aber leben sie denn noch? Leben denn die Eltern noch? Schwer fiel ihm dieser Gedanke aufs Herz. Er hatte schon seit einem Jahre keine Nachrichten bekommen. Freilich hatte er in der letzten Zeit seinen Wohnort oft geändert, und die Briefe konnten verloren gegangen sein, aber — er drängte dies Aber zurück, er wollte hoffen. Endlich erhob er sich vom Steine, und bald stand er in der schmalen Gasse, wo des Vaters Haus gelegen. Aber was war das? An dem Fenster desselben schaute ein ihm unbekanntes, fremdes Gesicht, und vor der Tür spielten kleine Kinder, die ihn groß ansahen. Er fragte nach seinen Eltern, und wo sie hingezogen seien. „Hingezogen?“ sagt der fremde Mann, „sie ruhen im Grabe; die Cholera hat sie hinweggerafft.“ „Also tot!“ murmelte er; das Wort war ihm doch furchtbar. Noch einmal tat er den Mund auf, und von den bebenden Lippen rang sich die Frage nach der Schwester und nach den Freunden. „Auch tot,“ war die Antwort; „auch sie hat die furchtbare Seuche hinweggerissen.“ Wie vom Schlage getroffen stand der Unglückliche da und fragte mit gebrochener Stimme nach dem Kirchhofe. Als er Auskunft erhalten hatte, ging er, versunken in dumpfes Schweigen, fort. Der Weg führte ihn an einem kleinen Bache vorbei. Noch stand an demselben die alte Weide, unter deren Zweigen er als Kind so oft und gern gespielt hatte; aber es war ihm, als ob sie mit ihren gelben Blättern ihn fragte, was er denn hier wolle. Dann kam er auf dem Kirchhofe an, und bald hatte er die schlichten Gräber gefunden, die all sein Hoffen enthielten. An ihrer Stätte brach er zusammen. Lange lag er mit tränenden Augen an den teuren Grüften. Endlich erhob er sich; es fing an, ihn zu frösteln; wie dünkte ihn die Luft so kalt! Schon sank die Sonne hinter die Berge; er nahm den Stab wieder fest in die Hand. Was wollte er denn noch hier! Sein Lieben und Hoffen lag ja tief drunten in der kalten, kalten Erde. Zurück nach Amerika wollte er wieder gehen. Dort war ihm nicht alles fremd; dort weilten noch Menschen, die ihn kannten und liebten. Keine Minute mehr wollte er in der Heimat bleiben, die ihm zur Fremde geworden war, und wo er wie ein Toter sich vorkam. Einen letzten, langen Blick warf er noch auf die Gräber, dann ging er zum Dorfe hinaus, um zum zweiten Male die neue Welt aufzusuchen, jetzt mit geknickten Hoffnungen und vom Schmerz gebeugtem Herzen. Die Sterne waren leise aufgegangen und strahlten in stiller Pracht herab auf den einsamen Wanderer. Dieser hob das Antlitz empor und schaute wieder in denselben Himmel, der mit seinen Sternen so oft Frieden in das Herz des ungestümen Knaben gebracht hatte, und es war ihm, als wären es die Sterne seiner Lieben, die auf ihn herabsähen. „Wir sehen uns wieder,“ flüsterte er leise vor sich hin — und so ging er hinaus in die weite Welt!

2. Geschicke in den Dichtungen.

Unsere Poesie ist reich an Dichtungen, welche plötzlich hereinbrechende Geschicke behandeln. Diese sind entweder verschuldet oder unverschuldet. Den verschuldeten Geschicken geht gewöhnlich vermessene Überhebung und stolze Sicherheit voraus, die den Menschen verblenden und zu frevelhaften Taten fortreißen, wie dies z. B. in Uhlands „Glück von Edenhall“ und in Heines „Belsazar“ der Fall ist. Kurze Angabe des Inhalts. — Dichtungen, welche plötzlich hereinbrechende Geschicke ohne Verschulden enthalten, sind: „Das Gewitter“ von Schwab, „Salas y Gomez“ usw. Kurze Inhaltsangabe.

Die alte Waschfrau.

1. Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's, die Kinder zu ernähren,
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Schere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz,
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Mit diesem Gedichte hat Chamisso seiner eigenen Waschfrau — wir dürfen wohl hinzufügen, auch sich selbst — ein ehrendes Denkmal errichtet. Die poetische Verherrlichung, welche er dieser einfachen, den untern Schichten der menschlichen Gesellschaft angehörenden Frau hat zuteil werden lassen, legt ein schönes Zeugnis ab von der hohen Achtung, welche er selbst vor der ehrenwerten Arbeitstätigkeit der Geringen und Unscheinbaren im Volke hatte, und wenn er der Frau, weil sie in dem ihr gesteckten, engen Kreise getreulich ihre Pflicht erfüllte, eine so hohe Bedeutung beilegt, so ist das ganz im Sinne und Geiste des Evangeliums, welches auch die vergessenste Menschenseele in gleiche Linie mit dem stellt, der in den weitesten Kreisen wirkt, wenn sie mit dem anvertrauten Pfunde nach Maßgabe ihrer Kräfte hausgehalten hat. (Vgl. Matth. 25, 14—40 und Lucas 19, 11—27.)

Die Welt freilich bemißt den Wert eines Menschen gewöhnlich nach glänzenden, in die Augen fallenden Erfolgen. Aber die glänzenden Taten können aus unreinen Quellen fließen, und es kann das vor den Augen der Welt hoch Gehaltene geringer in der Wagschale Gottes wiegen, als das Kleine und Unscheinbare. Gott sieht

vor allem auf das Herz, auf die erwiesene Treue, und vor ihm kann die arme Tagelöhner-Frau, die weiter nichts vermag, als den lieben, langen Tag ihr Brot zu verdienen, sich und die Ihren in Gottesfurcht zu ernähren, vor Gott kann eine solche Frau neben dem Könige stehen, der in den weitesten Kreisen wirkte und von den Menschen in das Buch der Geschichte als unvergeßlicher Fürst eingetragen wurde.

Gehen wir nun zu dem Gedichte selbst über. Durch die ersten Worte der Eingangszeilen führt uns der Dichter unmittelbar hin zu der Frau, die ihm eine so hohe Achtung abgenötigt hat, obschon deren Beschäftigung von dem flüchtigen Beobachter kaum eines Blickes gewürdigt wird. Er gedenkt zunächst ihres hohen Alters. Sie hat das 75. Jahr überschritten; ihr Haar ist gebleicht. Nur wenige Menschen erreichen ein solches Alter, und von denen, die es erreichen, sind wiederum nur wenige imstande, ihr tägliches Brot durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Hat schon die rührige und rüstige Tätigkeit der Frau in einem so hohen Alter etwas Erbauliches und für manche Beschämendes, so steigert sich unsere Achtung vor derselben noch, wenn der Dichter hinzufügt:

So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Diese Worte bilden den Übergang zu dem nun folgenden kurzen Lebensbilde. Schon früh ist der bittere Ernst des Lebens an sie herangetreten. Auf die glückliche Zeit der Liebe folgten bald Tage der Sorge und der Angst an dem Krankenbette des Mannes. Ihre treue Pflege hat ihn dem Tode nicht entreißen können, und der Witwenstand mit seinen schmerzenreichen Stunden ist früh ihr Los geworden. Die Versuchung, in Bitterkeit oder in Mutlosigkeit zu verfallen, lag nahe. Sie hat sich aufrechterhalten, hat den Glauben und die Hoffnung nie verloren, woraus allein die erwärmende Gewalt zur Tat quillt. War das Herz auch mit Trauer erfüllt, so hat sie doch die Hand gerührt, hat mit klarer Umsicht und festem Wollen nicht nur für den Erwerb gesorgt, sondern auch die Kinder erzogen und hat in die Herzen derselben durch Lehre und Beispiel die Grundlagen gelegt, auf denen die Wohlfahrt und das Glück des Menschen ruhen:

Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.

Unter ihrer Aufsicht haben sie die Lehrzeit durchgemacht, und als sie so weit waren, daß sie sich selbst forthelfen konnten, da entließ sie segnend ihre Lieben. Und sie konnte es. Was eine

Mutter durch Beispiele und Lehre in ein Kind pflanzt, das dringt tief ins Herz und trägt darum reiche Frucht. Irdische Schätze konnte sie ihnen nicht mitgeben; aber Fleiß und Genügsamkeit, Zucht und Ehre sind mehr wert und ein gesicherteres Erbe, als Geld und Gut, welches durch die Wechselfälle des Lebens, auch ohne eigenes Verschulden, so leicht verloren gehen kann.

Der Sorge für die Kinder war sie enthoben; aber nun rückte das Alter heran. Allein und ohne Stütze stand sie da! Wie soll es werden, wenn die Kräfte schwinden? Die Frau schaut unverzagt in die Zukunft,

„Ihr war ihr heitrer Mut geblieben,"

jener Mut, den sie aus dem Bewußtsein einer getreuen Pflichterfüllung gewonnen hat, und dieser Mut macht geduldig in Trübsal und fröhlich in Hoffnung und birgt darum wunderbaren Segen in sich. Er hat sie bisher aufrechterhalten in des Lebens Not und Bitterkeit; er läßt sie auch jetzt getrost und unverzagt in die Zukunft schauen. Nur eine Sorge hat sie an ihrem Lebensabend, eine Sorge, die so selten und so rührend ist: die Sorge um ein schönes Sterbehemd. Dieser eine Zug beweist schon, wie bedacht auf alles und wie sorgsam in allem die Frau ihr ganzes Leben hindurch gewesen sein muß. Und welch ein schönes, vertrauendes Aufblicken zu Gott spricht sich zugleich in diesem einen Zuge aus! Der Tod hat für sie keine Schrecken; denn sie hat in diesem Leben noch ein anderes Leben kennen gelernt; darum hat auch das Totenhemd, dessen Name vielen Menschen schon Grauen einflößt, nichts Schauervolles für sie. Alles, was sie bei ihrem geringen Verdienst ersparen kann, spart sie, um Flachs zu kaufen. Bis spät in die Nacht hinein sitzt sie dann, obschon sie den langen, lieben Tag am Waschfaß sich müde gearbeitet hat, um den Flachs zu feinem Garn zu spinnen. Das Garn brachte sie dem Weber;

Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Schere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Nicht umsonst hat der Dichter das Entstehen des Hemdes bis ins einzelne ausgeführt. Das ganze Sein und Wesen der Frau, welcher die Arbeit wie die Sauberkeit, der frohe Mut wie das gläubige Vertrauen zur andern Natur geworden sind, gibt sich hier in der schönsten Weise kund. Auch das Folgende ist bezeichnend. Dem eigenhändig bereiteten Sterbehemd wird nicht nur der Ehrenplatz im Schrein zuteil, sie legt es auch an, wenn sie des Sonntags zur Kirche geht, und tut es darauf mit stillem, gläubigem Gemüt wieder in den Schrein. Es ist ihr kostbarster Besitz und Schmuck, an dem sie eine so innige und stille Freude hat, wie der schönste Schmuck von Gold und Edelgestein dem nicht gewähren

kann, der im Überfluß lebt. Nichts könnte uns mehr überzeugen, daß die Sorgen und Leiden dieser Frau nur dazu beigetragen haben, ihren Geist von dem Irdischen mehr und mehr zu lösen und ihn fester mit dem Himmlischen zu verbinden, als dieser eine Zug es tut. Und wer wäre, stünde er auch noch so hoch und wüßte er auch noch so viel, der nicht gern mit einstimmte in das Schlußwort:

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;

Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Diese Schlußworte fassen in anwendender Weise den Inhalt und den Gang des Gedichts kurz noch einmal zusammen. Sie beginnen gleich dem Anfang des Gedichts mit dem Lebensabend, gedenken dann als Lebensaufgabe der Pflichttreue in ernster Arbeit, darauf in dem „Laben am Kelch des Lebens" die aus der Pflichttreue in Leid und Sorge gewonnene Seelenruhe und enden mit dem Hinblick auf das Sterbehemd, als Zeichen, daß der Tod bei einem solchen sittlich-religiösen Verhalten seine Schrecken verloren hat.

Das Gedicht ist, seinem Gegenstand und seinem Zweck entsprechend, in anspruchsloser, schlichter Sprache und Form abgefaßt. Es bewegt sich in achtzeiligen Jamben mit sich kreuzenden Reimen und enthält häufige Wiederholungen derselben Worte. So wiederholen sich die Worte: „Sie hat" fünfmal in Str. 2, welche in der Kürze das Lebensgeschick der Frau von ihrer aufkeimenden Liebe bis zum Tod ihres Mannes bringt. Da sie stets am Anfang einer Zeile stehen, so wird das, was ihnen folgt, um so nachdrücklicher hervorgehoben. In Str. 3 legt der Dichter den Ton auf „den heitern Mut", welcher der Frau trotz ihres sorgenreichen Witwenstandes geblieben ist, daher die Wiederholung jener Worte. In Str. 4 folgt das Wort „Und" dreimal rasch nacheinander, wodurch die Zeitwörter, welche es verknüpft, der Beachtung ebenfalls nachdrücklich vorgeführt werden. Die vierte wie die folgende Strophe sind ganz der Bereitung und Bewahrung des Sterbehemdes gewidmet. Schon diese Strophenzahl beweist, daß dem Dichter dies als das bedeutsamste Ereignis in dem Leben der Frau gilt, wofür auch der Schluß des Gedichtes zeugt. Alles dies ist auch beim Vortrag des Gedichts zu berücksichtigen.

Noch sei erwähnt, daß Chamisso obigem Gedicht ein zweites, ähnliches hat folgen lassen. Als nämlich seine alte Waschfrau nicht mehr zu arbeiten vermochte, erließ er in dem zweiten Gedicht eine Art Aufruf um Hilfe, welcher nicht erfolglos blieb, indem die Freunde des Dichters allein 100 Taler zur Unterstützung der Frau beisteuerten.

Unsere Literatur, die alte wie die neue, ist reich an Hochbildern edler Frauen. Ich erinnere nur an das Gudrunlied, an Goethes Hermann und Dorothea und an den Siebzigsten Geburtstag von Voß. Überall, wo die Frau verherrlicht wird, werden vorzugsweise diejenigen Eigenschaften des weiblichen Wesens gefeiert, die dazu beitragen, die Freude und das Glück des häuslichen Lebens zu gründen, Eigenschaften, wie sie das unscheinbare Weib in Chamissos Gedicht in vollem Maße besitzt: ausharrende Liebe und Treue, auch im Leid, Genügsamkeit und Zufriedenheit, sorgliche Pflege der Kinder, häuslicher Sinn usw. Das Wort „Frau" ist ein Juwel in unserer Sprache. Es lautete ursprünglich Frouwa, woraus dann im Mittelalter Frouwe und später Frau wurde. Der Stamm dieser Wörter ist vrou d. h. froh sein, so daß also das Wort Frau die Frohe, Erfreuende bedeutet. Vrou bedeutet aber auch voran, zuerst, demnach Frouwa die Herrin. Wie beide Wurzeln verwandt sind, so war unsern Altvordern auch die Frau beides: Sie war ihnen die frohe, milde, das Leben erheiternde Herrin des Hauses. Geht schon aus ihrem Namen hervor, welche hohe Achtung unsere Väter der Frau zollten, so zeugt für diese Achtung nicht minder, daß man in ihren Aussprüchen nicht selten den Geist der Wahrsagung zu vernehmen glaubte und auf ihre Worte bei wichtigen Angelegenheiten wie auf ein Orakel lauschte, so daß man in den Aussprüchen weiser Frauen ein untrüglich Göttliches verehrte. Hieß doch die bedeutendste Göttin der alten Deutschen ebenfalls Frouwa oder Freija. Der Name Frau ist also gleichsam göttlicher Natur. Der Segen spendenden und Liebe verbreitenden Freija war der Freitag geweiht, und „freien" heißt noch heute um Liebe und Ehe werben. Göttin der Liebe und der Schönheit war auch Freija. Fassen wir zusammen, was in dem Namen Frau alles vereint ist, so sind es die trostreichen Vorstellungen von Freude und Frohsinn, von Liebe, Friede und auch von Freiheit. Alle diese Worte entstammen ein und derselben Quelle. Das Wort Frau ist demnach eins der edelsten Worte unserer Sprache. Und doch liegt die Zeit nicht fern, in der manche deutsche Frau sich lieber Madame nennen hörte. Die alte Waschfrau in unserm Gedicht zeigt sich ihres Namens würdig und macht dem Worte Frau alle Ehre.

Thema.

Die Waschfrau.

Das Leben mancher Frau aus den niedern Ständen ist oft ein sehr mühevolles. Nicht selten müssen diese Frauen Arbeiten verrichten, die eigentlich nur Männern zukommen. Wer je einmal eine Gebirgsreise gemacht hat, wird bemerkt haben, wie dort Frauen den Bedarf an Holz auf

beschwerlichen Wegen stundenweit herbeischaffen, indem sie entweder schwere Holzbündel auf dem Rücken bergauf und bergab schleppen, oder sich in zweiräderige Karren spannen und diese, mit Holz beladen, nach ihrer ärmlichen Hütte schweißtriefend ziehen. Nicht selten sieht man solche Frauen mit einem schweren Holzbündel auf dem Rücken noch Strümpfe stricken oder gar einen Säugling auf dem Arme tragen. Wir brauchen indes nicht so weit zu gehen, um obigen Satz zu beweisen. Auch in den Städten haben viele Frauen der ärmeren Klassen oft ein schweres Los, vor allen die Waschfrauen. Früher als die Fabrikarbeiter, oft schon um vier Uhr morgens, wenn alles noch im tiefen Schlafe liegt, verlassen sie ihre Wohnung, um an die Arbeit zu gehen. Die Waschhäuser, in welchen sie den ganzen Tag am Waschfasse stehen, sind meistens keine angenehmen Räume. Sie liegen entweder auf dem Hofe oder in den Kellerräumen, und so entbehren die Frauen nicht nur die frische, erquickende Luft, sie sind auch der Hitze und Kälte, dem Rauche und der Nässe fortwährend ausgesetzt. Das Waschen selbst ist keine leichte Arbeit. Das Reiben der Wäsche, das Ausringen und Aufhängen derselben, das fortwährende Stehen bei der Arbeit macht sie zu einer recht mühevollen. Dazu kommt, daß sie nur mit kurzer Unterbrechung vom frühen Morgen bis zum späten Abend fortgesetzt wird. Eine so lange Arbeitszeit hat kein Mann, der auf Tagelohn geht, kein Fabrikarbeiter.

Dazu kommt ferner, daß solche Frauen bei ihrer Arbeit nicht selten noch der Gedanke an ihre Kinder quält. Wie oft kommt es vor, daß sie ein krankes Kind zu Haus unter der Obhut noch unerwachsener Kinder zurücklassen oder von dem Säugling sich trennen müssen. Mit schwerem Herzen steht solche Frau dann am Waschfaß, und die Arbeit wird ihr noch einmal so sauer. Auch das Wetter kann die Beschwerden noch vermehren. Kaum ist die Wäsche auf dem Trockenplatz aufgehängt, da zieht plötzlich eine Gewitterwolke herauf, der Wind wird zum Sturme und schüttet Staub und Regen auf die mühsam gereinigte Wäsche. Verloren ist ein gut Teil Zeit und Mühe. Das Geschäft des Reinigens beginnt von neuem, und nun geht es viele Treppen hinan zum Boden, um dort die Wäsche zu trocknen.

Kommt die Frau am Abend nach Hause, so kann sie sich nicht immer schon der verdienten und ersehnten Ruhe hingeben. Oft ist noch in der eigenen Wirtschaft dieses und jenes zu besorgen, mögen die Hände auch wund gerieben und die Füße ermüdet sein. Was an den Wochentagen nicht hat fertig geschafft werden können, das wird am Sonntag vollendet. Die Kleider der Kinder sind zerrissen, die Strümpfe durchlöchert, und da sitzt denn die an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnte Frau Sonntag nachmittags, wenn andere dem Vergnügen nachgehen, und näht und stopft. Mühe und Arbeit ist ihr ganzes Leben, und man begreift oft nicht, wie manche dieser Frauen noch ein so hohes Alter erreichen und sich einen so heitern Sinn bewahren können.

11. August Graf von Platen.

August Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. Okt. 1796 zu Ansbach geboren, wo sein Vater Oberforstmeister war. Auf der Münchener Kadettenanstalt gebildet, dann im Pageninstitut erzogen, verfolgte er zuerst die militärische Laufbahn und nahm 1815 als Leutnant am zweiten Feldzuge gegen Frankreich teil. Doch genügte ihm die Militärstellung nicht. Nach Beendigung des Feldzuges studierte er, ohne die militärische Laufbahn aufzugeben, als Beurlaubter zu Würzburg, dann zu Erlangen Philosophie und die Literatur alter und neuer Zeit, die Sprachen des Südens und Ostens, die je länger je mehr großen Einfluß auf seine poetische Weise gewannen, wie denn auch der Umgang mit Goethe, Uhland und Rückert, vor allem aber sein Aufenthalt in Italien nicht ohne Einfluß auf seine poetische Ausbildung blieb. In Italien machte er sich mehr und mehr von dem Einflusse der romantischen Schule los. Daselbst gewann er auch jene unübertreffliche Vollendung in den antiken, von den Romantikern so vernachlässigten Formen, unter denen die seiner Oden eine hervorragende Stellung einnehmen. Dennoch fand er in seinem Vaterlande nicht die Anerkennung, die er erwartet hatte. Daß er in Deutschland so zurücktrat, machte dem Edlen und rastlos Strebenden manches Herzeleid, und bitter äußerte er sich:

Früh und viel zu frühe trat ich in die Zeit mit Ton und Klang,
Und sie konnte kaum empfinden, was dem Busen kaum entsprang:
Nicht den Geist, der scharf und sicher in des Lebens Auge blickt,
Nicht die zarten Klagelaute jener Seele voll Gesang.
Kalt und ahnungslos und schweigend, ja mit Hohn empfing sie mich,
Während sie um niedre Stirnen ihre schnöden Zweige schlang.
Mir indessen, dem's im Busen tatenschwanger wühlte, gor,
Diente selbst der Schmerz als Maske, wenn ich tiefe Schmerzen sang.
Doch getrost! Vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatten glänzend wandeln dieses deutsche Volk entlang.

Derselbe bittere Mißmut, dieselbe stolze Verachtung, die er hier gegen die von der Zeit gepriesenen Dichtungen ausspricht, macht sich auch Luft in seinen polemisch-satirischen Lustspielen, in der „Verhängnisvollen Gabel" und in dem „Romantischen Ödipus". In dem ersten werden die Dichter der Schicksalstragödien: Müllner, Houwald usw. lächerlich gemacht, in dem zweiten war es auf Heine und Immermann abgesehen, deren Angriffe ihn zur Abwehr drängten. So sehr in den Stücken auch die persönliche Gereiztheit sich geltend macht, so birgt ihr Hintergrund doch die Forderung einer höheren, idealen Welt, wie solche die gehobene klassische Zeit aufzuweisen hat. Sie waren eine befreiende Tat.

Platen starb schon im Jahre 1835 zu Syrakus an einem hitzigen Fieber, nachdem er von 1826 an die meiste Zeit in Italien, dem Lande seiner tiefen Sehnsucht zugebracht hatte. Ein einfacher Marmorblock bezeichnete bis zum Jahre 1869 die Stelle, wo der Dichter des Schmerzes ruhet. Im Oktober des genannten Jahres ward dem berühmten Toten unter der Anwesenheit sämtlicher Behörden von Syrakus und einer unzähligen Menschenmenge ein ehrenderes Denkmal, eine schöne Büste, von Professor Schöpf in Rom gemeißelt, gesetzt, inmitten der prachtvollsten Natur, auf der die Augen des gramgebeugten Wanderers einst so gern und so oft geruhet. Was er gelitten, welcher Wurm an seinem Herzen nagte, spricht folgendes Sonett aus:

Wem Leben Leiden ist und Leiden Leben,
Der mag nach mir, was ich empfand, empfinden;
Wer augenblicks sah jedes Glück verschwinden,
Sobald er nur begann danach zu streben;

Wer je sich in ein Labyrinth begeben,
Aus dem der Ausgang nimmermehr zu finden,
Wen Liebe darum nur gesucht zu binden,
Um der Verzweiflung dann ihn hinzugeben;

Wer jeden Blitz beschwor, ihn zu zerstören,
Und jeden Strom, daß er hinweg ihn spüle
Mit allen Qualen, die sein Herz empören,

Und wer den Toten ihre harten Pfühle
Mißgönnt, wo Liebe nicht mehr kann betören:
Der kennt mich ganz und fühlet, was ich fühle.

Platen gehört, wie Heine, einer kämpfenden Übergangszeit an, die für ein ruhiges, poetisches Schaffen keine günstige ist, was bei der Beurteilung dieser Dichter mit in die Wagschale gelegt werden muß. Beide huldigten anfangs der romantischen Schule; beide sagten sich später nicht nur von derselben los, sondern trugen durch ihre Schriften auch wesentlich zur Auflösung und zum Sturze derselben bei. Platen gebührt insbesondere das segensreiche Verdienst, die Poesie nach Inhalt und Form in die von den Klassikern ge-

schaffenen erhabenen und künstlerischen Bahnen wieder zurückgeführt zu haben, welche von den formlosen, Einheit und Maß verschmähenden Romantikern so sehr verspottet worden waren. Dingelstedt sagt von ihm mit Recht, daß er es gewesen sei, welcher durch sein Drängen auf künstlerische Technik die neue Generation wieder dichten gelehrt habe. Er brachte in die Versmaße wieder die klassische Formenschönheit und wußte die antiken Metra ebenso meisterhaft zu behandeln, wie die modernen. Viele seiner Dichtungen sind nach Inhalt und Form so fein ausgearbeitet, daß sie den echten Künstler verraten. Wenn er es vermied, die weicheren Gefühlssaiten anzuschlagen, so geschah dieses sicherlich in der Absicht, der Gefühlsschwelgerei der romantischen Schule dadurch ebenfalls entgegenzutreten. Der Weltschmerz, der durch den Engländer Byron in unsere Literatur gekommen war, fand in der Brust Platens einen Widerhall; aber der ernste, bis an sein Lebensende ringende Platen kokettierte nicht mit demselben, wie der leichtlebige Heine es tat, dessen Gegner er sein ganzes Leben hindurch blieb, und gegen dessen leichtfertige Manier er durch seine Dichtungen ebenfalls ein heilsames Gegengewicht schuf. Daß in ihm die echte Kraft einer Dichterseele lebt, zeigen nicht nur seine Venetianischen Sonette, die wohl zu den besten gehören, die in der deutschen Sprache gedichtet sind; es zeigen dies auch seine romanzenartigen Dichtungen, die nach Inhalt und Form gleich groß und schön sind, wie: Der Tod des Carus, Das Grab im Busento, Der Pilgrim vor St. Just, Klagelied Kaiser Ottos des Dritten usw. Der elegische Zug, welcher dieselben durchzieht, der graziöse Schwung der Form, der geschichtliche Inhalt, der ideale, auf das Große gerichtete Standpunkt sichern diesen Dichtungen eine bleibende Stätte in unserer Literatur.

Das Grab im Busento.

1. Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

2. Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

3. Allzu früh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

4. Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

5. In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung auf dem Pferde.

6. Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

7. Abgelenkt zum zweiten Male ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

8. Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!"

9. Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Was die geschichtliche Grundlage dieses Gedichts betrifft, so sei zunächst bemerkt, daß Alarich, nachdem er in feierlicher Versammlung von seinem tapferen Volke als einer ihrer Kühnsten und Besten auf den Schild gehoben und einstimmig zum König ausgerufen worden war, um das Jahr 400 n. Chr. die Alpen überstieg und in Italien eindrang. Das stolze Rom zitterte. 1100 Jahre lang war die ewige Stadt den Völkern der Erde furchtbar gewesen, und 800 Jahre lang hatte sie keinen Feind in ihren Mauern gesehen, keinen Tribut gezahlt und unermeßliche Schätze aufgehäuft. Die alte Kraft war aber dahin; den tapferen Goten konnte sie nicht widerstehen. Dreimal zog Alarich, der kühne Held, in ihre Tore ein, zum dritten Male am 24. Aug. 410. Wenige Tage darauf verließ er die Stadt, um mit seinem Heere nach Sizilien zu gehen und nach Afrika überzusetzen. Schon waren die Fahrzeuge ausgerüstet, auf welchen die Tapferen mit den erbeuteten Schätzen über die Meerenge von Messina gebracht werden sollten; da erkrankte der Gotenkönig in Cosenza am Busento und starb in einem Alter von 34 Jahren.*)

Dieses Ereignis ist an sich schon geeignet, unsere Teilnahme zu wecken. Fern von der Heimat wird der schöne, jugendliche Held inmitten großer Pläne vom Tode überrascht, wie einst Alexander d. Gr., und niemand ist da, der das begonnene Werk zu Ende führen kann. Was er seinem Volke war, was dieses an ihm verloren hat, könnte nicht ergreifender und auch nicht anschaulicher dargestellt werden, als es in unserm Gedichte geschehen ist. Schon die großartige Bestattung des Königs, eine Tatsache, die einzig in der Geschichte dasteht, zeugt von der außergewöhnlichen Liebe und Verehrung des Volks. Mit all den kostbaren Schätzen, die ihm als Tribut zufielen, und die er als Siegeszeichen mit sich führte, wird er eingesargt. Niemand macht Anspruch darauf; sie sollen dem großen Toten als unantastbares Heiligtum verbleiben. Unantastbar sollen sie auch dem Feinde sein. Dem Lebenden hat dieser nicht zu widerstehen

*) Der Busento entspringt im Neapolitanischen und mündet im Meerbusen von Policastro.

vermocht, an dem Toten würde er feige Rache genommen, seine Gebeine höhnend geschändet und sein Grab geplündert haben. Das hochgesinnte Volk kann nicht eher weiterziehen, bis es auch der Sorge für den Toten durch die Bereitung eines unzugänglichen Grabes sich entledigt hat. Die Treue, die es ihm im Leben bewiesen, will es ihm auch im Tode bewahren. Es leitet das Wasser des Busento ab, und nachdem es wehklagend in dem trockenen Flußbett ein tiefes Grab gegraben und ausgemauert hat, senkt es seinen Führer in goldener Rüstung und nach altem germanischen Brauch auch sein getötetes Schlachtroß in die Gruft und läßt dann den Fluß über das Grabmal wieder hinströmen, so daß niemand seine Stelle aufzufinden vermochte. Keiner der Goten hat je die Stätte verraten — ein schöner Zug deutscher Schweigsamkeit, welche hier einem ganzen Volksstamme beigelegt wird, und der ebenso ein Grundzug der germanischen Heldennaturen war, wie die Treue gegen den Führer, der zuliebe sie auf dem Schlachtfelde das eigene Leben einsetzten, indem es als Schande galt, den Führer in der Schlacht zu überleben, dessen Tod man mehr betrauerte, als den Tod des eigenen Vaters. Einem deutschen Dichterauge ist es nach langer Zeit vergönnt gewesen, die Stätte zu erspähen, wo der Gotenheld ruhet. In nächtlicher Stille hat Platen die Stätte gefunden. Dort hat er die Schatten all der Tapferen heraufsteigen sehen, die treu zusammenstanden mit ihrem Könige in Streit und Sturm, in Kampf und Krieg, in Not und Tod; dort hat sein Ohr die dumpfen, ernsten Klänge ihrer Grabgesänge vernommen, die nimmer verstummen wollen. Die im Leben treu Verbundenen können sich auch im Tode nicht trennen, und es ziehen noch immer den Fluß auf und ab die Scharen, klagend um das Grab ihres Führers. Diese geisterhafte Einrahmung des Gedichts stimmt trefflich zu dem stolzen Heldengeist des tapferen Volkes. Nichts könnte den hohen Sinn dieser hehren Gestalten, nichts ihre große Treue und Liebe, nichts ihren tiefen Schmerz so darlegen, als es die Tränen und die noch fortdauernden Trauergesänge tun. Auf dieses Zeugnis treuer, unvergänglicher Liebe hat der Dichter denn auch den Hauptton gelegt. Sein Gedicht beginnt nicht nur damit, es kehrt auch der Schluß zu demselben wieder zurück, mit der schönen Wendung, daß die Busentowellen, die einzigen, welche um das Geheimnis wissen, die Gesänge weiter tragen mögen von Meer zu Meere zum Ruhme des Volkes und zur Nachahmung der Treue und Anhänglichkeit bis über den Tod. Und die Klänge sind weitergetragen worden über Land und Meer durch die schönen Verse unseres Liedes, das in seinem breit und mächtig dahinwallenden Versmaße einherschreitet wie stolze Wogen und in seinen weichen Reimklängen die Töne ergreifender Wehmut hören läßt.

Trefflich stimmt zu seinem Inhalte nicht nur der majestätisch klingende Vers mit seinem Einschnitte in der Mitte, sondern auch die häufige Anwendung der Alliteration, der schöne Wohlklang der zusammengesetzten Haupt- und Eigenschaftswörter, wie der schöne Wechsel der Vokale. So bewegt sich in den tiefsten Vokaltönen der erste Vers der 5. Str. bei der Zubereitung des Grabes, während in der 8. Str. das helltönende „A" sich geltend macht, bis zuletzt das ganze Lied in lauter Alliterationen austönt, die wie Welle auf Welle folgen, mit dem überaus wirksamen Schlusse „von Meer zu Meere", mit welchem es die Totenklage gleichsam über die ganze Erde sendet. Trefflich ausgewählt sind auch die charakterisierenden Beiwörter. Das „blond" in Str. 3 kennzeichnet den freien Germanen, dessen schönster Schmuck das herabwallende, lockige, blonde Haar war. Die Stellung, welche der Dichter dem Worte gegeben hat, ist außerdem noch höchst wirkungsvoll. Die Habe des Alarich nennt er eine „stolze", nicht nur wegen ihres kostbaren Wertes, sondern weil sie die Frucht harter, tapferer Kämpfe ist; die Habsucht der Römer dagegen nennt er verächtlich eine „schnöde", weil sie in ihrer Unersättlichkeit auch vor der Ruhestätte des Toten nicht zurückschrecken würde. Bezeichnend ist ferner das Beiwort „dumpf" in der 1. Str., indem es das geheimnisvolle und geisterhafte Flüstern der Lieder, von denen man nicht weiß, von wem sie kommen, charakterisieren hilft und in dieser Beziehung dem sich wiederholenden, unbestimmten Fürwort „es" im 2. Verse, wie dem Zeitworte „lispeln" zur Seite steht. Eingeleitet wird das Geisterhafte schon durch das mit Nachdruck an die Spitze des Gedichts gestellte Wort „nächtlich". Die 2. Str. verbreitet über die erste einige Aufklärung, indem wir aus derselben erfahren, daß in nächtlicher Stille die Schatten der klagenden Goten an dem Flusse auf und ab ziehen, und daß sie dort ihren Heldenkönig beweinen. Wir vermuten daher, daß die „dumpfen Lieder" von ihnen herrühren und Trauerlieder sind, daß der Fluß an ihren Klagen teilnimmt, und daß die Wirbel in demselben die Stätte andeuten, wo der Held begraben liegt. Bestimmt ausgesprochen ist dieses nicht. Das Geheimnisvolle wird dadurch fortgesetzt; zugleich aber wird mit dieser Strophe der Übergang zu der nun folgenden Erzählung gewonnen, die in derselben knappen Weise wie die Eingangsstrophe gehalten ist, eine Weise, wie Platen sie liebt und die ihn ebenso kennzeichnet, wie der schöne, klassische Rhythmus des Verses. Das ganze Gedicht legt außerdem ein beredtes Zeugnis von dem hohen, adeligen Sinn des Dichters ab, der aus der geschichtlichen Überlieferung das Große und Hohe aufzufinden und poetisch zu gestalten verstand bis auf den Ort des Vorganges, von dem die geschichtliche Überlieferung keine nähere Kunde bringt.

Was den Vortrag des Gedichts betrifft, so muß der erste Teil

desselben, welcher über den Ort und über die Zeit des Vorgangs Auskunft gibt, leise und gedämpft gesprochen werden. Nach den gedehnt zu sprechenden Worten „hinauf" und „hinunter" tritt eine kurze Pause ein; das Wort „Alarich" ist mit klangvoller Stimme zu lesen. Am wirkungsvollsten hebt sich diese Partie des Gedichts von dem zweiten Teile desselben ab, wenn sie flüsternd im Chor vorgetragen wird, worauf dann den zweiten Teil der Dichtung, die Erzählung von Alarichs Begräbnis, mit klarem Tone ein einzelner spricht. Im dritten Teile, welcher den Grund der ungewöhnlichen Bestattung und eine Aufforderung an die Busentowellen zum Inhalt hat, fällt der Chor mit den Worten: „Schlaf' in deinen Heldenehren" wieder ein und zwar so, daß die erste Hälfte dieses Teiles in begeistertem Chor gelesen wird, und der Schluß des Ganzen gedehnt ausklingt.

Der Pilgrim vor St. Just.

1. Nacht ist's, und Stürme sausen für und für.
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Tür!

2. Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

3. Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

4. Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

5. Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

6. Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

7. Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

Der Inhalt des voraufgegangenen Gedichts bildet in mancher Beziehung einen Gegensatz zu dem vorliegenden. Dort wird ein noch jugendlicher Heldenkönig, der bereits Großes vollführt hat und noch Großes zu vollführen gedenkt, plötzlich in seinen Plänen durch den Tod überrascht: hier sucht ein Herrscher über viele Reiche, alt und lebensmüde, gebrochen an Leib und Seele, eine kleine, stille Klosterzelle auf, mit keinem anderen Wunsch im Herzen, als mit dem Wunsche nach einem Ordenskleide und nach einem Sarkophage. Dort trauert ein ganzes, großes Volk um den Dahingeschiedenen, hier steht der aus der Menschenwelt Scheidende einsam und verlassen, von

niemand betrauert, von niemand beweint. Wer der Pilger ist, der mit gebeugtem Haupte in den öden Mauern des Klosters Aufnahme begehrt, sagt das Gedicht nicht, deutet es aber hinlänglich in der 4., 5. und 6. Strophe an, und zwar jedesmal in dem 2. Verse derselben. Der Pilgrim von St. Just ist kein anderer, als der Kaiser Karl V., welcher im Jahre 1519 mit hochfliegenden Plänen den Thron bestieg, im Jahre 1555 aber zu Brüssel demselben entsagte, darauf nach Spanien ging und in dem in Estremadura gelegenen Kloster St. Just Ruhe für den Rest seines sturmbewegten Lebens suchte. Die dunkle Nacht, in welche der Dichter diese Szene verlegt hat, stimmt trefflich zu dem ganzen Vorgange. Der irdische Glanz, der einst den Kaiser umgab, ist geschwunden und in Nacht versunken; die Sonne, die ehedem in seinem Reiche nicht unterging, ist verblichen; die Stürme, welche für und für sausen und nicht zur Ruhe kommen wollen, verfolgen ihn bis zur Klosterpforte und haben ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgt. Sie haben seine Kraft gebrochen und sein Leben verdüstert. Der müde Pilger sehnt sich nach einem einsamen, stillen Plätzchen, und sein erstes Wort, mit welchem er um Einlaß in das stille Kloster bittet, ist: „Laßt hier mich ruh'n." Aber nicht bloß vorübergehend will er hier in den engen Mauern weilen, er hat der Welt für immer den Rücken gekehrt, darum bittet er weiter um ein Ordenskleid, in welchem er von jetzt an wie ein Mönch nur der Andacht obliegen will, ganz der Welt abgewandt, so daß die Glocke, die zum Gebet ruft, ihn nimmer aus Gedanken, die auf die Welt außerhalb der Klostermauern gerichtet sind, wecken und aufschrecken soll, wie dies wohl bei denen der Fall sein kann, welche die Nichtigkeit der irdischen Größe und Herrlichkeit nicht so wie er aus Erfahrung kennen gelernt haben, oder nur durch die Ordensregeln gezwungen in die Kirche kommen. Noch mehr tritt durch seine fernere Bitte, durch die Bitte um einen Sarkophag hervor, wie lebensmüde der Pilger ist.*)

Der folgende Teil des Gedichts bewegt sich bis zum Ende in ergreifenden Gegensätzen, die sich mit jeder Zeile steigern, das Sonst und Jetzt kurz, aber höchst wirksam gegenüberstellen und ganz ungesucht dem müden Kaiser bei dem Anblick des Klosters, in welchem er sein Leben beschließen will, sich aufdrängen. Sonst war ihm mehr als die Hälfte dieser Welt untertan; selbst über den Ozean

*) Bekanntlich kam der melancholische Kaiser in seinen Todesgedanken auf den Einfall, noch bei seinen Lebzeiten ein feierliches Totenamt halten zu lassen, als ob er schon gestorben wäre. So legte er sich in einen offenen Sarg und ließ diesen von den Mönchen in die schwarz ausgeschlagene Kirche tragen, Trauerlieder singen und Seelenmessen lesen. Ringsumher brannten Wachskerzen und eine Trauermusik hallte schwermütig durch das weite Kirchengewölbe. Dies alles machte einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüt, daß er wenige Tage darauf, im Jahre 1558, wirklich starb.

erstreckte sich ja sein Reich, und jetzt beschränkt sich sein Gebiet auf den engen Raum einer Klosterzelle; sonst trug er die Kronen der Niederlande, von Deutschland, Österreich, Spanien, Neapel und Sizilien, und jetzt hat das kronenreiche Haupt der Schere sich bequemt und hat nur die Tonsur eines armen Mönchs aufzuweisen. Ehedem erschien er in dem purpurnen Glanze des kaiserlichen Hermelins, und jetzt hüllt den Gebeugten die düstere Mönchskutte ein. Ein Bild des Todes ist er „vor dem Tode schon den Toten gleich". Mit diesen Worten haben die Gegensätze ihren Höhepunkt erreicht. Die Schlußzeile wirft dann noch ein trübes Licht auf das deutsche Reich, welches seiner Auflösung entgegenging, wie der Kaiser. Mit diesem trostlosen Ausblick in die Zukunft schließt das Gedicht, ebenso tragisch wie kurz. Zu spät erkennt der Kaiser, daß er des Herrschers höchstes Ziel, die Kräftigung und Einigung des Reichs, verfehlt hat. Die Ursachen dieses traurigen Ereignisses, welches der Kaiser zwar nicht gewollt, aber doch wesentlich verschuldet hat, sind in dem Gedichte nicht dargelegt; aber schon die Tatsache, daß er dem Throne entsagt und sich in ein Kloster zurückzieht, deutet hinlänglich an, daß er den wach gewordenen, reformatorischen Geist seiner Zeit nicht begriffen hat, und daß seine Herrschaft ein großes, nationales Unglück für Deutschland sein mußte.*)

Der lyrische Charakter des Gedichts gestattete eine weitere Darlegung nicht. Es sind daher alle historischen und geographischen Andeutungen vermieden. Desto anschaulicher und ergreifender ist aber der Grundgedanke durchgeführt: wie ein mächtiger Herrscher freiwillig dem Throne entsagt und lebensmüde ein Kloster aufsucht, um dort den Rest seiner Tage zu vertrauern mit dem niederschlagenden

---

*) „Karl V. beherrschte ein Reich, wie seit Karls d. Gr. Tagen keines bestanden. In seinem ungemessenen Streben nach der alten, universalen Kaisermacht hat er den günstigsten Augenblick, der je gewesen, für das Schaffen der deutschen Einheit ungenutzt vorübergehen lassen. Die Fürstenmacht hat er nicht gebrochen, und die religiöse und nationale Einheit, die beim ersten Aufleuchten als Protestantismus durch eine allgemeine und regelmäßige Reformation hätte erlangt werden können, nötigenfalls mit Gewalt — den Kaiser an der Spitze — sie hat er verhindert. Nur unvollständig gelang eine einseitig kirchliche Reform trotz ihm, und Deutschland blieb hinfort zwei-, ja dreifach in religiöser Hinsicht gespalten. Er hat den Grund zu ungeheurem Zwist, zu religiösen Bürgerkriegen, zu gräßlichem Blutvergießen gelegt. Sein Werk ist der Dreißigjährige Krieg, und das Facit seiner und der universalen Kaiserpolitik überhaupt ist der Westfälische Friede, jenes Zerreißen Deutschlands in Hunderte von kleinen Vaterländern, jenes tiefe Einwurzeln des Partikularismus und des Lokalpatriotismus, also das Gegenteil von deutschem Nationalbewußtsein; nirgends Einheit, nirgends Freiheit, nirgends Deutschland, überall aber ein grenzenloses Elend, Schutt und Trümmer, Jammer und Tränen, nationale und sittliche Verkommenheit." (Grenzboten.)

Bewußtsein, daß sein Reich trotz der Macht, die er besessen, der Auflösung entgegengeht. Auf der knappen Darstellung dieses Grundgedankens beruhet wesentlich die Wirkung des Gedichts. Eine weitere Ausführung würde diese nur abgeschwächt haben. Außer der Knappheit der Darstellung ist aber auch die seelenvolle Musik der Sprache, die sich in den beiden letzten Strophen überwiegend in tiefen Vokalen bewegt, von großer Wirkung, desgleichen der Rhythmus des schweren Verses, der die ganze Lebensmüde des melancholischen Kaisers abspiegelt und die Wirkung, welche an sich schon die zum tiefen Mitgefühl stimmenden Gegensätze üben, noch vermehren hilft. Das Gedicht ist fast liederartig und ist denn auch von dem Altmeister Karl Löwe komponiert worden. Was seine Überschrift betrifft, so sei noch bemerkt, daß Karl V. bei seiner Abdankung in Brüssel in ergreifender Rede auch seine Regierung als eine „stete Pilgerschaft" bezeichnete. Neunmal war er in Deutschland gewesen, sechsmal in Spanien, siebenmal in Italien, zehnmal in den Niederlanden, zweimal in England, zweimal in Afrika und elfmal zur See. Seine letzte Pilgerfahrt trat er nach dem Kloster St. Just an.

Aufsatz.

Das tragische Ende geschichtlicher Persönlichkeiten.

An Beispielen wie Hermann, Alarich, Heinrich IV., Friedrich Barbarossa, Konradin, Huß, Jungfrau von Orleans, Kolumbus, Karl V., Friedrich V. von der Pfalz, Gustav Adolf, Ludwig XVI., Napoleon u. a. ist zu zeigen, wie gefährlich die Größe ist, — nach Grillparzers Wort:

Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein eitles Spiel;
Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel!*)

---

*) Vergl. Erläuterungen Band VIII, S. 273.

12. August Kopisch.

August Kopisch wurde am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren. Als Sohn wohlhabender Eltern konnte er seiner Neigung zum Malen, Dichten und Reisen nach Belieben folgen und zum Zwecke seiner Ausbildung an den verschiedensten Orten sorglos leben. Zuerst ging er nach Prag, um sich auf der dortigen Kunstakademie in der Malerei auszubilden, dann nach Wien und Dresden. Neben der Malerei trieb er eifrig humanistische Studien, besonders zogen ihn die griechischen und altdeutschen Dichter an. Eine erschwerte Biegsamkeit des rechten Handgelenks, die er sich in der Jugend infolge eines Sturzes auf dem Eise zugezogen hatte, trat mit den Jahren immer bedenklicher auf, so daß er schon in Wien öfter sich genötigt sah, nach wenigen Minuten Griffel und Pinsel fortzulegen. Mit den Volksliedern der Serben bekannt geworden, übte er sich nach Art der serbischen, des Lesens und Schreibens unkundigen Improvisatoren, im sogenannten Kopfdichten von Balladen und größeren Erzählungen, ohne vorher etwas niederzuschreiben. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er nach Rom. Sein Handleiden trat hier mit solcher Heftigkeit auf, daß er der Malerei bis auf weiteres entsagte. Wie sehr er imstande war, sich in Italiens Volksleben und Literatur zu vertiefen, beweist eine Sammlung von ihm übersetzter italienischer Volkslieder, sowie eine höchst wertvolle Übersetzung der göttlichen Komödie Dantes. Der Lustspieldichter Camerano brachte ihn sogar als Don Augosto Prussiano aufs Theater. Als vorzüglicher Schwimmer hatte er das Glück, die seitdem weltberühmte blaue Grotte auf Capri zu entdecken. In Neapel wurde er mit Platen bekannt und durch seine liebenswürdige Persönlichkeit diesem innerlich zerrissenen Manne überaus teuer. Derselbe hat seiner Zuneigung zu ihm in einer Ode Ausdruck gegeben, woselbst es heißt:

Stets, doch immer umsonst unter dem fremden Volk,
Sei's auch milde gesinnt, sucht' ich ein zärtliches,
Huldvolles Gemüt, wie du bist,
Ein gewünschtes Gespräch, wie deins.

Im Jahre 1828 kehrte Kopisch nach Deutschland zurück und hielt sich zunächst einige Jahre in Breslau auf, wo er neben literarischen Arbeiten auch die Malerei wieder betrieb und mehrere aus Italien mitgebrachte landschaftliche Skizzen ausführte, die allgemeinen Beifall fanden und meistens in den Besitz des kunstsinnigen Kronprinzen, des nachmaligen Königs von Preußen Friedrich Wilhelms IV. kamen.

Zu seiner weiteren Ausbildung ging er nach Berlin, gab dort eine Sammlung seiner Gedichte heraus, wurde öfter in den Kreis der königlichen Familie gezogen und erhielt 1844 den Ehrentitel „Professor". Bald nach seiner Verheiratung traf ihn am 6. Febr. 1853 ganz unerwartet ein Schlagfluß, der ihn dem kaum gegründeten häuslichen Glücke entriß.

Kopischs Bedeutung für die Literatur beruht zunächst in der Neuheit seiner Stoffe. Wenn Rückert sich dem Orient zuwandte, Chamisso und Freiligrath Stoffe noch weiteren Gebieten fremder Weltteile entnahmen, so blieb Kopisch dagegen ganz auf deutschem Boden, indem er sich den Reliquien des deutschen Heidentums, denen die Brüder Grimm als Forscher und Erzähler eine hohe Anerkennung verschafft hatten, zuwandte und dieselben poetisch gestaltete. Auch humoristische Volksschwänke zog er in den Kreis seiner Dichtungen, und wenn einer dazu berufen war, diese Stoffe der Literatur unserer Poesie einzuverleiben, so war er es.*) „Nur ein so kindlich-sinniges, treuherziges Gemüt" (bemerkt Barthel in seiner deutschen Nationalliteratur) „war fähig, sich in die kleine wispernde, neckisch-gutmütige Welt der Elfen und Kobolde, der Alräunchen und Heinzelmännchen hineinzudenken; nur eine so fröhliche, vom heitersten Humor getragene Natur, wie er, konnte den volkstümlichen Schwänken, in denen die Krähwinkelei der deutschen Ortschaften, die Borniertheit unserer Kleinstaaterei und vorzüglich die unglaubliche Dummheit des Klüglings zum Nutz und Frommen praktischer Lebensklugheit dargestellt werden, Geschmack abgewinnen und selbst wieder genießbar machen. Dieses tut er nun vor allem in seiner Gedichtsammlung „Allerlei Geister". Hier purzeln und springen, hier huschen und tappen die Elfen, die Hauskobolde, die Zwerglein, kurz alle die Geisterchen des altdeutschen Heidentums kraus und bunt durcheinander und spielen mit ihrem diensamen, aber unsichtbaren Tun, mit ihren neckischen Liliputerstreichen, mit ihrem scheuen und doch den Menschen gern sich zugesellenden Wesen überall die Hauptrolle. Oder es treten uns die hochweisen Räte und Bürgermeister kleiner Orte entgegen, die, klug sich dünkend, einen dummen Streich über den andern machen; und Histörchen bekommen wir zu hören von dieser und jener Gemeinde, deren Horizont nicht weiter geht, als die Grenze ihrer Feldmark, und die deshalb alles als ein Mirakel anstaunt, was von draußen herein zum ersten Male bei ihr eintritt. Und das alles ist so gemütlich und geschwätzig, so leicht, so spielend erzählt, aus dem allen blickt ein so schelmisch gutmütiges Herz, ein so kindlich reiner Humor, daß

*) Unter den Gedichten von Kopisch sind die vielgesungenen Lieder: „Geschichte von Noah", „Der Trompeter" und „Blücher am Rhein" die bekanntesten.

man bei Lesung dieser Sächelchen selbst wieder zum Kinde werden und an ihnen wieder das Lachen lernen könnte, wenn man es im Zwiespalt und Mühsal des Lebens etwa sollte verlernt haben."

Die Heinzelmännchen.

1. Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich.
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten, ...
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht, ...
War all sein Tagewerk .... bereits gemacht!

2. Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich.
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war;
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil'!
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visierten wie Falken
Und setzten die Balken, ...
Eh' sich's der Zimmermann versah, ...
Klapp! stand das ganze Haus .. schon fertig da!

3. Beim Bäckermeister war nicht Not,
Die Heinzelmännchen buken Brot,
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben

Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot, . . das neue, vor.

4. Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh';
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind,
Wie die Mühl' im Wind:
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
Tat der Gesell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst schon da zum Ausverkauf!

5. Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank;
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten;
Und eh' der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

6. Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten
Und paßten.

Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten;
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

7. Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht' sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht.
Die Heinzelmännchen kamen sacht;
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! — verschwinden all!

8. O weh! nun sind sie alle fort,
Und keines ist hier mehr am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun alles selber tun!
Ein jeder muß sein
Selbst fleißig sein
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und bügeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

Nicht alle Märchen und Sagen, welche ihren Ursprung der heidnischen Anschauungsweise unserer Vorfahren verdanken, von deren Glauben sie, wenn auch in halbverwischten Spuren, Kunde geben, haben ein so heiteres Gepräge, wie die Märchen von den Heinzelmännchen. Diese kleinen, drolligen Geister verkehren ganz traulich mit den Menschenkindern, während andere feindlich gegen dieselben gesinnt sind und daher gefürchtet und gemieden werden. Ich erinnere nur an die tückischen Nixen und Elfen, wie an den gefürchteten wilden Jäger. Grimm hat in seiner deutschen Mytho-

logie unwiderleglich nachgewiesen, daß der Glaube an das wütende Heer der Sache und dem Namen nach aus dem germanischen Heidentume stammt und in der Erinnerung an den ersten und obersten Gott der Germanen, an Wodan oder Wuotan, wurzelt. Das Christentum verwandelte diesen Gott in ein verworfenes, teuflisches Wesen aus der Menschenwelt und faßte seinen Umzug als eine Strafe für seine unmenschliche Jagdlust und für seine Versündigung am dritten Gebote auf. Je mehr sich das Christentum befestigte und die Gefahr des Rückfalls schwand, desto freundlicher gestaltete sich auch wieder das Verhältnis zu der Glaubenswelt unserer heidnischen Altvordern. Dieses freundliche Verhältnis tritt namentlich in den alten, niedlichen Zwergsagen auf.*) Die sittlichen Beziehungen fehlen indes auch da nicht. Ist doch das schon ein schöner Zug an den Heinzelmännchen, daß sie die Stille der Nacht zu ihrem Wirken und Schaffen wählen. Sie wollen nicht, daß dieses gesehen werde. Bewundert wollen sie nicht sein, Dank auch nicht haben. Unerkannt zu bleiben, ist ihr Verlangen! Kopisch hat in seinem Gedichte dieses nicht unbeachtet gelassen. Trotz des Humors, mit welchem er den Stoff behandelt, hat er demselben doch auch einen tiefen Ernst gegeben, der auf dem Hintergrunde einer sittlichen Weltanschauung ruhet, was bei dem wahren Humor stets der Fall ist. Die stillen, guten Heinzelmännchen stellen ihre Arbeit ein, weil man sich ihrer Gunst unwürdig gezeigt hat. Gröblich hat sich die Frau des Schneiders (Schneider spielen vielfach in den Märchen eine Rolle) an diesen gutmütigen und arglosen Wesen versündigt. Von Neugierde geplagt, diesem uralten Fehler der Frauen, zerstört sie in liebloser und leichtsinniger Weise ein Verhältnis, welches recht eigentlich auf Vertrauen und Glauben beruhte und nur in dankbarer Gesinnung erhalten werden konnte. Nun sind sie fort, die zarten, leicht verletzlichen Wesen. Nur in der Poesie leben sie noch und werden fortleben für alle Zeiten. Ihre Unsterblichkeit ist in kindlicher Weise am Schlusse vieler Märchen selbst ausgesprochen, wenn diese ihre Erzählungen von den wunderbaren Abenteuern, welche die Menschenkinder in dem Reiche dieser Geisterwelt erfahren haben, mit den ahnungsvollen Worten endigen: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch."

Die erzählenden Partien unseres Gedichts sind in die Anfangs- und Endzeilen jeder Strophe gelegt. Dieselben schildern, mit Ausnahme der beiden letzten Strophen, in anschaulicher Weise das faule und bequeme Leben der Menschen in der seligen, alten Zeit, wo man sich nur auf die Bank zu legen brauchte, und hatte

*) Vergl. Goethes „Hochzeitslied" Teil I der „Erläuterungen".

man ausgeschlafen, so war von den kleinen, freundlichen und überaus kunstfertigen Hausgeistern alle Arbeit verrichtet worden, flinker und besser als von Menschenhänden. Mit rührender Aufopferung plagen und placken sich jene, wenn sie nicht beobachtet werden, und hätten die Menschenkinder niemals im Stich gelassen, hätten sie auch jede Nacht hindurch sich regen und rühren müssen. Trefflich ist die Hast der fürsorglichen Geschäftigkeit dieser kleinen Wesen (und darin liegt das Komische) den faulenzenden Menschen gegenüber durch den Rhythmus, wie durch die Fülle und Wahl der Zeitwörter dargestellt. Diese bewegen sich im Gegensatz zu den jambischen Anfangs- und Endzeilen in munteren Daktylen und Trochäen und sind so gewählt, daß sie schon durch ihren Klang in sinnlicher Anschaulichkeit und Lebendigkeit die verschiedenen Gewerbe kennzeichnen. Dem entsprechend muß auch ihr Vortrag sich gestalten. Die Wirkung wird noch größer sein, wenn man die Anfangs- und Endzeilen der Strophen im Chor und das Rhythmenspiel des heinzelmännischen Treibens von einzelnen Schülern lesen läßt. Jede dieser Partien hat der Vortragende im langsamen Tempo zu beginnen, mit beschleunigterem Gange aber bis zum Ende fortzuführen, bald im kräftigen, bald im leisen, bald im mühsamen Tone, je nach der Art der zu verrichtenden Arbeit. Die vorletzte Strophe muß zuletzt einen aufruhrartigen Gang annehmen und das „Husch, Husch" möglichst rasch gelesen werden. Den Schluß des Ganzen läßt der Chor kindlich wehmütig ausklingen. Man vergleiche zu diesem Zwecke die Zeitwörter, welche die leichte und flinke Art der Schneiderarbeit darstellen, mit denen, welche die Arbeiten des Zimmermanns vorführen. Dort herrscht das feine, leichte, scharf-zugespitzte i vor, hier dagegen das gewichtige, kräftige, weithin hörbare a, während die tiefen und schweren Vokale o und u in den Arbeiten des Bäckers sich geltend machen usw. Bei einem guten Vortrage des Gedichts kann das herzliche Lachen nicht ausbleiben. Das Gedicht hat dann seine Wirkung erreicht. Noch sei bemerkt, daß nach einem alten Volksglauben gestreute Asche die Fußstapfen der kleinen Kobolde sehen läßt; streuet man aber Erbsen, so gleiten die kleinen Wesen aus, fallen hin und verlassen dann aus Verdruß das Haus. Mit ihnen schwindet der Wohlstand desselben. Aber nur ungern trennen sie sich von den Menschen. In alten Zeiten waren ihnen stille, heilige Haine geweiht, in denen man ihnen Brot, Milch und Bier als Dankopfer für ihre Hilfe brachte. Nahm jemand Erde von der Stätte, wo sie sich aufhielten, und tat dieselbe in einen Hut, bedeckte dann seinen Kopf mit demselben, so konnte er die kleinen Wesen sehen. Dieser Glaube ist in dem folgenden Gedichte verwandt.

Des kleinen Volkes Überfahrt.

1. „Steh auf, steh auf! Es pocht ans Haus!“
„„Tipp, tipp!““ „Wer mag das sein?“
Der alte Fährmann geht hinaus;
„„Tipp, tipp!““ „Wer mag das sein?“
Nichts sieht er, halb nur scheint der Mond;
Die Sache deucht ihn ungewohnt. —
Da flüstert es fein:
„O Fährmann mein,
Wir sind ein winzig Völkelein
Und haben Weib und Kindelein.
Fahr' über uns, die Müh' ist klein,
Und jedes zahlt sein Hellerlein;
Es lärmt zu sehr im Lande,
Wir wollen zum andern Strande!

2. Unheimlich wird's an diesem Ort,
Es gellt hier zu viel Hammerschlag
Und schießt und trommelt fort und fort,
Die Glocken läuten Tag für Tag.“ —
Der Fährmann steigt in seinen Kahn:
„Ich will euch fahren, kommt heran!
Werft ohne Betrug
Das Geld in den Krug!“
O welchen Lärm vernahm er da,
Obwohl er nichts am Ufer sah!
Er wußte nicht, wie ihm geschah;
Es klang wie fern und war doch nah,
Zehntausend kleine Stimmchen,
Viel feiner als die Immchen.

3. Der Schiffer ruft dem Knechte sein;
Er kommt .... Die kleinen Wesen schrei'n:
„Zertritt uns nicht, wir sind so klein!“ —
Da mußt' er wohl behutsam sein.
Tück, tück! fiel's in den Krug hinab,
Wie jeder seinen Heller gab.
Pirr! trippelt's heran
Und stapft zum Kahn
Und ächzt wie mit Kisten und Kasten schwer,
Rückt, drückt und schiebt sich hin und her,
Weint, ruft und zankt sich überquer,
Es drängt und zwängt sich immer mehr:
„Fahr' ab, der Kahn will sinken!
Fort, eh' wir all ertrinken!“

4. Der Schiffer stößt vom Ufer los,
Und als er jetzo drüben war,
Geht an das Schiff mit leichtem Stoß.
„Au!" schrie die ganze kleine Schar.
In Ohnmacht fiel da manche Frau,
Das hörte man am Ton genau.
Nun dappelt's hinaus
Mit Katz' und Maus,
Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tisch
Mit Kisten und Kasten und Federwisch!
Es war ein Lärmen und ein Gemisch
Von Ruf und Zank und Stillgezisch!
Nichts sieht man; doch am Schalle
Hört man: hinaus sind alle. —

5. Nach holt er wieder neue Schar;
Die lärmt hinaus, — er fährt zurück.
Als dreißigmal gefahren war,
Läßt nach im Krug das Tück, tück, tück!
Er fährt den letzten Teil zum Strand,
Der Mond geht unter am Himmelsrand;
Doch dunkelt es nicht.
Was glänzt so licht?
Am Strand gehn tausend Lichter klein
Wie von Johanniswürmelein . . . .
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdboden in den Hut hinein,
Setzt auf und kann nun schauen
Die Männlein und die Frauen.

6. O, welche Wunder er nun sah!
Der ganze Strand war all bedeckt;
Sie liefen mit Laternchen da,
Von Gras und Blumen oft versteckt,
Und trugen Kindlein wunderhold
Und Edelstein' und rotes Gold.
Hei, denket der Knecht,
Das kommt mir recht!
Und langt begierig aus dem Kahn
Am Uferrande weit hinan . . . .
Da merket ihn ein kleiner Mann
Und fängt ein Zeterschreien an!
Puh, puh! sind aus die Lichte,
Verschwunden alle Wichte!

7. Drauf flog es her wie Erbsen klein;
Es mochten kleine Steinchen sein,
Die warfen sie mit großer Pein
Und ächzten mühsam hinterdrein.
„Es sprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier, der Kahn wird voll!"
Sie wenden geschwind
Herum wie der Wind
Und stoßen eilig ab vom Land
Und fahren in Angst sich fest im Sand,
Bald rechter Hand, bald linker Hand,
Und immer ruft es noch vom Strand:
„Das Flieh'n war euer Glücke,
Sonst kamt ihr nicht zurücke!" —

Auch in diesem Gedichte treten die Heinzelmännchen wieder zur Nachtzeit und wieder als durchaus gutmütige Wesen auf, in denen kein Falsch ist, ganz wie bei den Kindern. Jedes zahlt richtig und redlich sein Hellerlein, obschon bei der Dunkelheit und bei den Zehntausenden vielen es ein leichtes gewesen wäre, ohne Bezahlung in den Kahn zu schlüpfen und sich übersetzen zu lassen. Ihrer Ehrlichkeit und ihrer schönen, kindlichen Einfalt gegenüber erscheint die Habgier des Knechts in einem um so grelleren Lichte. Wir gönnen ihm die kleine Züchtigung und die Angst, die er zu erleiden hat. Als Grund des Abzuges wird hier das viele Schießen und Trommeln, das Läuten und Hämmern angegeben. An die Stelle der bisherigen Ruhe ist in der Menschenwelt eine Hast und Unruhe, ein Ringen um Besitz und Herrschaft, ein lautes Treiben und Jagen nach Erwerb getreten, daß den armen Heinzelmännchen gar unheimlich unter den Menschen zumute wird; denn sie lieben die Stille. Wo die Industrie und die Maschinen einziehen, die Webstühle schnurren und die Räder der Hammerwerke sausen, wo Habgier und Gewinnsucht die Welt leitet, da nehmen die kleinen, guten Erd- und Hausgeister Reißaus, da weinen und klagen sie, da ist es vorbei mit dem harmlosen Gemütsleben, vorbei auch mit Volkspoesie und scherzhaften Erzählungen.

Das kleine Völkchen ist wieder mit unnachahmlichem Reiz gezeichnet. Seine Behendigkeit und Geschicklichkeit in allerlei Arbeiten hatten wir schon in dem voraufgegangenen Gedichte kennen gelernt; hier werden uns nun die kleinen Wesen selbst vorgeführt und zwar so anschaulich, daß wir glauben, das kleine Volk kribbele und krabbele mit seinen Kinderchen und Kästchen, mit seinen Laternchen und seinen Goldsäckelchen unmittelbar vor uns. Wir hören es ächzen und „Au" schreien, sehen es hastig zwischen den Gras-

halmen und Blumen hin und her rennen, sehen, wie es mühsam die kleinen Steinchen dem Knechte nachwirft: so sehr hat der Dichter Auge und Ohr in Spannung zu versetzen und auf die innere Anschauung einzuwirken gewußt. Es ist ihm dies wiederum vorzugsweise durch den Gebrauch solcher Zeitwörter gelungen, die in sinnlicher Lebendigkeit die Zustände und Tätigkeiten des stillen Zwergvölkchens wiedergeben, durch den Klang schon wirken und als Reimwörter nicht bloß am Ende der Zeilen, sondern auch in denselben auftreten. Goethe hat bereits in seinem „Hochzeitsliede" von diesem Mittel Gebrauch gemacht. Kopisch hat es in noch ausgedehnterem Maße glücklich anzuwenden verstanden. Aber nicht allein durch Zeitwörter, wie trippelt und dappelt, drängt und zwängt, flüstert und schreiet, ächzt und stapft hat der Dichter den ganzen Vorgang lebendig, man kann sagen bis zur Plauderhaftigkeit lebendig, darzustellen gewußt, er hat auch zur Versinnlichung noch besondere, lautmalende Wörter dabei zu Hilfe genommen, wie pirr, puh, puh, tipp, tipp, tück, tück — die durch die Wiederholung um so eindringlicher werden. Nicht minder trägt zur Lebendigkeit die Zusammenstellung von solchen lautverwandten Wörtern bei, die im Munde des Volkes als beliebte Reimklänge fast immer zusammen genannt werden, wie Kind und Kegel, Kisten und Kasten, drängt und zwängt. Dem Inhalte angemessen ist ferner der häufige Gebrauch der Verkleinerungssilbe „lein", wie die häufige Wiederholung des Lautes ei in den Reimklängen. Die gemütliche Teilnahme an den Erlebnissen des kleinen, ehrlichen Völkchens wird dadurch um so inniger. So zeigt denn auch dieses Gedicht, welch ein bedeutendes Talent Kopisch für humoristische Dichtungen besaß. Seine rednerische Frische, seine sprühende Lebendigkeit der Sprache, seine fröhlich-tändelnde Handhabung des Reims und des Verses waren für die „kleinen Geister" wie geschaffen. Er entfaltet in der Behandlung der Sprache eine Meisterschaft, in der er Rückert sehr nahe kommt. Was den Vortrag des Gedichts betrifft, so wird derselbe um so wirksamer, wenn das Gedicht, wie das voraufgegangene, ebenfalls mit verteilten Rollen und mit Anwendung des Chorsprechens vorgetragen wird. Für das letztere eignen sich vorzugsweise die erzählenden Partien, im halben Chor und gedämpften Flüsterton die Worte des winzigen Zwergvolks, mit kräftiger Stimme, von einem einzelnen vorgetragen, die Äußerungen des alten Fährmannes, die bald verwundernd, bald befehlend usw. ausgesprochen werden müssen.

Der Mäuseturm.

1. Am Mäuseturm, um Mitternacht,
Des Bischofs Hatto Geist erwacht.
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein!

2. Der Hungrigen hast du, Hatto, gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht;
Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuselein!

3. Du flohst auf den Rhein in den Inselturm,
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm!
Du schlossest den Turm mit eherner Tür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür;

4. Sie fraßen dir Speise, die Lagerstatt,
Sie fraßen den Tisch dir und wurden nicht satt!
Sie fraßen dich selber zu aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus.

5. Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht.
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

In dem herrlichen Rheintale steht unweit Bingen mitten im Rheine auf einem Felsenriff einsam wie eine Warte ein alter Turm, dessen Bau auf die graue Vorzeit des Mittelalters hindeutet, obschon das spitze Dach und die alten Ecktürmchen, welche ihn einst zierten, verfallen sind. Dieses rätselhafte Bauwerk führt den Namen Mäuseturm. Finster schauet derselbe auf die ihn umwogenden, grünen Fluten; unheimlich rauscht das Wasser in seiner Nähe; voll Angst blickt der Schiffer zu ihm auf, einst mehr als jetzt; denn nicht weit von ihm befindet sich das gefürchtete Binger-Loch, ein berüchtigtes Felsenriff, das ehedem jede Fahrt auf dem Rhein durch den Strudel, den das Riff verursachte, gefahrvoll machte, heutzutage aber durch das Wegsprengen einzelner Felsen weniger gefürchtet ist. Kaum wird noch von den einstigen Gefahren dieses Strudels erzählt; aber von dem düstern Mäuseturm geht heute noch, wie vor vielen hundert Jahren, folgende wunderbare Sage von Mund zu Munde:

Um das Jahr 968 starb der Erzbischof Wilhelm von Mainz, und an seine Stelle kam der fuldaische Abt Hatto. Dieser Hatto war ein sehr geiziger Mann und wurde von diesem Laster so eingenommen, daß er sich weder vor Gott, noch vor den Menschen fürchtete. Als er nun das Erzbistum Mainz ein Jahr hindurch regiert hatte, entstand eine große Teuerung; darum kamen die armen, hungrigen Leute in Haufen zu ihm und baten um Gottes willen, er wolle doch sein Kornhaus auftun und ihnen das liebe Korn um einen billigen Preis verkaufen. Aber Erzbischof Hatto ließ sie in eine große Scheune führen. Die armen Leute wußten

und gedachten nichts anderes, als er würde ihnen daselbst das Korn zumessen lassen und, wo nicht gar schenken, doch für ein Geringes verkaufen. Erzbischof Hatto ließ die Scheuer ringsumher zumachen und steckte sie in Flammen an. Die armen Leute, als sie sahen, daß sie vom Feuer rings umgeben seien und darin so elendiglich verderben müßten, fingen kläglich an zu schreien und zu heulen. Der Bluthund aber lachte und sprach zu denen, die bei ihm waren: „Höret, wie meine Brotratzen und Mäuse pfeifen."

Aber der gerechte Gott im Himmel konnte der armen Leute Tod und Untergang nicht ungerächt lassen. Darum, weil sie der Erzbischof Hatto von Mainz so verachtet und für Mäuse und Brotratzen gescholten, tat Gott ein solch Wunderzeichen, daß die kleinen Tierchen, die Mäuse, haufenweise zu ihm einliefen. Sie nagten und bissen ihn, daß er nicht wußte, wo aus oder ein, und niemand konnte den Mäusen wehren, so viel waren ihrer und liefen immer in Haufen zu, so daß alles um ihn wimmelte von Mäusen. Sie krochen ihm auch in die Speise, in die Ohren und auf den Leib, und er hatte Tag und Nacht keinen Frieden vor ihnen.

Als er nun, von steter Angst getrieben, in Furcht war, es möchten die Mäuse gar ihn auffressen, ließ er einen Turm mitten in den Rhein bauen bei Bingen, in der Meinung, da vor ihnen sicher zu sein; aber das half gleichwohl nicht, denn die Mäuse schwammen zu ihm über den Rhein und kamen ihm an den Turm, und ward also Erzbischof Hatto von den kleinen Tierchen, den Mäusen, zu Tode gefressen. Das geschah im Jahre 969, und zu ewigem Gedächtnis wird derselbe Turm noch heutigen Tages der Mäuseturm genannt.*)

Diese Sage hat mit vielen andern Erzählungen des dichtenden Volksgeistes das gemein, daß sie Gericht hält über das grauenvolle Vergehen eines Mächtigen, den der strafende Arm des irdischen Richters nicht zu erreichen vermochte. Nicht selten sind es die Sünden hoher, kirchlicher Würdenträger, ihr Geiz und ihre Habsucht, ihre Hartherzigkeit und ihr Übermut, welche den Stoff zu derartigen Sagen gegeben haben. Bezeichnend für den vorliegenden Fall ist es, daß kleine, ohnmächtige, in dunklen Höhlen lebende Mäuse als Rachegeister für so schnöde vergossenes Blut auftreten und den mächtigen Frevler fort und fort verfolgen. Kopisch hat auf diesen Zug der Sage auch den Hauptton gelegt und der bekannten Freveltat des Bischofs nur kurz in der 2. Str. gedacht.

*) In Wahrheit ist dieses Bauwerk ein sog. Mautsturm gewesen, wo von den vorüberfahrenden Schiffen die Maut, d. i. der Zoll, erhoben wurde. In späteren Zeiten war dem Volke mit dem Worte Maut auch seine Bedeutung verloren gegangen, es wandelte den Mautsturm volksetymologisch in einen Maus- und dann in einen Mäuseturm um und erfand zur Erklärung des Namens die Sage vom Bischof Hatto.

kannten Freveltat des Bischofs nur kurz in der 2. Str. gedacht. Wie die Erinnyen der Alten dem Verbrecher an keinem Orte Ruhe ließen, ihn sogar im Reiche der Schatten nicht freigaben (man vergleiche den Chorgesang der Eumeniden in den Kranichen des Ibykus), so läßt Kopisch hier glühende Mäuse den Missetäter erbarmungslos bis über den Tod hinaus verfolgen. Keine Gewalt und Waffe ist imstande, ihn zu schützen; in keinem der Elemente vermag er sich zu bergen, weder auf dem festen Lande, noch auf dem Wasser, noch hoch in der Luft. Unaufhaltsam schwimmen die kleinen Rachegeister in dichtgedrängten Scharen durch den Rhein hindurch, zernagen mit ihren weißen Zähnen das feste Gestein des Turmes, auf dessen luftige Höhe der Übeltäter sich geflüchtet hat, fressen seine Speise, fressen seine Lagerstatt, fressen schließlich ihn selber zu aller Graus, wie es in Str. 4 heißt, wo die Wiederholung des Wortes „fressen" in schauriger Weise andeutet, daß nichts imstande gewesen ist, sich ihrer zu erwehren. Und als sie nun den Körper und die Habe des Bischofs, ja sogar seinen Namen elendiglich vernichtet haben, da verfolgen sie ruhe- und erbarmungslos seine Seele. Diesen Zug hat die Sage nicht. Der Dichter hat dadurch dieselbe nicht nur grauenvoller gestaltet, er hat sie durch diesen Zug bis in die Gegenwart fortgesponnen, und wenn er am Schlusse hinzufügt, daß die Schiffer noch heute um die Zeit der Mitternacht die Nähe des Turmes meiden, so hat er damit für die Glaubwürdigkeit der Sage auch ein Zeugnis aus unserer Zeit ausgestellt, wie dieses in ähnlicher Weise von Bürger mit der Sage vom „wilden Jäger" geschehen ist, in der es am Schlusse der Ballade heißt, daß manches Jägers Mund es bezeugen könnte, daß der gottlose Rheingraf, der für seine Missetat ebenfalls weder auf der Erde, noch über der Erde, noch unter der Erde Ruhe gefunden hat, um Mitternacht in den Lüften von den Hunden der Hölle erbarmungslos gejagt werde.

Aufsatz.

Freveltaten, die durch vernunftlose Wesen entdeckt und gerächt werden.

Durch die Sonne (in Chamissos „Die Sonne bringt es an den Tag"), durch Panzer und Pferd (in Uhlands „Rache"), durch Kraniche (in Schillers „Kraniche des Ibykus"), durch Mäuse (in Kopischs „Mäuseturm").

13. Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel wurde am 17. Okt. 1815 in der alten Reichsstadt Lübeck geboren, wo sein Vater, eine fromme, herzgewinnende Persönlichkeit, Prediger war. In seinem Geburtsorte ist er auch gestorben, am 6. April 1884. Die dankbare Vaterstadt hat ihm ein schönes Denkmal gesetzt. Anfangs wollte er auf der Universität zu Bonn, die er 1835 bezog, Theologie und Philologie studieren; doch bald erkannte er, daß beide Wissenschaften auf eine gründliche Weise sich nicht vereinigen lassen, und so änderte er seinen Plan und widmete sich ganz dem Studium der klassischen Philologie und der schönen Literatur. Im Jahre 1836 ging er, seine Studien fortzusetzen, nach Berlin. Obschon die landschaftliche Umgebung dieser Stadt dem aus dem herrlichen Rheinlande kommenden Poeten nicht besonders zusagte, so fand er doch im Umgang mit Chamisso, Gaudy, Gruppe, Häring (Willibald Alexis), Hitzig und besonders mit dem tiefen Kenner und Forscher der Kunstgeschichte Franz Kugler reichen Ersatz und eine Anregung, welche die Natur an sich, auch die schönste, nimmer zu geben vermag. Wie fast alle Dichter durch die Bekanntschaft mit der alten, klassischen Welt von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem Süden ergriffen werden, so war dieses auch bei Geibel der Fall. Seiner quälenden Sehnsucht hat er in dem ergreifenden Liede „Der Zigeunerbube im Norden", das er schon als Gymnasiast dichtete, wie in dem folgenden Liede einen schönen Ausdruck gegeben:

Ich blick' in mein Herz und ich blick' in die Welt,
Bis vom Auge die brennende Träne mir fällt.
Wohl leuchtet die Ferne mit goldenem Licht,
Doch hält mich der Nord — ich erreiche sie nicht.
O die Schranken so eng und die Welt so weit
Und so flüchtig die Zeit!

Ich weiß ein Land, wo aus sonnigem Grün
Um versunkene Tempel die Trauben glühn,
Wo die purpurne Woge die Ufer beschäumt

Und von kommenden Sängern der Lorbeer träumt;
Fern lockt es und winkt dem verlangenden Sinn,
Und ich komme nicht hin!

O hätt' ich Flügel durchs Blaue der Luft,
Wie wollt' ich baden im Sonnenduft!
Doch umsonst! Und Stunde auf Stunde entflieht —
Vertraure die Jugend, begrabe das Lied! —
O die Schranken so eng und die Welt so weit
Und so flüchtig die Zeit!

Sein Sehnen sollte jedoch gestillt werden. Noch ehe er seine Studienzeit vollendet hatte, wurde ihm durch Vermittelung von Freunden eine Hauslehrerstelle in Athen bei dem russischen Gesandten Katakasy angetragen. Im Frühjahr 1838 trat er seine Reise an, verweilte einige Monate in Süddeutschland und Oberitalien, kam im Juni des Jahres nach Athen und fand, wenn auch nicht gleich, so doch später Zeit, das herrliche Land des Mustervolkes der Kunst nach allen Richtungen hin zu durchstreifen und an den von der Poesie geweihten Stätten zu ruhen und zu dichten:

Fleißig blättr' ich die Alten mir durch, dann sinn' ich auf Lieder.
Blättre wieder, und so fliehn mir die Stunden dahin.
Glücklicher Doppelgenuß! Kaum weiß ich, ist das Empfangen
Süßer, ist's das Gefühl, selber ein Dichter zu sein.

Die reiche Zahl „östlicher Lieder" gibt Zeugnis von den tiefen und anregenden Eindrücken, die er empfing. Erhöhet wurde die Freude dieser glücklichen Tage noch durch den Umgang mit einem trauten Schulgenossen, Ernst Curtius, einem fein gebildeten Manne, der schon längere Zeit in Griechenland sich aufgehalten hatte. Mit demselben machte er eine für seine poetische Ausbildung höchst fruchtbare Reise nach den Kykladen und veranstaltete mit ihm später eine Reihe Übersetzungen aus altgriechischen Dichtern. 1840 kehrte Geibel nach Deutschland zurück, zunächst nach Lübeck und gab seine Gedichte heraus, deren erste Sammlung bei dem Brande einer Druckerei untergegangen war. Während seines Aufenthaltes in Lübeck widmete er sich nun auch dem Studium der romanischen Sprachen, namentlich des Spanischen, wobei ihm ein Freund seines Vaters, der Baron Karl von Malsburg, insofern sehr behilflich war, als er ihm seine ansehnliche Sammlung spanischer und italienischer Bücher zur Benutzung bot und ihn einlud, auf sein Schloß Escheberg bei Kassel zu kommen, um dort in voller Muße die reiche Bibliothek zu studieren. Geibel folgte dieser Einladung und verlebte in der traulichen Waldeinsamkeit und im Genuß der liebenswürdigsten Gastfreundschaft ein überaus glück

liches Jahr. Die Früchte dieses Aufenthalts waren seine Volkslieder und Romanzen der Spanier, seine Zeitstimmen und auch eine Vermehrung seiner bereits erschienenen Gedichte. 1843 wurde er um Neujahr mit der Nachricht überrascht, daß ihm der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ein Jahresgehalt ausgesetzt habe, damit er sorgenfrei der Muse leben könne. Im Frühjahr 1843 begab er sich nach St. Goar zu Freiligrath, mit dem er einen poetischen, liederreichen Sommer verlebte. Im Herbst ging er nach Weinsberg zu Justinus Kerner, dann nach Stuttgart, wo er den Winter im fruchtbaren Verkehr mit Schwab, Mörike u. a. zubrachte. Auch in den folgenden Jahren ist er viel umhergereist, wobei seine Muse jedoch nicht schwieg. Erwähnt seien nur seine Juniuslieder, seine Sonette für Schleswig-Holstein und das kleine Epos Sigurts Brautfahrt. Im Sommer 1852 wurde er von dem Könige Max II. von Bayern als Professor der Literatur und Ästhetik nach München berufen, wo er sich nach seiner Verheiratung mit Amanda Trummer, die ihm aber schon 1855 durch den Tod wieder entrissen wurde, niederließ. Das Münchener Verhältnis lockerte sich durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866, so daß unser Dichter sich genötigt sah, in seine Vaterstadt zurückzukehren.

Als Geibel auftrat, hatten sich die politischen Zeitinteressen so sehr der Poesie bemächtigt, daß diese fast darin auf- und unterzugehen schien. Mehr und mehr sank sie zu einer Dienerin des wechselnden Parteitreibens herab. Da war es nicht mehr die Freiheit, die sie predigte, sondern die Anarchie, nicht die Einheit, sondern die Zerrissenheit. In dieser gärenden, aufgeregten Zeit sprach Geibel das bedeutsame Wort:

„O Schicksal, gib uns einen, einen Mann!
Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordenen Renner,
Mit eh'rner Faust beherrsch' und eh'rnem Schenkel."

Die Poesie war Geibel mehr als eine bloße Dienerin vorübergehender Tagesrichtungen, ihm war sie ein Kultus des Göttlichen, Hohen und Edlen. Auch er wollte ein freies, geachtetes und einiges Deutschland, aber nicht auf dem anarchistischen Wege der jugendlichen Anstürmer, die alles Hergebrachte über den Haufen stürzen wollten, mit Vorliebe nach den politischen Einrichtungen Frankreichs blickten, und diese auf den ganz anders gearteten deutschen Boden zu verpflanzen suchten. Offen trat er daher 1842 dem Dichter entgegen, der vor allem darauf ausging, zum Aufruhr anzufeuern, Georg Herwegh. Einige Strophen aus diesem Liede, mit welchem er Herwegh, bei aller Anerkennung seines Dichtertalents, den Fehdehandschuh hinwarf, lauten:

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
So schwertesscharf, so glockentönig,
Als wär' aus seiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch! Ich weiß' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden;
Komm an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten,
Daß jeglicher nach seiner Brust,
Das Ärgste mag aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Wohl — schieß er, ohne fest zu zielen;
Doch wer, vom Wetterlicht umblitzt,
Im Donnerwagen grollend sitzt,
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Fürwahr! ein Sä'mann schreitest du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung,
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh'
Die Völker stürmt, doch zur Empörung.
Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrats entweihn
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Ich sing' um keines Königs Gunst;
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
Die werf' ich keck dir ins Gesicht,
Keck in die Flammen deines Brandes;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders.

Das sind edle, männliche Worte. Hätte der Dichter um die Gunst der stürmisch bewegten Zeitgenossen buhlen wollen, er hätte dem viel gefeierten Herwegh den Fehdehandschuh nicht hingeworfen. Geibel stand die Dichtkunst höher als diese Gunst, die zugleich ein Zeugnis von der politischen Unreife und Unklarheit jener Tage ablegt. Man sympathisierte und fraternisierte in Reden und in

Liedern sogar mit den Polen und Negern, mit den Indianern und Proletariern, die man in der phantastischsten Weise überschätzte. Manche Lieder aus jener Zeit — und nicht bloß die Herweghs — könnten in jeder sozialdemokratischen Liedersammlung stehen und stehen auch vielleicht darin. Geibel, kein Freund der bloßen Verneinung, der politischen Schlagwörter und Phrasen, hinter welche sich nur zu oft schlechte Leidenschaften verstecken, sah weiter und blickte tiefer. Er singt auch von Freiheit, aber, wie Schiller, nicht von einer Freiheit, welche die dämonischen Mächte der menschlichen Natur heraufbeschwören hilft, sich hinwegsetzt über Ehre und Treue, über Obrigkeit und Vaterlandsliebe und die wildesten Ausschweifungen im Namen der Freiheit verübt. Auch ihm steht das Wort Sittlichkeit höher als das berauschende Wort Freiheit, da diese ohne jene keinen Wert und keinen Beistand hat und unter dem Worte Freiheit jede Partei etwas anderes sich denkt. Das Ziel, welches er unverrückt sein ganzes Leben hindurch im Auge behalten hat, ist ein geachtetes, geeinigtes und mächtiges Deutschland, das auf dem Wege der Parteileidenschaften und des revolutionären Umsturzes nicht zu erreichen war. Schon als Jüngling ersehnte er solches Deutschland und gab dieser Sehnsucht von einer Wiederherstellung des deutschen Reiches in seinem „Friedrich Rotbart" und in „Barbarossas Erwachen" Ausdruck. Im Jahre 1846 trat er in patriotischer Entrüstung den Anmaßungen Dänemarks entgegen und rief in 12 Sonetten, die den geharnischten Sonetten Rückerts nicht nachstehen, Deutschland schon damals zum Kampfe gegen Dänemark auf. Auch Elsaß-Lothringen verlor er nicht aus dem Auge. Er trat überall da ein, wo es galt, Deutschlands Ehre zu wahren. Mit prophetischem Geiste hat er manches, was sich später erfüllte, vorausgeschauet: die Wiedergewinnung Schleswig-Holsteins wie die von Elsaß-Lothringen, den Ausbruch der Revolution wie die Einigung Deutschlands unter Kaiser und Reich, und hat diese Klänge in seinen „Heroldsrufen", die bis in die Jahre 1870 und 71 reichen, niedergelegt. Der Sänger und der Seher sind in ihm vereint, so daß auf ihn das Schillersche Wort in den „Vier Weltaltern" angewandt werden kann:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt.

Das Revolutionsjahr 1848, mit seinen Barrikadenhelden und Freischaren, konnte nicht anders als beklemmend auf Geibel wirken, ebenso das Frankfurter Parlament mit seinem verblendeten Parteihader, wie auch die darauf notwendig folgende Reaktion. Dennoch hat er die Hoffnung und den Glauben, den Mut und das Ver-

trauen nicht verloren. Wiederholt versuchten es die revolutionären Dichter, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Er aber blieb dem „Sterne", der ihn leitete, treu und antwortete:

Ich hör' es wohl, es rufen die Partei'n:
„Komm her und woll' uns endlich angehören;
Der rüst'ge Harfner sei zu unsern Chören,
Und schling als Kranz dein Lied um unsern Wein."
Mein ewig Echo bleibt ein ruhig: Nein!
Denn zu der Fahnen keiner kann ich schwören;
Den Gott im Busen darf kein Schlagwort stören,
Ich folge meinem Stern und geh allein.

Dem Wandrer bin ich gleich am Felsenhang,
Dem schroff die Wand sich türmt zur Seite,
Zur Linken braust der See mit dumpfem Klang;
Doch rühr' ich fromm die Saiten, wie ich schreite,
Und oftmals will mir's dünken beim Gesang,
Daß mich, wie Kaiser Max, ein Engel leite.

Freudig hat er 1866 die neue, Einigung verheißende Gestaltung Deutschlands begrüßt. Nord- und Süddeutschland hatten miteinander gerungen. Wohl war der Krieg ein schmerzlicher, ein Bruderkrieg gewesen; in seinem letzten Grunde aber war er hervorgegangen aus der langgenährten Sehnsucht nach einem starken, mächtigen Deutschland, aus der Sehnsucht nach Kaiser und Reich, welche unter dem Drucke der Fremdherrschaft erwacht war und in allen Irrungen nicht nur lebendig blieb, sondern sich noch steigerte. Im Oktober 1867 sang Geibel, mild mahnend, seinen „Ruf über den Main":

Nun steht das Haus gegründet
Und prangt im Frührotschein,
Nun ist das Wort verkündet:
Kommt her und tretet ein!
Kein Fremdling soll euch hindern!
Kein Machtspruch fern und nah!
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania.

Ihr sollt nicht länger tragen
Der Waisen schwarz Gewand,
Ihr sollt nicht fürder fragen:
Wo ist das Vaterland?
Den Hort euch zu gewinnen,
Der jüngst ein Traum noch war,
Reicht nur in treuen Sinnen
Die Hand den Brüdern dar.

Ihr raschen Alemannen,
Glück auf! Mit Jubelton
Aus eures Schwarzwalds Tannen
Antwortend grüßt ihr schon.
Ihr habt die heil'ge Lohe
Der Freiheit stets genährt;
Nun schürt getreu die hohe
Auf größerm Opferherd.

Was säumt ihr ernsten Schwaben,
Vorkämpfer einst im Reich?
Wohl ist an Geist und Gaben
Kein Stamm dem euren gleich.
O laßt den Schatz nicht rosten!
Ihr sollt auch überm Main,
Wo Lichtgedanken sproßten,
Die Bannerträger sein.

Ihr löwenherz'gen Bayern,
Ihr Franken, klug und kühn,
Wie lange wollt ihr feiern,
Wo Deutschlands Ehren blühn?
Den Arm, erprobt im Schlagen,
Den Blick voll Weltverstand,
Wollt ihr sie träg versagen
Dem großen Vaterland?

Empor! Ihr hofft vergebens,
Ein Volk im Volk zu sein;
Schon reißt der Strom des Lebens
Die dumpfen Schranken ein.
Vertraut euch seinen Wogen
Und sucht ein besser Heil!
Allmächtig angezogen
Zum Ganzen strebt der Teil.

Wohl habt ihr's oft vernommen
Von Eberhard das Lied,
Wie er dem Reich zum Frommen
Sein stolzes Herz beschied
Und großen Sinns die Krone,
Danach er selbst begehrt,
Des Nordens starkem Sohne
Darbot am Vogelherd.

O laßt sein Bild euch mahnen,
Und zieht aus Süd und West,
Zieht hin mit euren Fahnen
Zum schönsten Sühnungsfest.
Und jedem Groll entsagend,
Beschwört mit Herz und Mund,
Im Kreis der Boten tagend,
Den neuen Bruderbund!

Als im September des Jahres 1868 der König von Preußen Lübeck besuchte, entbot ihm Geibel den Willkommengruß und schloß denselben mit dem prophetischen Wunsche:

Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Es ist begreiflich, wenn diese Worte verstimmend auf die süddeutschen Brüder wirkten. Der Krieg von 1866 war noch in zu frischem Andenken. Der König von Bayern, der wenige Jahre darauf in hochherziger Weise aus freiem Antriebe als der erste der deutschen Fürsten dem Könige von Preußen die Kaiserkrone darbot, entzog dem Dichter die bis dahin ihm gewährte Jahrespension. König Wilhelm erhöhte nun die Summe auf tausend Taler.

Geibels Gedichte sind in über 130 Auflagen erschienen und Lieblinge der Komponisten geworden. Sie haben von Jahr zu Jahr immer mehr die Gunst des Volks sich erworben. Von der Kritik wurden sie anfangs kalt aufgenommen. Man vermißte das Effektmachende der Heineschen Muse, die damals viel Anhänger zählte. Das Publikum hat sich durch die absprechende Beurteilung eines Gutzkow, Minkwitz usw. nicht irre machen lassen und hat unter der einfachen und schlichten Hülle nach und nach das gediegene Gold zu würdigen verstanden. Der religiöse Sinn des Dichters, die Lauterkeit und Wahrheit seines Herzens, die Gediegenheit und Charakterfestigkeit seines Wesens haben obgesiegt. Geibels Vers hat eine seltene Rundung und Klarheit, einen schönen Wohllaut und eine ergreifende Tonfülle. In der Strenge der Form hat er sich Platen zum Vorbild gewählt, welcher in der

politischen Sturm- und Drangzeit die Poesie wenigstens in der Form auf der idealen Höhe der Klassiker zu erhalten suchte:

Das wollen wir Platen nicht vergessen,
Daß wir in seiner Schule gesessen:
Die strenge Pflicht, die römische Zucht,
Sie trug uns allen gute Frucht.

Selbstverzehrende Leidenschaften, tief aufbrausende Stimmungen haben die meisten seiner Dichtungen nicht, sie sind eher weich, aber nicht weichlich, sind fromm, aber nicht frömmelnd, sind mild und kindlich, keusch und edelsinnig. Alles Trübe und Schwere hallt in einen Ton des Friedens aus, „der wie leise Engelchöre vom Himmel herab klingt".

Vieles von der Geibelschen Lyrik zeichnet sich durch höchste Sangbarkeit aus, — wie denn Geibel auch einer unserer meistkomponierten Liederdichter ist. Für die Leichtflüssigkeit und Unmittelbarkeit seiner Muse spricht es, daß sich selbst manches Volksmäßige unter seinen Schöpfungen befindet. Viel gesungen sind Lieder wie „Der Mai ist gekommen", „Wer recht in Freuden wandern will", „Wenn sich zwei Herzen scheiden" und das grotesk-komische „Ein lust'ger Musikante marschierte am Nil". Bei seinem Auftreten galt er als Backfischdichter, wohl besonders infolge mancher Sentimentalität wie „Wo still ein Herz in Liebe glüht". Doch wurde seine Produktion in der Folge immer männlicher, und nie dürfen wir übersehen, daß der „Backfischdichter" sein ganzes Leben lang seine markigen „Heroldsrufe" hat erschallen lassen. Freilich ein eigentlicher Lyriker ist er nicht; Heyse nennt ihn vielmehr mit Recht einen „lyrischen Künstler". Sehr vieles, ja wohl das meiste könnte man „beschreibende Gefühlspoesie" nennen. Es fehlt das romantische Dämmerlicht des echten Lyrikers, die Entdeckungsfahrt in die tiefsten Schächte der eigenen Seele. Doch kehrt man zu Geibels Lyrik immer wieder gern zurück, schon um des ausgezeichneten Menschen willen, der sich darin ausspricht. Als Mensch und Charakter ist Geibel allezeit hochgeachtet worden, und kein Geringerer als Keller hebt seinen „heiligen Ernst" rühmend hervor. Er hat es gehalten, was er in seinem Gebet „Herr, den ich tief im Herzen trage" sich selbst zur Richtschnur genommen: „daß ihn kein Wort einst verklage." Und obgleich er seinen starken Vaterlandssinn auch auf die Fürsten übertrug, die die Geschicke des Vaterlandes in der Hand hatten, so war er doch nichts weniger als ein Byzantiner, und von dem Adel, der mit der Verleihung des Maximilianordens verbunden war, hat er nie Gebrauch gemacht. Die Komplikation seiner Persönlichkeit hat er selbst am schlagendsten in dem Hexameter gekennzeichnet:

„Drei sind Einer in mir: der Hellene, der Christ und der Deutsche." Doch muß in dieser Dreiheit der Deutsche unterstrichen

werden, und zu höchstem Danke muß die Nation gegen einen Dichter sich verpflichtet fühlen, der schon im Jahre 1861 das goldene Wort sprechen konnte:

„Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen."

Wir übergehen hier das zum wahren Volkslied gewordene: „Der Mai ist gekommen", weil dies dem Singunterricht zugewiesen zu werden pflegt (leider gehören die Strophen, die gewöhnlich nicht mitgesungen werden, gerade zu den schönsten!), und wenden uns gleich zu der dem Thema nach verwandten, aber in Inhalt und Ton gänzlich verschiedenen

Morgenwanderung.

1. Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

4. Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Tal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröte Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Ein Preis des Frühaufstehens, des Wanderns in der frühesten Morgenstunde, wenn noch der Morgenstern am Himmel (der der Sonne voraufgeht) nicht verblaßt ist, wenn die Höhen die kaum merkliche Dämmerung als den Vorboten des Tages begrüßen, wenn die Morgenwinde noch nicht erwacht sind und der Wald so „kirchenstill" steht, — also eine Stunde, die wir im Sommer gut auf zwei Uhr nach Mitternacht ansetzen müssen. Wieviel Menschen gibt es wohl, die den Reiz dieser Stunde gekostet haben? Aber wer das noch nicht getan hat, der folge dem Rate des Dichters und entreiße sich in der Frühe eines sommerlichen Ferientages dem warmen Federbett. Er wird es nicht zu bereuen haben! „Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' *entgegen*."

In verlockenden Tönen singt der Dichter den Reiz dieser frühen Morgenstunde. Vor allem ist es die noch ringsumher herrschende tiefe Stille, die uns wohltut. Noch schlummern die schwatzenden schwülen Gewerbe mit all ihrem prosaischen Tages-

lärm, Räderrasseln, Peitschenknallen, Tier- und Menschenstimmen. In vollkommener Unbewegtheit stehen die Bäume des Waldes, kein Lüftchen regt sich, selbst die Lerchen, die frühwachen, schlummern noch; einzig der Bach am Wege plätschert und murmelt leise dahin. Ihn *hören* wir in dieser Morgenstunde; was aber *sehen* wir? Es ist nicht viel, was uns der Dichter zu schauen gibt (und eben in dieser Anschauungslosigkeit beruht ja eine der Schwächen der Geibelschen Lyrik!): Die Blumen in der Nähe (mögen sie wohl zu sehen und in ihrer Buntheit zu erkennen sein?), der Wald in der Ferne (wie ist der in Claudius' herrlichem Abendlied in einer einzigen Zeile so meisterhaft gemalt: „Der Wald steht schwarz und schweiget"!) und über ihm der helle Morgenstern. In diese schweigende Dämmerung bricht plötzlich das Lied der Nachtigall wie ein silberner Strahl hinein. Und als wenn das kleine Vöglein damit der Welt das Signal zum Erwachen gegeben hätte, so schlagen nun Töne und Geräusche von allen Seiten an unser Ohr: All die gefiederten Sänger in Wald und Feld, allen voran die Lerche, stimmen ihr Morgenlied an, die Mühlen klappern, der Schmied hämmert, Hunde bellen, Wagen rasseln, — so kündet das *Leben* sein Dasein an. Und im Osten erglimmt die Purpurröte, ein sichtbarer Festgesang zu des Tages beginnender Feier, bis sie endlich selbst erscheint, die Königin des Tages, in ihrer ganzen blendenden Glorie!

Aber dem religiösen Sinn des Dichters wird die Natur in dieser Morgenfrühe zum Tempel. Und damit nähern wir uns dem eigentlichen Inhalt und Kern des Gedichtes. Nicht den Reiz der Landschaft mit edlen Sinnen zu genießen und darüber selbst zu einem Stück Natur zu werden, das nur in menschlichen Lauten wie aus der Schöpfung Busen selber heraus zu uns redet, ist des Dichters Art und Anliegen (diese tiefere Lyrik zu finden, müssen wir uns schon an Größere wenden, an Goethe, Eichendorff, Mörike, Keller usw.); sondern er kehrt sogleich den betrachtenden Blick nach innen und gibt uns Kunde von den frommen Empfindungen, die durch jenen Gang durch die Morgenfrühe in ihm angeregt werden. Oder besser: Er überträgt sein frommes Empfinden auf die äußere Natur und schildert sie uns als einen Tempel Gottes, als eine Stätte der Andacht. So wird aus dem so frisch und naiv beginnenden Wanderlied — ein Psalm. Dabei ist es der künstlerischen Einheit des Gedichts vorteilhaft, daß sich diese Wandlung schon frühzeitig ankündigt. Ja zweifellos ist dieser Fortschritt der Stimmung, dieses immer deutlichere und vollere Hervorbrechen des Psalmtones das Anziehendste an dem Gedicht.

In der ersten Strophe ist diese „Wendung zur Religion" nur mit zwei Worten angedeutet. Der Wald ist so „kirchenstill", und der Bach singt leise den „Morgensegen". Man beachte den eigen-

ümlichen Gefühlston des Begriffs „kirchenstill"! Ist nicht eine Stille vie die andere? Keineswegs! Man vergleiche dazu die Begriffe ‚grabesstill", „mäuschenstill", „totenstill" u. a. — der Bach, der den Morgensegen singt, ist kein übles Bild. Man denkt unwillkürlich an einen Einsiedler, der, von keinem Menschen, sondern nur von seinem Gott vernommen, zum Beginn des Tages seinen psalmodierenden Gebetsgesang anhebt, gleichgültig, ob ihn jemand hört, lediglich sich selbst zur inneren Erbauung.

In der zweiten Strophe tritt die religiöse Stimmung schon deutlicher hervor. Die Natur ein Buch, darin sich uns Gott offenbart, eine heilige Schrift anderer Art! In bunten Zeilen prangen Blumen und Sterne und erzählen uns von ihrem Schöpfer, — von seiner Liebe zu uns und „wie er uns treu geblieben". Bis zum heutigen Tage hat er sein Wort gehalten, das er einst gesprochen, als sich die Wasser der Sintflut verlaufen: „Solange die Erde steht, sollen nicht aufhören Frost und Hitze, Sommer und Winter, Samen und Ernte, Tag und Nacht." Es ist die erhabene Gesetzmäßigkeit und die reine Schönheit, die uns in Blumen und Sternen „Zeugen von seinem Lieben" erblicken läßt.

Ästhetisch ist an der Strophe zu tadeln einmal die prosaische Wendung: Die ganze Welt ist „wie" ein Buch (es fehlt die Kraft der poetischen Illusion, die uns die Welt vielleicht als ein Buch *schauen* läßt, es bleibt bei dem bloßen Vergleich), dann aber mehr noch, daß dieses Bild nicht zu dem der ersten Strophe paßt; denn wenn die Welt ein Tempel ist, so kann sie nicht zugleich das Buch in diesem Tempel sein. Anschauungslosigkeit!

Mit der dritten Strophe geht nun die Schilderung ganz auf das eigene Innere zurück. Die Andacht, die bisher als das geheime Leben der Natur gezeigt wurde, zieht nun durch die Tore der Sinne unvermerkt ins eigne Herz. Und nun schließt es sich dem Zeugnis der ewigen Liebe auf, das — nach der vorigen Strophe — Wald und Blumen und Morgenstern abgelegt haben. Es ist, als wenn die Liebe Gottes ans verschlossene Herz poche, — pocht und pocht, bis es sich auftut; und nun stimmt es auch sogleich mit ein in das, was jene singen, in den jubelnden Lobpreis der Vaterliebe über den Wolken.

War es bisher draußen in der Natur nur ein stummes, verhaltenes Lobpreisen (Blumen und Sterne haben ja keine Zunge), so erhält nun, in der vierten Strophe, die Natur auch eine Stimme: die Nachtigall im Busch läßt ihr Lied erschallen und wird damit zum Wecker der schlafenden Welt. Und aller Schall in Nähe und Ferne strebt empor zum hohen Himmelsdom, ein mächtig brausender Choral; und wie ein göttliches Amen erglüht der östliche Himmel in purpurner Pracht: Wie mit Flammenzungen loht es empor

aus der Tiefe zum Schöpfer der Welt: Laßt uns dem Herrn lobsingen!

So entläßt uns der Dichter auf dem Höhepunkt der angeschlagenen Stimmung. Die Idee seines Werkes ist voll verwirklicht, er hat uns die Welt in der ersten Tagesfrühe als eine Stätte der Andacht gezeigt. Nun geht hin und seht, ob ihr es dem Dichter nachempfinden könnt!

Der Bau der vier Strophen ist sehr kunstvoll. Siebenzeilig, zerfallen sie in zwei Hälften, eine größere vierzeilige und eine kleinere dreizeilige. Munter hüpfend beginnt jede Strophe mit regelmäßigen Jamben. Zu Beginn der zweiten Hälfte setzen dann Trochäen ein, d. h. die Zeilen beginnen plötzlich mit einer schweren Silbe. Dadurch entsteht eine Stockung, ein Sichbesinnen, ein Sichmäßigen, ganz dem Inhalt entsprechend, der ja mehr ernst als fröhlich ist und gleichsam immer auf der Schwelle zur Feierlichkeit steht. Die siebente Zeile beginnt dann wieder mit Auftakt und bildet mit ihren zögernden Daktylen die Rückkehr zum Anfangsversmaß.

Es ist lehrreich und für die rechte Einschätzung unseres Dichters unbedingt notwendig, dieses Morgenlied mit andern Gedichten ähnlichen Inhalts zu vergleichen. Doch wollen wir dies als Aufsatzthema behandeln und sogleich zu einem andern Naturbild übergehen, das mancherlei Züge mit dem vorigen gemein hat:

Hoffnung.

1. Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

2. Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

3. Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen,
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

4. Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

5. Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

6. Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden;
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

7. Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Allen denen, welchen der Winter ein unwillkommener Gast ist und denen er immer zu lange dauert, aber auch allen denen, welche sich in bedrängter Lage, in allerlei Not und Kümmernissen befinden,

hat der Dichter dieses Trostlied gesungen. Bei Lichte besehen ist ja der darin enthaltene Trostgedanke recht alltäglich: Trag dein Leid in Geduld, es geht vorüber! Auf Regen folgt Sonnenschein! „Und bräut der Winter noch so sehr mit trotzigen Gebärden, und streut er Eis und Schnee umher: Es muß doch Frühling werden!" Aber der poetische Wert des Gedichtes beruht auch keineswegs in dieser trivialen Wahrheit an sich, sondern vielmehr in der Art ihrer Darstellung. Der Dichter zeigt sie uns anschaulich, im Bilde, im Gleichnis; und es gewinnt dann weiterhin dieses Gleichnis — in der Schilderung des erwachenden Frühlings — auch selbständigen künstlerischen Wert.

Als ein wilder, rauher Geselle ist uns der Winter in den ersten beiden Strophen geschildert: Mit trotzig geballten Fäusten wendet er sich gegen uns, Eis und Schnee streut er verwüstend umher, in dichte Nebel verhüllt er uns das liebe Sonnenlicht, und seine scharfen Winde drohen alle Lebensflammen auszublasen. Aber dieser vernichtenden Elementargewalt stellt der Dichter sein freudiges Hoffnungswort entgegen: „Es muß doch Frühling werden!" In jeder der drei Strophen bricht dieses Hoffnungslicht siegreicher hervor, — schon ganz äußerlich räumlich betrachtet erlangt dieser Frühlingsglaube mehr und mehr das Übergewicht über die winterliche Wirklichkeit: In Str. 1 spricht er sich nur einzeilig in diesem starken „doch!" aus; in Str. 2 werden wir in zwei Zeilen auf die zu erwartende Frühlingswonne hingewiesen; und in Str. 3 weicht schon nach der ersten Zeile des Winters Macht, und wir fühlen schon unter dem Wüten des Sturmes das leise Nahen des Lenzes. Auch indem sich die Redeweise in Str. 3 zur Anredeform wendet, ist eine Steigerung zu verzeichnen: Der Dichter kehrt sich gleichsam gegen den Feind, und es entsteht eine Art dramatischer Gegenwartswirkung.

Strophe 4 und 5 sondern sich ungezwungen als besonderer Teil von den vorhergehenden und den nachfolgenden Strophen ab — inhaltlich, indem uns hier der Dichter eine Frühlingsschilderung gibt, und formell, indem hier vielfach dreiteilige Rhythmen an Stelle der sonst regelmäßig ablaufenden Jamben treten. Das Zweckmäßige dieses Rhythmuswechsels ist einleuchtend: Die dreiteiligen Takte geben dem Versmaß etwas Tanzendes, Schwebendes, Wiegendes; sie entsprechen also dem freudigen, fröhlich-festlichen Inhalt mehr als die fest gebauten Jamben. Aber waren diese beiden Strophen überhaupt nötig? Sicher ist, daß man sie weglassen könnte, ohne daß die Klarheit des Grundgedankens darunter leiden würde. Wohl aber seine Schönheit und Fülle! Es war nötig, daß der Dichter bei der Darstellung seines Zukunftsbildes verweilte, daß er die Schönheit des erhofften Frühlings ausmalte: So nur erzeugt sich in dem Leser das Gefühl, daß diese Wonne in der Tat Wirklichkeit

werden wird; indem das schöne Phantasiebild vor dem innern Auge standhält, tritt es der rauhen Gegenwart als eine Wesenheit von gleichem Gewicht entgegen. Und so auch nur gewinnt die Verallgemeinerung des Grundgedankens, wie sie in den letzten beiden Strophen vorliegt, überzeugende Gewißheit. Man versuche nur das Gedicht ohne die vierte und fünfte Strophe zu lesen: Das „Drum", mit dem die sechste beginnt, wird sogleich viel schwächlicher klingen, es wird ihm nicht das laute freudige Ja in unserer eigenen Brust entgegentönen, als wenn wir das Gedicht ganz lesen und also auch vorher den Frühling in aller seiner greifbaren Wirklichkeit gewissermaßen erlebt haben. Vom Standpunkt der „Ökonomie der Dichtung" sind also die beiden etwas wesensfremden Strophen nicht zu entbehren.

Inhaltlich erfreuen sie uns durch die Folgerichtigkeit und Natürlichkeit mit welcher der Dichter sein Gleichnis durchführt: die Erde eine erwachende Schöne! Grünend, e r grünend (statt errötend) wacht sie auf von ihrem Winterschlafe, nachdem sie die Sonne mit ihrem Licht geweckt hat. Noch ist sie wie schlaftrunken („weiß nicht wie ihr geschehen"), dann aber beginnt sie sich des wiedergeschenkten Tages zu freuen (nicht ohne Grund redet man von „lachenden" Gefilden), und wie zu einem Feste — „Frühling i st ein hohes Fest" (Uhland) — schmückt sie sich mit Rosen und Ähren und blühenden Kränzen; ja das höchste Zeichen der Lust, die Freudentränen, rinnen ihr übers Antlitz: Es sind die Quellen und Flüsse die nun, vom Eise befreit, wieder munter dahinplätschern!

So wird es werden, das ist ganz gewiß! Noch auf jeden Winter ist ein Lenz gefolgt. Drum, Herz, sei still! Gib dich zu frieden! Wie es auch frieren mag: Glaube an die Wärme und an das Licht! Es sind doch die positiven Kräfte in der Welt. Auf einen großen Maientag hin ist die Welt geschaffen! Noch ist er nicht da, noch decket Dunkel das Erdreich und Finsternis die Völker, noch führen „Geiz und Neid und böse Lust" (Schenkendorf) allüberall das Regiment. Aber es wird kommen, das Reich des ewigen Friedens, des Völkerfrühlings; an diesem Glauben laßt uns festhalten!

Und auch dein eigenes, persönliches Leid, Herz, wirst du leichter tragen, wenn du dich an diesem Gedanken erhebst. Wohl kann es kommen, daß dich Leid und Neid und Schmerz und Schande bedrohen, als sei die Hölle auf dich losgelassen, und du willst schier verzagen und deinem verpfuschten Leben wohl gar freventlich ein Ende machen: Verzage nicht! Vertrau auf Gott, der der Vater des Lichts und der Gott der Liebe ist! Er wird auch d i r deinen Frühling senden!

„Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'!

(P. Gerhardt).

Man muß die Verse des kirchlichen Sängers daneben halten, um sofort zu erkennen, wie fest unser Dichter (auch mit obigem Gedicht) in dem christlichen Gedanken- und Gefühlskreis wurzelt.

Und zweifellos ist es Geibels stark ethische und religiöse Persönlichkeit, welche dem Gedicht seinen allgemein-menschlichen Wert verleiht.

Spricht sich derselbe vorzugsweise in der ethischen Spitze aus, so bildet das folgende Gedicht in doppeltem Sinn das Seitenstück zu dem vorigen:

Ich sah den Wald sich färben.

1. Ich sah den Wald sich färben,
Die Luft war grau und stumm;
Mir war betrübt zum Sterben,
Und wußt' es kaum, warum.

2. Durchs Feld vom Herbstgestäude
Hertrieb das dürre Laub;
Da dacht' ich: deine Freude
Ward so des Windes Raub.

3. Dein Lenz, der blütenvolle,
Dein reicher Sommer schwand;
An die gefrorne Scholle
Bist du nun festgebannt.

4. Da plötzlich floß ein klares
Getön in Lüften hoch:
Ein Wandervogel war es,
Der nach dem Süden zog.

5. Ach, wie der Schlag der Schwingen,
Das Lied ins Ohr mir kam,
Fühlt' ich's wie Trost mir dringen
Zum Herzen wundersam.

6. Es mahnt' aus heller Kehle
Mich ja der flücht'ge Gast:
Vergiß, o Menschenseele,
Nicht, daß du Flügel hast!

Dort ein Frühlingsbild, hier ein Herbstbild! Und zwar eins von der schwermütigen Art! Ein Gang durchs Feld an einem trüben Novembertage! Der Himmel mit grauen Wolken eintönig verhüllt, die Luft stumm, von keiner Vogelstimme belebt. Drüben steht der Wald. Längst ist sein Grün durch die Zwischenstufen des Rot und Gelb hindurchgegangen; jetzt hängt nur noch wenig fahles Laub an den Bäumen. Das meiste liegt unten, von wo es der Wind ins Feld hinausfegt, dem brütenden Wanderer vor die Füße.

Dem trüben Landschaftsbild entspricht die Stimmung des Dichters. Er ist „betrübt zum Sterben". Ist es eine Folge des melancholischen Novembertages, des Anblickes all der Spuren des großen Sterbens ringsumher? Oder erscheint dem Dichter die Natur nur deshalb so traurig, weil seine Seele matt und sterbensmüde

ist? Wie dem auch sei, jedenfalls unterstützt und steigert in solchen Fällen das Innere das Äußere, und umgekehrt. Zunächst erfahren wir ja, daß ein besonderer Grund für des Dichters Schwermut nicht vorliegt („Und wußt' es kaum, warum"). Dann aber, als er das dürre Laub zu seinen Füßen sieht, glaubt er den Grund für seinen Trübsinn gefunden zu haben. Auch sein Frühling, auch sein Sommer liegen hinter ihm. Seine Freude ist verweht, „an die gefror'ne Scholle ist er nun festgebannt". Also eine Klage um die verlorene Jugend ringt sich von seinen Lippen, um die Jugend mit ihrem körperlichen Kraftgefühl, ihrer Wanderlust, ihren Liebesfreuden, ihrer ganzen kecken, hoffnungstrunkenen Lebensstimmung. Freie Beweglichkeit und Wärme, diese beiden Merkmale der Jugend sind es, deren Verlust er in diesen Versen hauptsächlich bedauert. Und in der Tat ist das Los des Alters mit seiner ungewollten Seßhaftigkeit und seiner Frostigkeit in jenen Versen treffend gekennzeichnet: An die gefror'ne Scholle ist der Greis festgebannt. Das fröhliche Ausschwärmen in die Weite, das rasche Knüpfen warmer Freundschafts-, zarter Liebesbande muß er nun Jüngeren überlassen.

Da — mitten in die klagende Selbstbetrachtung des Dichters hinein — erschallt ein Ton von oben aus der bis jetzt so „stummen" Luft. Ein von der Schar versprengter Zugvogel war es — eine Wildgans, ein Kranich oder Reiher —, der seine trompetenartige Stimme ertönen ließ. Des einsamen Wanderers Augen lenken sich hinauf: Er sieht den befiederten Gesellen freien Fluges nach dem Süden ziehen, — und sogleich nehmen auch seine Gedanken eine andere Richtung ein. Wie wundersamer Trost zieht's ihm durchs Herz! Wie? Wäre denn dem Menschen versagt, was dem Vogel vergönnt ist, wenn im Norden die Seen zufrieren, daß er nämlich das unwirtliche Land verlassen und für einige Monate im sonnigen Süden seine Wohnung nehmen kann? Auch dir, o Menschenseele, sind Flügel gegeben! Auch du kannst der trostlosen Gegenwart entrinnen, entrinnen auf den Schwingen der Phantasie in ein Land ewiger Schönheit, heiße es nun das Land froher Jugenderinnerungen oder das Reich des Idealen! So findest du die beiden so schmerzlich vermißten Vorzüge der Jugend wieder: die freie Beweglichkeit und die innere Wärme. Ob auch dein Leib an die gefrorene Scholle gebannt bleibt: die Seele breitet ihre Schwingen aus zum Flug in ihre wahre, ihre ewige Heimat.

So wurde der Wandervogel zum Tröster des Traurigen. Genau besehen war es freilich auch hier der wieder aufgebrochene Quell der eigenen sittlichen Kraft, aus welchem ihm der Trost floß. Denn daß die Naturerscheinung dem Dichter diesen tröstlichen Gedanken abgewinnen konnte, das wäre doch nicht möglich gewesen bei einer

gänzlich stumpfen und toten Geistesverfassung. So entbinden überall die äußern Vorgänge unsere innern Kräfte: Das ist letzten Endes die wahre Ursache der Teilnahme, die uns die Natur allezeit entgegenzubringen scheint.

Eine besondere Schönheit des Gedichtes ist neben seinem ethischen Gehalt und dem stimmungsvollen Landschaftsbild des Eingangs die überaus musikalische Sprache. Dies gilt besonders von den drei ersten Strophen, welche, langsam und wie in sich hineingesprochen, wie schwere dumpfe Sterbeglockenklänge an unser Ohr schlagen. Fein abgestimmt und wohllautend ist auch die Neubildung „Herbstgestände". Von der vierten Strophe an hellt sich die Stimmung auf: Das „fließende Getön" in den „klaren Lüften" muß durch den Vortrag einigermaßen zur Darstellung gebracht werden, besonders durch reine, klingende Vokalisation. Strophe fünf mit durchschimmernder Freude, leisem Lächeln, den Schluß dann bestimmt und triumphierend sprechen: ein frohes Bekennen zu einer frohen Botschaft!

Ich fuhr von St. Goar.

1. Ich fuhr von St. Goar
Den grünen Rhein zu Berge;
Ein Greis im Silberhaar
War meines Nachens Ferge.

2. Wir plauderten nicht viel;
Die Felsen sah ich gleiten
Dahin im Wellenspiel
Und dachte vor'ger Zeiten.

3. Und als wir an der Pfalz
Bei Kaub vorüber waren,
Kam hellen Liederschalls
Ein Schiff zu Tal gefahren.

4. Ins weiße Segel schien
Der Abend, daß es glühte;
Studenten saßen drin,
Mit Laub umkränzt die Hüte.

5. Da ging von Hand zu Hand
Der Kelch von grünem Glaste;
Das schönste Mägdlein stand
In goldnem Haar am Maste;

6. Sie streute Rosen rot
Hinunter in die Wogen
Und grüßte, wie im Boot
Wir sacht' vorüberzogen.

7. Und horch! Nun unterschied
Das Singen ich der andern:
Da war's mein eigen Lied;
Ich sang es einst vom Wandern.

8. Ich sang's vor manchem Jahr,
Berauscht vom Maienscheine,
Da ich gleich jenen war
Student zu Bonn am Rheine. *)

9. Wie seltsam traf's das Ohr
Mir jetzt aus fremdem Munde!
Ein Heimweh zuckt' empor
In meines Herzens Grunde.

10. Ich lauschte, bis der Klang
Zerfloß im Windesweben;
Doch sah ich drauf noch lang
Das Schifflein glänzend schweben.

11. Es zog dahin, dahin —
Still saß ich, rückwärts lugend;
Mir war's, als führe drin
Von dannen meine Jugend.

*) Der Dichter hat absichtlich sein zum Lieblingsliede der Studenten gewordenes Burschenlied: „Der Mai ist gekommen" zurückdatiert.

Während das vorige Gedicht mit einer Klage um die verlorene Jugend beginnt, endigt das vorliegende Gedicht mit einer solchen, — wenigstens mit einem wehmütigen Rückblick auf die fliehende.

Ein äußeres Erlebnis regt den Dichter dazu an. Auf einer Rheinreise ist es. In Sankt Goar, einem malerisch gelegenen Städtchen zwischen Koblenz und Bingen, hat er sich eingeschifft, um stromauf zu fahren. Ein alter, silberhaariger Schiffer rudert ihn in einem Nachen gemächlich dahin. Die lieblichen Ufer mit den felsigen Weinbergen und den zerfallenen Burgen nötigen ihm ebensowenig Aufmerksamkeit ab wie der grüne Strom mit seinem reizvollen Wellenspiel. Auch mit dem Schiffer wird nur dann und wann ein kurzes Wort gewechselt. Versunken in Erinnerungen sitzt der Dichter da. Hat er doch in dieser Gegend einen Teil seiner Jugendzeit zugebracht. In Bonn ist er ein lustiger Student gewesen. So steigen alte, liebe Gestalten vor seiner Seele auf; so ist der Boden in ihm bereitet, daß das nun folgende Begebnis seine eigentümliche Wirkung auf ihn ausüben konnte.

Die Fahrt führt sie an dem Städtchen Kaub vorbei, welchem gegenüber auf einer Felseninsel mitten im Strom ein altes, starkbefestigtes Schloß mit vielen Türmchen liegt, die „Pfalz"; da kommt ihnen ein größeres Schiff entgegengefahren, und heller Gesang kündigt schon von weitem an, daß sich eine lustige Gesellschaft darauf befindet. Als es näher kommt, erkennt er: Es sind Studenten. Sie haben offenbar einen Ausflug gemacht, denn ihre Hüte sind mit Laub geschmückt. Ins weiße Segel scheint das Abendrot, daß es rosig erglüht, und am Maste — der Dichter kann es im Vorüberfahren genau erkennen — steht ein schönes Mädchen in blondem Haar. Sie streut rote Rosen hinunter in die Wogen und nickt den vorüberfahrenden alten Männern im Boote freundlich grüßend zu. Unter den fröhlichen Jünglingen aber kreisen die „Römer" (Kelchgläser aus grünem Glase), gefüllt mit dem edlen Gewächs des Rheines, und harmonischer Gesang entströmt ihren Lippen. Und was singen sie? Des Dichters eigenes Lied: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus", das er einst als Student selber hier gedichtet und gesungen. Sie ahnen nicht, daß der Schöpfer des Liedes soeben draußen an ihnen vorüberfährt; sie hätten ihm sonst gewiß eine begeisterte Huldigung dargebracht. Ihn aber berührt das eigene Lied, da es ihm jetzt aus fremdem Mund entgegentönt, gar seltsamlich! Ja, ist es denn noch sein eigen Lied? Kann er es denn noch singen, so frisch und fröhlich singen, wie die dort auf dem Schiffe? Ist nicht vielmehr sein Lied nun Besitz der Allgemeinheit geworden, hat er es nicht verloren, so wie er die jugendliche Lebenslust verloren hat, aus der heraus er es einst geschaffen? Wie Heimweh zuckt es empor in seines Herzens Grunde,

— Heimweh nach dem verlorenen Jugendparadies, Sehnsucht nach einem Glück, das er besessen, und das nun unwiderbringlich dahin.

Bangen Sinnes schaut er dem Schifflein nach. Eine Zeitlang vernimmt er noch den frohen Gesang, der bald im Winde verweht. Länger folgt das Auge der Spur des Schiffleins, das zuweilen im Glanz der Abendsonne aufblitzt, aber unaufhaltsam dahinfährt, weiter und weiter, bis es endlich ganz dem sehnenden Auge entrückt ist. Und dem Dichter ist es, als führe seine Jugend dort von dannen. Tränen treten ihm ins Auge; die Abendschatten senken sich über den Fluß, fröstelnd hüllt sich der Einsame in seinen Mantel. —

Wem es Vergnügen macht, der kann nun suchen, ob der Dichter nicht noch mehr in sein Gedicht hineingeheimnist hat, und mag versuchen, die Allegorie durchzuführen. Der Greis im Silberhaar wäre dann das Alter, das den Dichter fährt, der kleine Nachen versinnbildlichte die Einsamkeit des Alters. Die Fahrt geht stromaufwärts, zurück zu den Quellen des Lebens, während die Jugend fröhlich und in herzlicher Geselligkeit hinausfährt, dem Ozean des Lebens zu. Die Schilderung des Schiffes und seiner Passagiere ließe sich dann auf die Jugend und ihren Reichtum, ihr Glück, ihre Schönheit deuten: das rote Segel versinnbildlicht das frische Jugendblut, das blonde Mädchen die Liebe, die verschwenderisch ihre Freuden gleich roten Rosen ausstreut, sich zum Alter aber nur im Vorbeigleiten von ferne grüßend neigt usw.

Aber auch abgesehen von solcher Symbolik gewährt uns das Gedicht einen reinen ästhetischen Genuß. Ohne Zweifel liegt der Dichtung ein wirkliches Erlebnis zugrunde. Darauf deutet die bestimmte Bezeichnung der Örtlichkeit, wie die fast biographisch anmutende Beziehung auf sein (des Dichters) eigenes Studentenleben. Aber ohne Zweifel hat sich das Ereignis nicht so zugetragen, wie es der Dichter schildert; dazu sind die einzelnen ästhetischen Momente viel zu harmonisch aufeinander abgestimmt und bewußt auserlesen. Vielmehr war dem Dichter das äußere Erlebnis nur das Rohmaterial, das er durch bewußte Auslese und künstlerische Phantasietätigkeit zu dem schönen Bilde umgearbeitet hat, das wir nun vor uns haben. Der Rhein, die Pfalz, das Segelschiff, die singenden Studenten, die bekränzten Hüte, das blondhaarige Mädchen, die grünen Kelchgläser, die roten Rosen, das maientrunkene Wanderlied: das sind die Ingredienzien, aus denen der Dichter sein Werk zusammenbraut; und wenn man auch nicht leugnen kann, daß auch in dieser verklärten Gestalt das Ereignis möglich gewesen wäre (müßte man dies leugnen, so würde man natürlich daraus dem Dichter einen starken Vorwurf machen!), so ist dies doch nicht wahrscheinlich. Vielmehr atmet das Gedicht in jedem Zuge den Himmelsodem einer

höhern Welt, als der der rohen Wirklichkeit; und so ist es zugleich selbst ein Beispiel dafür, wie die Dichterseele ihre Flügel gebraucht, um sich aus der kalten, rauhen Gegenwart in das Sonnenland der Phantasie zu flüchten, wo ihre Heimat ist. (Vgl. das vorige Gedicht.)

Emanuel Geibel ist der Dichter der Sehnsucht. Dafür sprechen außer den bisher behandelten noch viele seiner Gedichte, die wir hier übergehen müssen. Ein rechtes Sehnsuchtsgedicht ist auch das folgende:

Der Zigeunerbube im Norden.

1. Fern im Süd' das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand,
Wo die Mandeln rötlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen
Und das Mondlicht goldner blinkt.

2. Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein helles Auge schaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich gehn;
Ach, den armen braunen Knaben
Will kein einziger verstehn.

3. Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten lust'gen Lieder
Hab' ich alle fast verlernt.
Immer in die Melodien
Schleicht der eine Klang sich ein:
In die Heimat möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein!

4. Als beim letzten Erntefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab' ich jüngst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunklen Wangen
Heiße Tränen hingerollt.

5. Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Lust,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier atmet jede Brust,
Wo sich bei der Zither Tönen
Jeder Fuß beflügelt schwingt,
Und der Knabe mit der Schönen
Glühend den Fandango schlingt.

6. Nein! Des Herzens sehnend Schlagen
Länger halt' ich's nicht zurück;
Will ja jeder Lust entsagen,
Laßt mir nur der Heimat Glück!
Fort zum Süden! Fort nach Spanien,
In das Land voll Sonnenschein!
Unterm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein.

Zweifellos ist es die eigene Sehnsucht nach dem Süden, die der Dichter in der Gestalt seines Zigeunerbuben verkörpert hat, eine Sehnsucht nach heißerer Sonne und üppigerer Lebensfülle, wie sie uns Deutschen von unsern Urahnen her im Blute liegt und wie sie u. a. sich auch in Goethes Mignonliedern objektiviert hat. Sowohl in der lockenden Schilderung des südlichen Landes, wie auch in dem trüben Bilde, das der Dichter von dem „Norden" (Deutschland) entwirft, kommt diese Sehnsucht zum Ausdruck. Lassen wir uns dies als Gesichtspunkt für unsere Betrachtung dienen, indem wir 1. von dem kargen Norden, 2. von dem üppigen Süden, und 3. von dem Zigeunerbuben selbst sprechen.

1. Charakteristisch für den Norden ist vor allem der Nebel (Str. 3) und natürlich, in Verbindung damit, der meist bedeckte Himmel, die vielen Niederschläge, die kältere und rauhere Luft. Wie Albrecht Dürer, als er von seiner italienischen Reise heimkehrte, schweren Herzens ausrief: „O wie wird mich nach der Sonne frieren!", so liegt in uns allen das Bedürfnis einer größeren Wärme, — wahrscheinlich das Erbteil unserer Stammeltern, der Indogermanen! Und so verstehen wir die Klage des braunen Burschen ohne weiteres: „Dieser Nebel drückt mich nieder, der die Sonne mir entfernt."

Diese Strenge des Klimas ist aber nicht ohne Einfluß auf den Charakter der Bevölkerung geblieben. Wie uns die unfreundliche Witterung zwingt, uns in dichte Gewänder zu hüllen und den größten Teil unseres Lebens hinter geschlossenen Mauern zuzubringen, so schließen sich auch die Herzen gleichsam zu, stehen dem Fremden, dem Neuling, nicht so teilnehmend offen. Wortkarg zieht sich der Nordländer in sich selbst zurück, schwer nur schließt er Freundschaft, und Bitten und Zumutungen, die an ihn gestellt werden, sind ihm unwillkommene Störungen. Daher (Str. 2) schaut kein helles Auge freundlich nach dem Knaben aus; spärlich reicht man ihm die Gaben, mürrisch heißt man ihn gehen. Selbst der Fröhlichkeit, den Festen des Nordländers fehlt die glühende Lust und die sinnliche Anmut des Südländers (Str. 4 u. 5).

2. Weit reicher als auf dieses Bild des Nordens hat der Dichter seine Farben für das Bild des Südens angewendet. Ist ja jenes auch nur die dunkle Folie, auf welchem sich dieses um desto heller abhebt. Gleich in Str. 1 setzt die Schilderung der südlichen Landschaft ein. An des Ebro Strand rauschen die schattigen Kastanien (wir haben wohl dabei an die eßbaren Kastanien, die Maronen, zu denken), blühen rötlich wie Apfelblüten die Mandeln, winden sich duftende Rosen um Säulen und Balkone; und selbst der Mond, dessen Licht uns silbern und kalt erscheint, blinkt dort in goldener, warmer Pracht.

Der üppigen Landschaft entspricht der feurige Charakter der Bevölkerung. Anders als auf unsern Erntefesten, wo der Bursche schwerfällig und schläfrig, seine dralle Dirn im Arm, den Reigen tanzt, spielt sich dort das Volksleben ab. Wie dem Südländer überhaupt die körperliche Bewegung ein Mittel des Ausdrucks ist, wie er mit lebhaften Gestikulationen seine Rede zu begleiten pflegt und durch lebhaftes Mienenspiel und Körperbewegungen ergänzt, was dem Worte noch mangelt, so sind besonders die Spanier wegen ihrer anmutigen und charakteristischen Tänze berühmt, — Tänze, bei denen gewöhnlich ein Paar, sich bald fliehend, bald suchend, allein tanzt, während die Menge dem Schauspiel zusieht und es mit seiner Kritik,

mit Ausrufen der Bewunderung, Händeklatschen usw. begleitet. „Fandango" heißt einer dieser Tänze, und die Tanzenden bekunden darin eine Glut der Leidenschaft, welche ähnliche Gefühle in dem Beschauer auslöst und einen unvergeßlichen Eindruck hinterläßt.

3. So ist die landschaftliche Grundlage, von der sich die Gestalt des Zigeunerbuben abhebt. Einen jungen Burschen müssen wir uns darunter vorstellen, der wohl auch schon sein Schätzchen haben könnte, vielleicht einen Waisenknaben, der aus Spanien, wo er geboren ist, mit einer Zigeunerbande über die Pyrenäen und dann immer weiter nach Norden zog, der aber schließlich auf eine unaufgeklärte Weise von seinen Landsleuten getrennt wurde und nun bettelnd und musizierend von Haus zu Haus zieht. Wir stellen ihn uns vor, die Haut gebräunt, das wollige Haar kohlschwarz, blitzende Augen und ein tadelloses Gebiß; unter der bunten Jacke zeigt sich das geöffnete Hemd. Er spielt die „Laute", — vermutlich die Gitarre oder Zither; doch könnte man, da auf einem solchen Instrument nicht wohl Lieder gespielt werden können und doch von solchen die Rede ist (Str. 4), an eine Geige denken (denn auf diesem Instrument sind die musikalisch bekanntlich gut beanlagten Zigeuner Meister). Der Ausdruck „Laute" gälte dann für ein Saiteninstrument überhaupt. Oder endlich, es könnte auch die in Spanien und Italien sehr gebräuchliche Mandoline gemeint sein, ein gitarreähnliches Instrument mit Drahtsaiten, auf dem allerdings Lieder gespielt werden können, wenn auch nur sehr einfache.

Die Klage unseres Zigeunerbuben zerfällt nun deutlich in einen allgemeinen und einen besonderen Teil; und eben danach gliedert sich das Gedicht in zwei Hälften zu je drei Strophen. Während der Knabe in Str. 1 ein Bild seiner schönen Heimat entwirft, beginnt er seine Klage in Str. 2 damit, daß er von seiner Traurigkeit und Verlassenheit redet. Niemand bekümmert sich um ihn, niemand fragt danach, ob er kommt oder geht, ob er sich freut oder leidet, niemandem kann er klagen, was ihn bedrückt und quält. Unverstandensein ist gewiß eins der schwersten Schicksale; selbst der gereifte Mann kann es kaum tragen, geschweige denn ein Kind. Kommt nun zu dieser Unfreundlichkeit der Leute noch das schlechte Wetter (Str. 3), so begreifen wir es wohl, daß der Knabe fast alle seine lustigen Lieder verlernt hat. Schwermütig sind sie geworden, sie gehen nur noch in Moll, ein Klang der Sehnsucht zieht sich durch alle hindurch, der Sehnsucht nach der sonnigen Heimat. — Hier besonders liegt offen zutage, daß der Dichter mit diesem heimatlosen jugendlichen Spielmann sich selbst abkonterfeit hat!

Mit Str. 4 beginnt der besondere Teil der Klage. Vom letzten Erntefeste berichtet uns der Knabe, wo er zum Tanze aufgespielt hat. Auf freiem Plan, unter der alten Dorflinde, schwangen

sich die Paare: Im goldenen Glanz der Abendsonne wohl ein Bild, das an ähnliche Szenen in seiner Heimat erinnern konnte. Und da treibt ihm der Sehnsuchtsschmerz die heißen Tränen über seine Wangen. An des Vaterlandes Lust denkt er, mit seinen duftigen Mondscheinnächten, wenn sich das Volk in hellen Scharen durch die Straßen drängt und bald hier, bald dort eine Gruppe bildet, wo ein jugendlich schönes Paar „glühend den Fandango schlingt". Vielleicht hat auch er selbst schon an diesen Freuden teilgenommen, und es liegt ihm nun ein Mädchen im Sinn, das seine Partnerin war und das vielleicht ihn ebensowenig vergessen hat wie er sie.

Dieser Gipfel des Sehnsuchtsschmerzes aber reift (Str. 6) den Entschluß in ihm, dem Drange seines Herzens zu folgen und in die Heimat zurückzukehren. Fort nach Süden! Fort nach Spanien, in das Land voll Sonnenschein! Und müßte er sich auch die härtesten Entbehrungen auferlegen — denn die Reise dahin ist weit —: Lieber arm in der Heimat, als im Wohlleben in der Fremde! Den letzten Ausschlag aber gibt der Gedanke, in der heimatlichen Erde dereinst begraben zu werden. Denn — ob die Erde auch überall dieselbe und wir überall Gott gleich nahe sind — es ist ein allgemein menschlicher Zug, nicht in der Fremde sterben zu wollen. Gleich als wenn es sich in der heimatlichen Erde leichter schlummere!

So wird das Gedicht zu einem Lobpreis auf die Heimat; und dadurch muß es allen, die ihre Heimat lieben, möge sie auch liegen, wo sie wolle, um so stärker an die Herzenssaite rühren. Auch diese Heimatsliebe ist ein charakteristischer Zug unseres Dichters, so sehr er auch mit seiner Sehnsucht nach dem Süden im Widerspruch stehen mag. Aber „auch die Sehnsucht in die Ferne ist nur ein anderes Heimweh".

Kritisch wäre gegen das Gedicht zu bemerken, daß gerade Heimatliebe die letzte Tugend der Zigeuner ist, dieses heimatlos in allen Winden umherziehenden Volkes, das sich noch jedem Versuch, es ansässig zu machen, hartnäckig widersetzt hat. Aber dem ließe sich leicht durch einen anderen Titel abhelfen. Denkt man sich einen jungen, in die Fremde verstoßenen Spanier (keinen Zigeuner), so gewinnt das Gedicht sofort mehr Wahrscheinlichkeit.

Wie Geibels Poesie überhaupt, so schmeichelt sich auch dieses Gedicht durch seine musikalische, fließende Sprache in unser Ohr. Der tiefere Grund unseres Wohlgefallens daran ist natürlich sein rein menschlicher Gehalt: Das Niederdrückende des nordischen Nebels haben wir alle schon empfunden, die Sehnsucht nach Süden und Sonne ist uns allen eingeboren. Und eben weil solche Gefühle in uns rege gemacht werden, erweckt das Los des Zigeunerbuben im Norden unsere „heilige Sympathie".

Haben wir den starken Unterton der Sehnsucht, der sich in vielen Gedichten Geibels findet, als einen echt romantischen Zug anzusprechen, so begegnet sich der Dichter auch noch in einem andern Zuge mit den Dichtern der Romantischen Schule, in der schwärmerischen Liebe zum deutschen Walde. Freilich, der stark persönlichen, leidenschaftlich-mystischen Stimmungslyrik eines Eichendorff z. B. vermag Geibel auch hier die Wage nicht zu halten. Reflexion und Rhetorik gießen auch hier sehr oft Wasser in den Wein seiner Gefühlsergüsse. Aber dafür entschädigt auch hier wieder die edle Persönlichkeit des Dichters, sein ethisches Pathos, der rein menschliche Gehalt seiner Naturbilder. Dies bestätigt sich uns aufs neue an dem folgenden Gedicht.

Aus dem Walde.

1. Mit dem alten Förster heut'
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut'
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

2. Golden floß ins Laub der Tag;
Vöglein sangen Gottes Ehre;
Fast, als ob der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

3. Und wir kamen ins Revier,
Wo, umrauscht von alten Bäumen,
Junge Stämmchen sonder Zier
Sproßten auf besonnten Räumen.

4. Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

5. Was uns wert ist, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern;
Aber das ist unser Teil,
Daß wir gründen für die Spätern.

6. Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als böt' ich linde
Meinem Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

7. Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke:

8. Schütz' euch Gott, ihr Reiserschwank,
Mögen unter euren Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen.

9. Und ihr Enkel, still erfreut
Mögt ihr dran mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut'
An die Väter will gemahnen."

10. Wie verstummend im Gebet
Schwieg der Mann, der tiefergraute,
Klaren Auges, ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute.

11. Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten;
Aber in den Wipfeln ging's
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

In diesem lyrisch-episch-didaktischen Gedicht sind in der Hauptsache zweierlei Momente zu einem Ganzen verwoben: ein Moment der Schilderung und ein Moment der Betrachtung Das

Mittel aber, durch welches beide verbunden sind, ist die Gestalt des alten Försters und der Bericht über sein Tun.

Es ist Sonntag Vormittag. Die Glocken des Dorfes laden zum Gottesdienst in dumpfen Kirchenmauern. Der fromme Dichter aber folgt ihnen diesmal nicht. Zum Walde lenkt er seine Schritte; denn auch im Walde kann ein ernster Mensch Stunden der Andacht feiern. Kaum, daß sich die rauschenden Hallen vor ihm öffneten, da trifft er auf einen guten Bekannten. Der alte Förster ist es, — der seinen Sonntag Vormittag ebenfalls im Walde verbringen will, — vermutlich, um irgendwo nach dem Rechten zu sehen. So gehen denn beide, wenig plaudernd, miteinander fürbaß, sich mit Behagen dem Genuß der Stunde hingebend.

Es war ein herrlicher Morgen. „Golden floß ins Laub der Tag." Dieser einzige Vers ist ein lyrisches Einzelstück von meisterhafter Prägung: Er gewährt eine völlig angemessene Anschauung, er ist wie getaucht in malerisch-poetische Stimmung, und er umschmeichelt unser Ohr mit harmonischem Klange. Solche lyrische Einzelzüge gelingen unserm Dichter besser als die lyrische Bewältigung des ganzen Kunstwerkes. Wer jemals mit empfänglicher Seele den Wald betreten hat — etwa den Buchenwald —, wenn die Sonne ihre goldenen Strahlen durch das grüne Blättergewölbe hindurchsandte, so daß sich überall das Grün des Laubes, das Grau der Stämme und das Braun des Bodens mit zitternden Lichtern bestickte, der vermag den Vers gefühlsmäßig auszuschöpfen.

Der Dichter gedenkt daneben nur noch der Vöglein und ihres Gesanges. Sie singen ihm „Gottes Ehre, — fast als ob der ganze Hag wüßte, daß es Sonntag wäre". Es ist dies dieselbe Anthropomorphisierung (Vermenschlichung) der Natur, wie wir sie oben in der „Morgenwanderung" kennen lernten: die Natur selbst wird zur feiernden Gemeinde!

Die Beiden schreiten weiter. Da öffnet sich der Wald; sie kommen auf eine „Blöße", eine „Lichtung", einen „Schlag". Vor nicht allzu langer Zeit sind hier die alten Bäume gefällt und abgefahren worden. Nun sind junge Stämmchen „sonder Zier" (noch ohne Laubkrone) aus der „Baumschule" hierher versetzt worden; und munter sprossen sie auf diesen „besonnten Räumen" weiter. — Zu bemerken ist, daß diese Strophe 3 nichts weiter als eine Umschreibung des prosaischen Satzes ist: „Wir kamen auf eine Schonung." Wem diese Strophe im Gedächtnis haften bleibt, also daß sie ihm später beim Betreten einer Lichtung wieder einfällt, der kann daran das Wesen und den Wert einer „gehobenen" Ausdrucksweise als an einem Musterbeispiel ermessen.

Hier endet zunächst die schildernde Partie unseres Gedichts, und es beginnt die betrachtende. Aber Ausläufer, Nachklänge jener ziehen

sich noch weit in diese hinein und wahren so die Einheitlichkeit der Stimmung. So sehen wir in Str. 4 „über unsern Wegen hochgewölbt das grüne Dach". In Str. 8 vernehmen wir das Rauschen in den Kronen der Bäume; und am Schluß geht es noch einmal „wie ein Gruß aus alten Zeiten durch die Wipfel". So werden wir immer wieder daran erinnert, wo wir uns befinden. Dieses innere Gegenwärtighalten des Schauplatzes und der Situation ist einer der Hauptvorzüge unseres (wie jedes erzählenden) Gedichts.

Und nun die Betrachtung selbst! Der alte Forstmann stellt sie an. Das heißt, er pflegt sie jedesmal anzustellen, wenn er junge Bäumchen auspflanzt, und er berichtet seinem Begleiter nur von den Gedanken, die ihn bei diesem Werke bewegen. „Bewegen", nämlich in seinem Gemüte: das ist zu beachten! Es ist keine kalte Reflexion, die hier angestellt wird, sondern es handelt sich um Gedanken, die das Herz höher schlagen machen. Und nur solche stark gefühlsmäßige Betrachtungen haben überhaupt ein Recht in der Poesie.

Wie kommt der Förster zu seinen Gedanken? Das langsame Wachsen der Bäume, die ein viel höheres Alter als wir Menschen erreichen, legt es ihm nahe. Die Bäumchen, die ich jetzt pflanze — so sagt er sich —, werden sich einst als ein mächtiger Wald über diesem Platze wölben. Aber dann bin ich nicht mehr da und keiner derjenigen, die jetzt noch im Lichte wandeln; dann sind andere Geschlechter auf dem Plan erschienen, unsere Enkel und Urenkel. Ob sie dann, wenn sie unter diesen Bäumen wandeln, unserer gedenken werden? Warum nicht? Gedenken wir doch auch mit Dankbarkeit derer, die einst diese mächtigen Bäume gepflanzt haben. Und so stehe ich wie ein Glied in einer langen Kette: Mit der einen Hand schließe ich mich an meine Vorfahren an, mit der andern reiche ich zu meinen Nachkommen hinüber. Wem sollte es bei solcher Ewigkeitsschau — denn nach beiden Seiten verliert sich ja die Kette ins Unendliche! — nicht groß und still, nicht andächtig, feierlich zumute werden? Ja, wir glauben es dem alten Manne gern, daß er, im Geiste auf solcher Warte stehend, ein frommes Sprüchlein beten muß, wenn er junge Stämmchen einsetzt, daß er ihnen gleichsam einen Glückwunsch mit auf ihren langen Lebensweg gibt. Einen doppelten Glückwunsch: einen für die Bäumchen selbst („Schütz' euch Gott, ihr Reiser schwank"!) und einen für die späteren Menschengeschlechter, die hier wohnen werden: „Gottesfurcht und Freiheit" wünscht er ihnen. Ein echt Geibelscher Wunsch! Denn in ihm waren die beiden, die sich leider so selten vereint finden, in organischer Einheit beieinander: Frömmigkeit und Geistesfreiheit. Und so sollte es überall sein! Denn die Freiheit, wenn sie nicht durch die Autorität eines höchsten Ideals gebunden ist, wird zur Zügellosigkeit; und die Gottesfurcht, der die Freiheit fehlt, entartet

nur allzu leicht in Buchstabenglauben und Unduldsamkeit. Es ist begreiflich und statthaft, daß der Dichter seiner Gestalt (dem Förster) seine eigene Gesinnung in den Mund legt.

Die beiden Schlußstrophen unseres Gedichts bringen Ausklang und Abrundung. Wie ein Prophet erscheint dem Dichter der rüstige, gedankenklare, charaktervolle Mann im Forstkleide, — ein Prophet, „welcher vorwärts, rückwärts schaute". Wie schön, wie knapp und treffend ist hier das Wesen des Prophetentums gekennzeichnet! Und welch erhebenden Eindruck läßt der Dichter auch auf uns diesen schlichten Mann machen, indem er ihn uns im Geiste zeigt, „wie verstummend im Gebet", tiefe Ergriffenheit in Mienen und Haltung, das Auge wie in eine unendliche Zeitferne hinausblickend, die Hände segnend auf die Stämmchen gebreitet, — schlicht, ohne Pose, — eine symbolische Handlung, in welcher sich das hocherregte Gefühl nur selbst genugtun will!

Und wie ein Geistergruß aus Väterzeiten geht ein Rauschen durch die Wipfel!

An diesem Forstmann zeigt uns der Dichter, wie man seinen Beruf, und sei er noch so niedrig, noch so handwerksmäßig, „im Lichte der Ewigkeit" betrachten kann. Wir merken wohl: das geht auf uns! Denn ob Forstmann oder Landmann, ob Kaufmann oder Gelehrter, ob Kaiser oder Tagelöhner: wir alle können unserem Berufe eine ideale Seite abgewinnen. Und so zeigt sich auch hier wieder das Grundwesen aller Lyrik, ja aller Dichtung überhaupt, an einem konkreten Einzelfall eine allgemein menschliche Wahrheit zur Anschauung, zum inneren Erleben zu bringen.

„Klaren Auges, ein Prophet, welcher vorwärts, rückwärts schaute". So erwies sich der Dichter selbst, nämlich in bezug auf das deutsche Vaterland und die Geschicke seines Volkes. Von seinen Jünglings- und Studentenjahren an hat er mit heißer Liebe an seinem Vaterlande gehängt, seine Schmach als die seinige empfunden, aber in aller Not und Trübsal festgehalten an der Hoffnung auf einen „großen Maientag" seines Volkes. Seine „Heroldsrufe", 1871 erschienen, „da die Zeit erfüllet war", spiegeln die Zeit der Erwartung mit ihrem Auf und Nieder getreulich wieder und haben ihm den Ehrennamen „des deutschen Reiches Herold" eingetragen. Kaiser Wilhelm I., dem der Dichter seine „Heroldsrufe" gewidmet hatte, schrieb ihm unterm 8. November 1871: „Es ist das schöne Vorrecht des Dichters, in dem wechselvollen Laufe der Geschichte das, was die Nation als erhabenstes Ziel ihrer Wünsche im Herzen trägt, mit prophetischer Begeisterung zum Ausdruck zu bringen. Was Sie in würdiger und loyaler Übung Ihres Berufs seit drei Jahrzehnten mit gläubiger Zuversicht in jenen Dichtungen verkündet haben,

es ist jetzt zur Wahrheit geworden. Das Deutsche Reich ist nach ruhmvollem Ringen wieder erstanden.“ *)

Welche Macht die deutsche Kaiseridee schon über das Herz des Jünglings ausübte, lehrt das im Jahre 1836 in Bonn entstandene Gedicht

Friedrich Rotbart.

1. Tief im Schoße des Kyffhäusers
Bei der Ampel rotem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

2. Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

3. Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart,
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

4. Rings wie ehrne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf wie er.

5. Heinrich auch, der Osterdinger,
Ist in ihrer stummen Schar,
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.

6. Seine Harfe ruht dem Sänger
In der Linken ohne Klang;
Doch auf seiner hohen Stirne
Schläft ein künftiger Gesang.

7. Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersglut herein;

8. Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

9. Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

10. Laut in seinen Angeln dröhnend
Tut sich auf das ehrne Tor:
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

11. Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

12. Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und aufs neu' zu Aachen gründet
Er das heil'ge Deutsche Reich.

Die geschichtliche Grundlage des Gedichts sowie die Entwickelung des von dem Dichter behandelten Stoffes (der Barbarossasage) wurde schon oben gelegentlich des Rückertschen „Barbarossa“ gegeben (S. 98); dort wurde auch bereits auf Geibels poetische Gestaltung des Stoffes hingewiesen. Indem wir uns sogleich der Behandlung des Gedichtes zuwenden, legen wir das Hauptgewicht auf die Kennzeichnung des Fortschritts, den Geibel über Rückert hinaus getan hat.

Die zwölfstrophige Dichtung gliedert sich deutlich in zwei ungleiche Hälften: 1. Barbarossa im Kyffhäuser, 2. Barbarossas Erwachen. Der Einschnitt findet sich in Strophe 7. Entsprechend vorgetragen

*) Mitgeteilt in dem Werke: „Emanuel Geibel, Sänger der Liebe, Herold des Reiches. Ein deutsches Dichterleben“, von K. Th. Gaedertz (Leipzig, G. Wigand 1897) S. 325. — In Anlehnung an diese Schrift habe ich im „Praktischen Schulmann“, Jahrgang 50, Heft 1 eine patriotische Festrede über das Thema: „Emanuel Geibel, des Reiches Herold“, veröffentlicht.

— die erste Hälfte mit verhaltener Stimme, in Str. 7 mit längeren Pausen, um die große Stille recht fühlbar zu machen, dann heller und heller hervorschmetternd — tut gerade diese Stelle eine große Wirkung. Bei Rückert fehlt diese sieghafte Wendung noch ganz. Dort wird der Zug der Sage nur vorübergehend erwähnt (in Str. 3), während das Gedicht resigniert mit den Worten endigt: „So muß ich auch noch schlafen verzaubert hundert Jahr." Spiegelt sich nicht darin der Fortschritt, den die Hoffnung auf Erfüllung des Kaisertraumes von 1816 bis 1836 in den Herzen der besten Deutschen gemacht, getreulich wider?

Fragen wir nun nach den Zügen, welche Geibel dem Bilde des schlafenden Barbarossa hinzugefügt. Zunächst nennt er den Ort der Sage, den Kyffhäuser, während Rückert nur von einem „unterirdischen Schlosse" redet. Beiden Dichtern gemeinsam ist der Marmortisch, durch den der Bart des Schlafenden hindurchgewachsen. Dieser ist bei Rückert „von Feuersglut", während Geibel nur von einem „langen goldnen Bart" spricht. Dafür charakterisiert uns Geibel das Antlitz des Kaisers: „Ernst und Milde" paaren sich darin. Und so war ja auch wirklich der Charakter des großen Hohenstaufen, wie wir ihn aus der Geschichte, namentlich aus seinen Kämpfen mit Mailand kennen. Des „elfenbeinernen Stuhles" bei Rückert gedenkt unser Dichter nicht. Dafür aber entwirft er uns ein Bild der Kleidung des Herrschers: Unter dem halbgeöffneten faltenreichen Purpurmantel (der ihn „umwallt" wie ein Gewölk) blitzt die silberglänzende Rüstung hervor. Eine schwebende Ampel wirft ihren magischen roten Schein über die Szenerie. So also, Rückert gegenüber, eine Betonung des Malerischen!

Hinzu kommt eine Ausgestaltung der Szene durch Begleitfiguren, wie sie eines Kaisers würdig sind. Seine Ritter und Sänger stehen um ihn her „wie eh'rne Bilder", wie Bronzestatuen; unter ihnen Heinrich von Ofterdingen „mit den liederreichen Lippen, mit dem blondgelockten Haar". Diese Bezugnahme auf den Minnesang, dessen Blüte ja in das Jahrhundert des ersten großen Hohenstaufen fällt, muß als äußerst glücklich bezeichnet werden. Gewährt sie uns einerseits einen Blick auf den Reichtum, auf die Größe der damaligen Zeit, so ist mit dem volkstümlichsten, aber auch sagenhaftesten der ritterlichen Sänger zugleich der Dichterstand überhaupt gekennzeichnet: wie er in Zeiten des Niedergangs gleichsam schläft, um mit einer hereinbrechenden neuen Zeit aufs neue wieder in die Saiten zu greifen. Zweifellos hat der jugendliche Dichter in dem liederreichen Sänger, auf dessen „hoher Stirne ein künftiger Gesang schläft", sich selbst geschaut.

Beide Eigentümlichkeiten aber, die reichere Farbenpracht wie das Aufgebot eines glänzenden Gefolges, entsprechen der besondern Art

der Kaiseridee, welche der jüngere Dichter, im Gegensatze zu dem älteren, hatte. Für ihn ist diese Kaiseridee ein Sinnbild nationaler Herrlichkeit und Fülle, von der Rückert zwar sagt, daß sie Barbarossa mit hinabgenommen habe, die er uns aber doch nicht zeigt. Folgerecht läßt auch Geibel die Zwerge weg, diese sagenhaften Geschöpfe der Nacht mit ihrer Hiobsbotschaft, daß die Raben immer noch um den Berg fliegen; ja selbst die Raben erwähnt er erst im zweiten Teile des Gedichts, wo sie schon im Davonfliegen begriffen sind. Dafür läßt er noch einmal die tiefe Stille der Szene zu unsern Ohren sprechen: „Alles schweigt, nur hin und wieder fällt ein Tropfen vom Gestein." Abermals sehr glücklich erfunden! Wie still muß es da sein, wo man sogar einen Tropfen fallen hört!

Und nun, wie ein Trompetenstoß, das Hereinbrechen des „großen Morgens"! Der Adler, der königliche Vogel, das Sinnbild der geeinten Staatsgewalt, kreist um den Berg, daß das zänkische Geschmeiß der Raben entflieht. Ein ferner Donner rollt durch den Berg herauf, entsprechend der großen Begebenheit, die sich drin vollzieht; wie in Dornröschens Schlosse wachen alle auf. Das lange verschlossen gebliebene eherne Tor springt auf, laut in seinen Angeln tönend (warum nicht „kreischend"? Der Ausdruck paßt nicht in Geibels formschönen Stil), und des Kaisers Majestät steigt im Waffenschmucke, gefolgt von seinen Fürsten und Reißigen, herauf an den Tag. Sein Zug durchs Land ist ein Siegeszug; mit jedem Winken seiner Hand gewinnt er eine Schlacht. Und mit dem Blitzen der Schwerter mischt sich das Klingen der Harfen: Heinrich der Osterdinger und alle die schimmernden Talente sind erwacht, und in den Spuren der Sieger wandeln die Hymnen der Sänger. Geeint sind die Völker, die sich so lange bekriegten; willig beugen sie sich dem geborenen Herrscher, „und aufs neu zu Aachen gründet er das heil'ge deutsche Reich".

Wer könnte diese prophetische Schilderung lesen, ohne der Verwirklichung des Traumes durch die Siege von 1870/71 und die Kaiserkrönung in Versailles zu denken? Oder des Kaiserdenkmals auf dem Kyffhäuser, das uns beide Geibelschen Bilder, den schlafenden Barbarossa und den siegenden Barbablanka, in monumentaler Wucht vor Augen führt?

Der Dichter selbst wußte und ahnte freilich damals noch nicht, daß das Heil dereinst von Preußen kommen würde. Interessant ist in dieser Hinsicht, was er darüber ein Jahr vorher (1835) von Bonn aus an seinen Freund Wilhelm Wattenbach in Lübeck geschrieben hatte: „Du kennst ja nicht jene Sehnsucht nach der großen Einheit und vereinten Größe des Vaterlandes und kannst Dich höchstens für Friedrich Wilhelm begeistern, den guten König, dem seine weißbiertrunkenen Berliner vor kurzem die Fenster eingeworfen.

Glaube darum nicht, daß ich etwas gegen Preußen habe und noch weniger gegen seinen Regenten; es steht großartig da als gewaffnete Macht, und wenn seine Kanonen donnern, so zittert der Horizont von ganz Europa. Aber seine starre Absonderung von Süddeutschland, sein immer engeres Anschließen an Rußland, jenen Sitz der übertünchten nordischen Barbarei, das ist es, was mir nicht gefällt. Je höher Preußen steigt, desto weniger ist an eine Wiedervereinigung des gesamten deutschen Volkes unter ein kaiserliches Haupt zu denken; ach, und mein Herz reißt sich so ungern los von dem schönen Traum eines großmächtigen, glorreichen Gesamtreiches. Alter Barbarossa! Wann wird der Adler die Raben vom Gipfel des Kyffhäusers verscheuchen, daß du wiederkehrst?!"

Unter diesem Gesichtspunkt muß man natürlich das obige Gedicht noch ganz ohne Bezugnahme auf Preußen verstehen.

Dasselbe ist auch noch der Fall in dem folgenden, noch vor 1848 entstandenen

Lied des Alten im Bart.

1. Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und beugt die knospenden Reiser,
Im Winde klingt ein altes Lied,
Das Lied vom Deutschen Kaiser.

2. Mein Sinn ist wild, mein Sinn ist schwer,
Ich kann nicht lassen vom Lauschen;
Es klingt, als zög' in den Wolken ein Heer,
Es klingt wie Adlers Rauschen.

3. Viel tausend Herzen sind entfacht
Und harren wie das meine;
Auf allen Bergen halten sie Wacht,
Ob rot der Tag erscheine.

4. Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis' und leiser —
Wann weckst du sie mit Drometenlaut,
Wann führst du sie heim, mein Kaiser!

Wohl in keinem anderen zeitgenössischen Gedicht ist die Kaisersehnsucht des deutschen Volkes so hinreißend, so elementar zum Ausdruck gekommen, als in diesem echt lyrischen Gedicht, dessen Klänge so dumpf und schwer und doch so voll innerer Glut an uns vorüberziehen! Wir sehen ihn vor uns sitzen, diesen ehrwürdigen Alten im Bart, einen Seher, einen Propheten. In einsamer Felsenwildnis sitzt er in stürmischer Frühlingsnacht, wie Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, die verkörperte große, sehnende Seele seines Volkes! Wolken, zerfetzte, und gespenstisch sich ballende Wolkenmassen jagen am Himmel hin, von dem der Mond ein ungewisses Licht herabwirft; die Zweige tragen Knospen, zum Bersten reif, und in der Luft liegt es wie schwüler, satter Erdgeruch. Seltsame Stimmen erfüllen den nächtlichen Raum, ein Huschen und Weben, ein Drängen und Sehnen ist rings um den Einsamen her, als seien die Geister

des Werdens aller Zügel bar, als stände man am Vorabend großer Ereignisse. Die Alten kannten den dämonischen Zauber solcher stürmischen Frühlingsnächte; sie bevölkerten den leeren Raum mit den Gestalten ihrer Phantasie, indem sie sich scheu ins Ohr raunten, das wilde Heer zöge durch die Lüfte.

Auch der Alte im Bart deutet das heimliche Weben in Feld und Flur, das Brausen der tiefen Nacht, das die knospenden Reiser beugt: Ihm klingt daraus das alte Lied vom deutschen Kaiser entgegen. Was sein ganzes Herz erfüllt, das vernimmt er nun auch von draußen her; wie dem altchristlichen Gottesmann, so scheint auch ihm alle Kreatur nach Erlösung zu seufzen. „Es klingt, als zög in den Wolken ein Heer, es klingt wie Adlers Rauschen.“ So durchwaltet und durchflutet das große Sehnen nach der nationalen Einigung unter einem großmächtigen Kaiser Menschenwelt und Natur gleicherweise! Aus dem großen Brausen vernimmt er es wie das Murmeln einer unsichtbaren Volksmenge. Von heißer Sehnsucht sind alle Herzen entfacht, von glühendem Verlangen nach dem ersehnten Sonnen- und Kaisertag. Und wie um der Sonne entgegenzugehen, so sind sie auf die Berge gestiegen und halten die Wacht, ob sich's nicht bald im Osten röte. „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ tönt es von Lippe zu Lippe, bänglich fragend. Ein grandioses Bild, die nächtlichen Gestalten auf den Bergesspitzen, aller Herzen bebend von einer einzigen großen, heißen Erwartung.

Da nimmt die Vision des greisen Sehers eine andere Wendung. Dieses schlummernde, träumende und sich unruhig hin und her werfende Leben der Nacht, — was ist es anderes als der Schlummer des Vaterlands, jener unruhige Schlummer, wie er dem Erwachen voranzugehen pflegt? Und nun schaut er im Geist sein Deutschland schlummern wie eine geschmückte Braut, leis' und leiser; man meint jeden Augenblick, sie müsse ihre Augen aufschlagen. Aber immer noch säumt der Erwecker zu kommen, der Erwecker, der mit schmetternden Fanfaren dahinziehen wird, sein Volk im K r i e g e zu einigen. Und so endigt die nächtliche Vision des Alten im Bart in einem heißen Aufschrei: „Wann weckst du sie mit Drometenlaut, wann führst du sie heim, mein Kaiser?“ — Unter dem Bilde einer Ehe stellten sich die alttestamentlichen Propheten das Verhältnis ihres Volkes zu seinem Himmelsherrn vor; in symbolischer Handlung, indem er einen Ring ins Meer warf, vermählte sich jedesmal der neugewählte Doge der venezianischen Republik der blauen Adria; unter dem Bilde einer Ehe auch verdeutlicht sich unser Dichter das Verhältnis des ersehnten Kaisers zu seinem Lande. Und wahrlich, es gibt kein schöneres!

Ästhetisch ist gegen das Gedicht zu bemerken, daß die vierte Strophe in keiner Weise zu den drei ersten paßt, weder in der

Stimmung, noch im Vorstellungsgehalt. Sie ist offenbar nur um des Endreims willen geprägt worden!

Nicht zu den „Heroldsrufen", aber doch zu den „Zeitgedichten" Geibels gehört das folgende. Es ist entstanden unter dem Eindruck der Märzerhebung des Jahres 1848, als die Erfüllung des Kaisertraumes in naher Aussicht stand.

Ostermorgen.

Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor ins klarste Luftgebiet
Und schmettert', hoch im Blau verborgen,
Ein freudig Auferstehungslied.
Und wie sie schmetterte, da klangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach auf, das Alte ist vergangen,
Wach auf, du froh verjüngte Welt!

Wacht auf und rauscht durchs Tal, ihr Bronnen,
Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
Wacht auf im Frühlingsglanz der Sonnen,
Ihr grünen Halm' und Läuber all!
Ihr Veilchen in den Waldesgründen,
Ihr Primeln weiß, ihr Blüten rot,
Ihr sollt es alle mit verkünden:
Die Lieb' ist stärker als der Tod.

Wacht auf, ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlafe säumt,
In dumpfen Lüften, dumpfen Schmerzen
Gebannt ein welkes Dasein träumt;
Die Pracht des Herrn weht durch die Lande
Wie Jugendhauch, o laßt sie ein!
Zerreißt wie Simson eure Bande,
Und wie die Adler sollt ihr sein.

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht,
Ihr trüben Augen, die vor Tränen
Ihr nicht des Frühlings Blüten seht;
Ihr Grübler, die ihr fernverloren
Traumwandelnd irrt auf wüster Bahn —
Wacht auf, die Welt ist neu geboren!
Hier ist ein Wunder, nehmt es an!

Ihr sollt euch all' des Heiles freuen,
Das über euch ergossen ward;
Es ist ein inniges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Weh'n der Lüfte;
Jung wird das Alte, fern und nah;
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte —
Wacht auf! Der Ostertag ist da!

Das Osterfest hat, schon allein als kirchliches Fest genommen, seine Poesie. Als die Sieges- und Triumphesfeier des Gottmenschen über Sünde, Tod und Teufel begeht es die Christenheit aller Rassen und Zonen, und in der gläubigen Hingabe an das welthistorische Wunder erlebt sie eine stete Erneuerung und Erhöhung des eigenen Menschenwesens. Hinzu kommt, daß dieses Osterfest in die erste Frühlingszeit fällt, wenn draußen die Knospen zu schwellen beginnen und in jeder Kreatur ein neuer Lebens- und Liebesdrang erwacht (denn Liebe ist nur gesteigertes Leben), so daß also das Historisch-Gegebene und Reflektierte mit dem Naturprozeß in eins zusammenfällt. Tritt nun als Drittes noch eine stürmische nationale Erneuerung hinzu, wie in den Märztagen des Jahres 1848, so ist es völlig begreiflich,

wie der Ostergedanke in Herz und Phantasie eines deutsch fühlenden Dichters gleichsam einen Chor jubilierender Engelsstimmen auslösen muß. Und als einen solchen seligen Lobgesang der Freude, als einen echten Dithyrambus präsentiert sich uns das obige Gedicht.

Es ist eine poetische Verherrlichung der Auferstehung, wie sie sich draußen in der Natur vollzieht; dieser Naturvorgang aber ist dem Dichter nur Bild, Gleichnis, Folie für eine sittliche Wiedergeburt, die sich innerhalb der menschlichen Gesellschaft und des menschlichen Herzens vollziehen soll.

In Konsequenz dieses Gedankens arbeitet das Gedicht stark mit Gegensätzen. Dem Alten stellt es das Neue, dem Alter die Jugend, der Gefangenschaft die Freiheit, dem Tod die Liebe, dem Schlummer das Erwachen, der Trägheit das machtvolle Wirken, der Trauer die Freude, dem grübelnden Zweifel das überzeugende Wunder entgegen. Und indem jene Dinge als negativ, als überwunden, als nichtseiend, diese dagegen als positiv, als siegreich, als wirklich existierend dargestellt werden, entsteht eben der starke ethische Gehalt des Gedichtes, der auf den empfänglichen Leser beinahe wie eine religiöse Offenbarung wirkt.

Die ersten beiden Strophen behandeln das Auferstehungsfest in der Natur. Als eine Botin des Frühlings, als einen Herold der bevorstehenden Weltverjüngung wirft der Dichter am Ostermorgen eine Lerche empor in den Himmel und läßt sie von da ihren Weckruf herunterschmettern. Und siehe, der Ruf weckt tausendstimmigen Widerhall! Die in Schnee und Eis gefesselt gewesenen „Bronnen" (welch gesättigte Lautfärbung in dem Wort, viel mehr als in „Brunnen"!) rauschen wieder durchs Tal; im wärmeren Sonnenschein erwachen die grünen Halme und „Läuber" (ein gewagter, aber schöner Plural!), die Veilchen und Primeln in Wald und Flur: Stumm zwar, reden sie durch ihre leuchtenden Farben, durch ihre sprechenden Gesichtchen. Und was sie alle verkünden, das ist das uralte und doch ewig neue Geheimnis des Ostergedankens: Über alle Schrecknisse des Todes triumphiert die Liebe, die ewige Wiedergeburt, das nie zu tötende Leben!

Und nun ergeht der Weck- und Trostruf auch an die Menschen. Zuerst an die trägen, die dumpfen und stumpfen Seelen, die gleichsam in einem ständigen Winterschlaf befangen sind, ein dumpfes Genußleben führen, und nicht einmal eines großen, ehrlichen Schmerzes fähig sind. Sie mahnt der Dichter, die „Pracht des Herrn" zu schauen, die wie Jugendhauch durch die Lande weht, und sich auch auf ihre eigenen eingeborenen edlen Gotteskräfte zu besinnen — dem Simson gleich, der schmachvoll in unwürdigen Banden gelegen und diese in einem einzigen Moment wiederkehrender Gotteskraft zerriß, — dem Adler gleich, dem königlichen Vogel, der hoch

oben über allem Erdenduft seine majestätischen Kreise zieht und der Sonne ins Auge schaut. Und dann — in Str. 4 — wendet sich der Dichter an die Klagenden und Trauernden. Zuerst an die, die einen lieben Toten zu beweinen haben und deren trübe Augen vor Tränen die Frühlingspracht nicht sehen; dann an die Grübler, die sich in die labyrinthischen Irrgänge des Denkens verloren haben und denen Gott und Heiland ein Trugbild geworden sind und die wie der Zweifler Thomas sagen: „Ja, könnte ich sehen, dann würde ich glauben!" Ihnen allen ruft der Dichter durch die tausend Stimmen in Wald und Heide zu: So tut doch nur die Augen auf! Hier ist ja das Wunder, das ihr sucht! Die Welt ist neugeboren, der Tod ist überwunden! Es lebt ein Gott!

Und so nehmt denn das Wunder an! Freut euch des ergossenen Heiles! Schaut im Bilde des Frühlings eure eigne Erneuerung! Wie einst das Grab den Heiland nicht behalten konnte, so hat seitdem der Odem Gottes noch jede Gruft gesprengt. „Wacht auf, der Ostertag ist da!"

So kann man das Gedicht lesen ohne jede Beziehung auf die nationale Wiedergeburt, die sich damals bei uns Deutschen vollzog. Gedenken wir aber dieser, so bekommt das Gedicht noch einen besondern zeitgeschichtlichen Sinn. „Wacht auf, der Ostertag ist da!" Mit welcher bebenden Freude, mit welcher zuversichtlicher Hoffnung mag damals unser Dichter diese Worte niedergeschrieben haben!

Freilich, diese Hoffnung erwies sich vorläufig noch als eine trügerische. Die deutsche Kaiserkrone fand vorerst noch keinen Liebhaber, und noch zwei Jahrzehnte mußten ins Land gehen, bevor der Traum Erfüllung ward. Geibel hat auch diese lange Wartezeit mit seinem Saitenspiel begleitet. Im Jahre 1858 erhebt er abermals die sehnsüchtige Frage:

„Wann, o wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut?"

Und das Jahr 1861 brachte das herrliche Gedicht „Deutschlands Beruf", das mit den unvergeßlichen, viel zitierten Worten schließt:

„Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen."

Endlich brachten die deutschen Kriege die erhoffte Erlösung. Geibel erwies sich auch hier jederzeit als begeisterter und begeisternder Vaterlandssänger, wie jene Arndt, Körner, Schenkendorf am Anfang des Jahrhunderts; und als dann am 2. September 1870 der entscheidende Schlag getan und der Kaiser Napoleon samt seinem Heere in Sedan

gefangen genommen worden war, da stimmte der gottbegnadete Sänger jenen Hymnus an, der uns in der Glut seiner nationalen Empfindung, in der Tiefe des religiösen Gefühls und in der Kraft der Sprache an die schönsten der alttestamentlichen Psalmen und an die großartigen Gesichte der Apokalypse erinnert:

Am dritten September 1870.

1. Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

2. Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus;
Mit allen Mächten
Der Höll' im Bund,
Die Welt zu knechten,
Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

3. Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen,
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

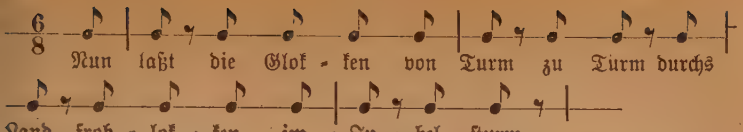
4. Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
Der Würfel Fall,
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

5. Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

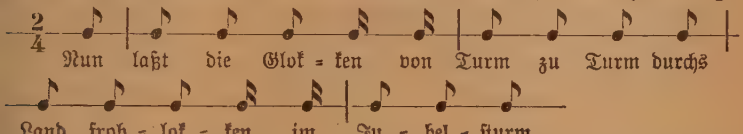
6. Nun bebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd.
Ihr Blendwerk lodert,
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefodert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

7. Drum laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Was an dem Gedicht zunächst auffällt, das ist der feierlich tönende Klang der Verse. Es liegt etwas Schwingendes darin, wie das Getön summender Glocken. Fragen wir nach der Ursache dieses Eindrucks, so finden wir zunächst den dreiteiligen, eigentümlich aussetzenden Rhythmus.



So muß das Gedicht skandiert werden, und nicht etwa zweiteilig:



Der dreiteilige Takt hat, dem zweiteiligen gegenüber, an und für sich schon etwas Schwebendes, der Erdenschwere Enthobenes; gesellt sich nun wie hier noch ein solch stockendes Pausieren nach dem schweren Taktteil dazu, dann geht die Bewegung ins Feierliche, ins Erhabene über; wir werden unwillkürlich an Schillers Erinnyen erinnert, die „mit langsam abgemess'nem Schritte umwandeln des Theaters Rund". — Die zweite Hälfte jeder Strophe weist übrigens lebhaftere, zweiteilige Bewegung auf und bildet so zu der ersten Hälfte einen wirksamen Gegensatz.

Weiter beruht die Klangwirkung des Gedichts auf den vielen Reimen. Man kann sagen: jeder zweite Versfuß enthält einen Reim. Schreibt man die Strophen so:

Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm,
Des Flammenstoßes Geleucht facht an.
Der Herr hat Großes an uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

so erscheinen die weiblichen Reime alle als Binnenreime, und man möchte sagen, daß dadurch die Pracht des Klanges noch gehoben wird.

Auch das Vorherrschen der dunklen Vokale ist zu beachten!

Endlich trägt auch der überzählige Refrain das Seine zu der feierlichen Klangwirkung des Gedichtes bei. Die Strophen erhalten durch diese Verlängerung wie Choralzeilen gleichsam eine Fermate; und der Umstand, daß es immer dieselbe, bzw. zwei Endverse sind, welche im Wechsel stets wiederkehren, vertieft den Eindruck des Hymnischen noch, — ganz abgesehen davon, daß diese beiden Endverse in einer lyrischen Beziehung zueinander stehen, einen zweigliedrigen Gedanken bilden, dessen beide Glieder wie Dissonanz („Furchtbar dräute der Erbfeind") und Konsonanz („Ehre sei Gott in der Höhe") einander ablösen. Auch an das Hin und Her der schwingenden Glocke wird man dabei gemahnt; und es ist nur natürlich, daß das Gedicht schließlich auf dem „Her" zur Ruhe kommt, also gewissermaßen mit dem tonischen Dreiklang endet, wie es auch dieser ist, der zuerst

angeschlagen wird. So ergibt sich die ungerade Anzahl der Strophen mit Notwendigkeit.

Und nun zum Inhalt! Allgemein ausgesprochen bildet das Gefühl heißen, überschwänglichen Dankes und jubelnd ausströmender Freude seinen Hauptinhalt. Dieses Gefühl spricht sich in Str. 1 zunächst einmal schlechthin aus, indem der Dichter die mitfeiernde Nation in sein Gefühl mit fortzureißen versucht, — nämlich dadurch, daß er sein Volk auffordert, die Glocken jubeln zu lassen und auf den Bergen Freudenfeuer anzuzünden. Wir erhalten dadurch wirklich die Vorstellung einer alle Einzelnen umschlingenden erhebenden Begeisterung. Von Turm zu Turm schlingen die ehernen Töne eine unsichtbare Kette, und von Berg zu Berg grüßen die Flammen einander. Dank und Jubel aber nehmen, wie das bei jedem ernsteren Menschen nicht anders sein kann, eine religiöse Wendung: „Der Herr hat Großes an uns getan. Ehre sei Gott in der Höhe!" Indem der Dichter so den Weihnachtsgruß der Engelchöre verwendet, rückt er das Geschehene in das Licht einer welthistorischen Begebenheit: Es kann nichts Geringes sein, um dessentwillen man Gott allein die Ehre gibt!

In den folgenden Strophen erhalten wir nun eine Schilderung des Geschehenen, aber eine Schilderung, die getaucht ist in die erhabene Stimmung der Stunde. Es kann nicht anders sein, als daß der Dichter die überstandenen Schrecknisse ins Große malt; denn je größer die Not war, um so herrlicher ist nun die Errettung. Kein Wunder, daß er daher mit den Ausdrücken des Hasses und der Feindschaft von dem überwundenen Gegner spricht, — bei alledem aber nicht mit dem angreifenden Haß eines, der erst noch dem Gegner Übles zufügen will, sondern mit dem erhabenen Haß, der den Feind bezwungen zu seinen Füßen sieht. Von „Friedensfreunden" sind unsern patriotischen Dichtern solche Ausdrücke wie „Erbfeind", „Unhold", „Drache", „die Stadt des Spottes, der Blutschuld Herd" usw. als gegen Humanität und Christentum verstoßend arg angekreidet worden. Sehr mit Unrecht! Denn solche Bezeichnungen wollen aus ihrer Zeit heraus verstanden sein; sie erklären sich aus einem hochgesteigerten Nationalgefühl, aus einem aufs Tiefste ergriffenen Gemüt, einer durch außerordentliche Ereignisse entflammten Phantasie; und sie sind — wie das Beispiel unseres „Backfischdichters" zeigt — mit edler, menschlicher Gesinnung und zarten Liebesgefühlen wohl verträglich.

In Str. 3 wird zunächst der Feind und sein Unterfangen geschildert. „Mit allen Mächten der Höll' im Bund": Schrankenlose Ruhm- und Ländergier, gewissenlose Dreistigkeit und frevelhafter Übermut dürfen wohl als dämonische Mächte bezeichnet werden, als böse Geister, die über Fürsten und Nationen kommen und ihnen die klare Besinnung rauben. „Die Welt zu knechten, das schwur sein

Mund." Es ist erwiesen, daß dem dritten Napoleon so etwas wie eine Wiederholung des Weltherrschertums des ersten vorgeschwebt hat.

Mild und fromm setzt dieser wie von Blut rauchenden Strophe gegenüber die dritte ein. In Ausdruck und Ton ist der edle, milde, fromme und starke Charakter Kaiser Wilhelms I. vortrefflich gezeichnet. Malerisch, wie der Dichter prophetischen Gesichts über dem Heere die Scharen der Cherubim ziehen sieht! Und vortrefflich schließt sich an die Vision dieser heimatlichen Hilfstruppen der benedeiende Endreim an: „Gott sei dafür gepriesen."

Selbstverständlich kann nun nicht das Gedicht den ganzen Feldzug verfolgen, nicht einmal den Monat vom Beginn der Feindseligkeiten bis zur Schlacht bei Sedan. Die Ökonomie des Gedichts erfordert Zusammenziehung der Geschehnisse auf einen Punkt: Aus den vier Wochen werden drei Tage. Aber was für Tage! Es ist nur folgerecht, daß sich bei dieser Zusammenziehung die Schrecken konzentrieren müssen. In großartiger Weise ist dem Dichter diese Konzentration gelungen. Jeder Zweizeiler bringt ein erhabenes, furchtbares Bild, läßt uns gleichsam ein Gorgonenhaupt schauen: „Drei Tage brüllte die Schlacht" — wie ein losgelassenes, riesenhaft täppisches Raubtier. „Der Blutrauch hüllte die Sonn' in Nacht" — welch ungeheuerliche Vorstellung der Mengen dampfenden Blutes, das hier vergossen worden ist. „Drei Tage rauschte der Würfel Fall", — als wenn der Kriegsgott und die Glücksgöttin sich ein Spiel aus der Menschen Not machten; „und bangend lauschte der Erdenball", — welch kühner, herrlicher Tropus!

Aber noch lange nicht hat der Dichter sein Pulver verschossen; er hat noch kräftigere Farben auf seiner Palette. In Str. 5 taucht er seinen Pinsel freilich in die Farben, mit denen der Apostel Johannes eine seiner großartigen Visionen gemalt. In der Offenbarung 12, 7—9 lesen wir: „Und es erhob sich ein Kampf im Himmel von Michael und seinen Engeln wider den Drachen. Und der Drache und seine Engel kämpften, aber sie vermochten nichts, und es war ihres Bleibens nicht mehr im Himmel. Und es ward hinausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und der Satan, der den ganzen Erdkreis verführt; er ward auf die Erde geschleudert, und seine Engel wurden mit ihm hinabgeworfen." So erscheint dem Dichter der Ausgang des Krieges als ein Weltgericht, als eine gerechte Verwerfung nach frevelhafter Überhebung — die Wage, ein Sinnbild der Gerechtigkeit —, gemäß dem Ausspruch Kaiser Wilhelms I.: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!"

In Str. 6 wird dann der Fortgang des Krieges und sein endlicher Ausgang — der ja schon damals unschwer vorauszusehen war — kurz angedeutet, immer in dem starken Pathos des orgiastischen,

d. i. von Gott ergriffenen Sängers und Propheten. Es geht nun auf Paris, und „die Stadt des Spottes", der Lasterhaftigkeit und des Leichtsinns, „der Blutschuld Herd", sie bebt vor dem Schwerte des Siegers. „Ihr Blendwerk lodert, wie bald, zu Staub", d. h. ihre eingebildete Größe und Herrlichkeit sinkt nun in Hohlheit und Schutt zusammen: Nicht länger kann la grande nation die erste Geige im europäischen Staatenkonzert spielen. „Und heimgefordert wird all ihr Raub" — Elsaß-Lothringen! — Wie sehr freilich hat sich die Betrachtung dieser Dinge verschoben durch den Weltkrieg und den Schmachfrieden von Versailles 1919! — Man beachte auch noch die durch den Inhalt gebotene Veränderung des Kehrreims!

Die siebente Strophe ist wörtlich die Wiederholung der ersten, nur daß sie durch das „drum" logisch an die vorhergehenden angegliedert ist. Daß wir sie jetzt mit noch ganz anderm Verständnis lesen als zu Anfang, erklärt sich daraus, daß wir jetzt alle die im Verlaufe des Gedichts erweckten Gedanken, Anschauungen und Gefühle unbewußt in sie hineintragen, so daß sie gleichsam mehr Resonanz erhält, — ähnlich wie in der Musik ein Thema, nachdem es der Komponist in den vielfältigsten Variationen abgewandelt hat, zum Schlusse noch einmal in seiner ursprünglichen Einfachheit auftritt, aber nun ganz anders gehört wird. Auch diese Rondoform unseres Gedichts kann als musikalisches Moment angesprochen werden. Meines Wissens ist das Gedicht noch nicht vertont worden; das liegt gewiß daran, daß es schon rein durch das Wort wie Musik wirkt: der Tondichter hat kaum noch etwas Wesentliches hinzuzufügen.

Betrachten wir zum Schluß noch zwei historische Gedichte Geibels, Gedichte, denen ihre weltgeschichtliche Perspektive neben der Kraft der Vergegenständlichung des Einzelnen ihren Wert verleiht.

Sanssouci.

1. Dies ist der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Rasen:
Sieh, wie ins Muschelhorn die Steintritonen blasen!
Die Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens Schoß;
Sieh hier der Flora Bild in hoher Rosen Mitten,
Die Laubengänge sieh, so regelrecht geschnitten,
Als wären's Verse Boileaus.

2. Vorbei am luft'gen Haus voll fremder Vögelstimmen
Laß uns den Hang empor zu den Terrassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün;
Dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
Das schmucklos heit're Schloß mit breiten Fensterischen,
Darin des Abends Feuer glüh'n.

3. Dort lehnt ein Mann im Stuhl; sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet sich's: so sprüht aus dunkler Luft ein Blitz;
Ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworr'ne Zeichen;
Nicht irrst du; — das ist König Fritz.

4. Er sitzt und sinnt und schreibt. Kannst du sein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Roßbach oder Leuthen,
An Hochkirchs Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie dort im roten Qualm gegrollt die Feldkanonen,
Indes die Reiterei mit rasselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach. —

5. Schwebt ein Gesetz ihm vor, mit dem er weis' und milde
Sein schlachterstarktes Volk zu schöner Menschheit bilde,
Ein Friedensgruß, wo jüngst die Kriegespauke scholl?
Ersinnt er einen Reim, der seinen Sieg verkläre,
Oder ein Epigramm, mit dem bei Tisch Voltaire,
Der Schalk, gezüchtigt werden soll? —

6. Vielleicht auch treten ihm die Bilder nah', die alten,
Da er bei Mondenlicht in seines Schlafrocks Falten
Die sanfte Flöt' ergriff, des Vaters Ärgernis;
Des treuen Freundes Geist will er heraufbeschwören,
Dem — ach, um ihn! — das Blei aus sieben Feuerröhren
Die kühne Jünglingsbrust zerriß. —

7. Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars von Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
Und bangend, wenn daher sein schwarzer Fittich rausche? —
O nein, das alles ist es nicht.

8. Er murrt: „O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke;
Auguste sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die weißen Federn borgen?
Und doch, was bleibt uns sonst? — Erschein', erschein', o Morgen,
Der uns den Götterliebling bringt!"

9. Er spricht's und ahnet nicht, daß jene Morgenröte
Den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt;
Er, der das scheue Kind, noch rot von süßem Schrecken,
Die deutsche Poesie, aus welschen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt.

In diesem Gedichte hat Geibel in sinniger und bedeutsamer Weise die Morgenröte, welche unsere große Literaturepoche verkündete, zusammengestellt mit dem Lebensabend Friedrichs des Großen und hat zugleich mit wenigen Zügen ein Bild des ungewöhnlichen, einzig in der Geschichte dastehenden Königs entworfen, dieses Königs, der groß war als Feldherr, groß als Diplomat, groß als Gesetzgeber, der für die Tonkunst ein feines Verständnis hatte, mit Eifer Philosophie trieb und auch den Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur seine Aufmerksamkeit schenkte. Der poetische Reiz der Dichtung beruht vorzugsweise in dem tragischen Geschicke des großen, feinsinnigen Königs, der sich nicht nur nach jener Morgenröte, die den weithin strahlenden Tag schon in sich barg, noch schmerzlich sehnte, als dieselbe bereits angebrochen war, sondern der auch selbst, ohne es zu ahnen, für die großartige Erhebung der deutschen Poesie gewirkt hatte, wie kein Zweiter auf dem deutschen Throne. Er war es, der durch seine staunenerregenden Taten, wie durch seine großartigen Ziele die Geister aus dem Schlafe weckte, das erstorbene Nationalgefühl wach rief und dadurch unabsichtlich auch auf dem poetischen Gebiete von großem Einfluß wurde, was Goethe in „Wahrheit und Dichtung" ausdrücklich hervorhebt, wenn er daselbst sagt: „Durch Friedrich d. Gr. kam der erste höhere und eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie." Ohne ihn wäre Lessings „Minna von Barnhelm" nicht entstanden, dieses erste nationale, nach französischen Regeln nicht zugeschnittene Drama, in welchem auch Friedrich d. Gr. verherrlicht wird; ohne ihn hätten die Oden Klopstocks, in denen das Vaterland und die Freiheit besungen wird, nicht so gezündet, wenn der große König nicht selbst seine Soldaten für Vaterland und Freiheit begeistert, nicht selbst sie in den Kugelregen geführt, nicht selbst alle Strapazen und Entbehrungen mit ihnen geteilt hätte. Erst durch seine Schlachten war Klopstocks Ode „Wir und Sie" (1766) möglich, vorher wäre das stolze Selbstgefühl, welches aus derselben spricht, eine leere Prahlerei gewesen. Unmittelbar selbst hat der große König auf die Dichter der damaligen Zeit allerdings nicht eingewirkt. Er hat keinen der genannten Dichter an seinen Hof berufen, weder Klopstock noch Lessing. Klopstock, dessen Oden schon nach den ersten schlesischen Kriegen erschienen, mußte nach Kopenhagen gehen, um dort seinen Messias, dieses Wiegenlied der neuen, deutschen Zeit, fortsetzen zu können; Lessing, der Riesengeist, der auf literarischem Gebiete den Franzosen ein zweites Roßbach bereitete und sie mit der Feder aus Deutschland jagte, ward von ihm ebenfalls nicht beachtet. Und doch, wenn er auch nicht ein Beschützer und Verehrer jener Dichter genannt werden kann, hat er die aufblühende Poesie durch seine Taten gefördert, wie ein König sie

fördern kann und fördern soll, und hat dem Ansehen jener Dichter Vorschub geleistet. Ihm fehlte keineswegs der Sinn für Poesie und Kunst; er hatte Geschmack an Musik, berief Graun schon als Kronprinz in seinen Dienst; er selbst blies die Flöte, beschäftigte sich mit Horaz und Lukrez, ließ sich in Leipzig Gellert und Gottsched vorstellen, schrieb in elegant geformten Versen, wenn auch in einer fremden Sprache, seine Lust und sein Leid in Oden und Elegien nieder und fand darin Linderung für seinen Schmerz, oft im Angesicht des Todes.*) Seine Jugendbildung fiel aber in eine Zeit, in der es traurig und trostlos um unsere Literatur und Sprache stand und die Franzosen in allen Stücken als nachahmungswerte Muster galten, besonders in den höheren Ständen. Das durch den Dreißigjährigen Krieg ohnmächtig gewordene und in sich zerrissene Deutschland hatte das Ansehen Ludwigs XIV. so gehoben, daß die Fürsten es sich zur Ehre anrechneten, den Glanz seines Hofes in jeder Weise nachzuahmen, in den Trachten der Kleider, wie in den Anlagen der Gärten, in der Benennung der Speisen wie in der Benennung von Geräten usw. Die deutschen Kinder wurden gewöhnt, wie Leopold von Stolberg (geb. 1750) schmerzlich erzählt, die edle Muttersprache als Gesindesprache anzusehen, da es Hausgesetz geworden war, bei der Tafel französisch zu sprechen, und jeder kindliche Wunsch den Eltern in französischer Sprache vorgetragen werden mußte. Ein Verstoß wider die französische Sprachlehre ward gerügt, der gröbste Fehler in der eigenen Muttersprache aber kaum beachtet. Und Lessing, der in Hamburg ein Nationaltheater gegründet hatte, um die nach französischem Geschmack gearbeiteten Dramen von der Bühne zu entfernen, mußte sein Unternehmen wegen der Teilnahmlosigkeit des Volks wieder aufgeben. Wehklagend ruft er aus: „O! über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir noch keine Nation sind. Wir sind noch immer geschworene Nachahmer alles Ausländischen.“ Was die Literatur damals in deutscher Sprache bot, war meistens eine bloße Kopie, war verwildert und roh, steif und pedantisch. Die deutsche Sprache, mit einer Menge von Fremdwörtern gespickt, sah aus wie eine bunte Narrenjacke. Kein Wunder, wenn ein Geist wie Friedrich sich von ihr nicht angezogen fühlte und sich in die Literatur der Italiener und Franzosen vertiefte. In den erbitterten Kampf, der zwischen den Gottschedianern

*) Nach der furchtbaren Schlacht bei Kollin ging er bis spät in die Nacht einsam in seinem Zimmer auf und ab, ließ dann den Abbé des Prades rufen, der ihm einige seiner Gedichte vorlesen sollte, die seiner gegenwärtigen Stimmung entsprachen. Derselbe las ihm aber zu kalt, zu gefühllos; somit entriß er ihm das Blatt und trug sie selbst laut vor, mit einem Ausdruck der Leidenschaft, daß ihm die Tränen aus den Augen stürzten.

und den Schweizern über das Wesen und den Zweck der Poesie ausgebrochen war, hat er sich nicht gemischt, ja, hat wahrscheinlich nicht einmal Kenntnis von demselben genommen. Er hat die Dichter seiner Zeit, ohne sie zu bevormunden, sich selbst überlassen und hat dadurch, daß er mit der Wucht seiner Persönlichkeit nicht eingriff, unabsichtlich dem Entwickelungsgange der deutschen Literatur den größten Dienst erwiesen. Der denkwürdige Wendepunkt in derselben vollzog sich, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt hat. An dem Glauben eines solchen Wendepunktes hat er aber bis in sein spätes Alter festgehalten. Im Schlußwort seiner Schrift über die deutsche Literatur sagt er: „Wir werden unsere klassischen Autoren haben; jeder wird sie lesen wollen, um sie zu genießen; unsere Nachbarn werden das Deutsche lernen, die Höfe es mit Vergnügen sprechen. Die schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen; aber sie nahen sich schon. Ich kündige sie an; zwar ich werde sie nicht mehr sehen, mein Alter läßt diese Hoffnung nicht mehr zu. Ich bin wie Moses; ich sehe von weitem das gelobte Land; aber ich werde es nicht betreten." Diese Worte legen ein schönes Zeugnis ab, daß die zur Herrschaft gelangte französische Poesie ihn nicht befriedigte und ihm nicht als nachahmungswertes Muster galt, sondern daß er für das deutsche Volk eine dem Geiste und der Sprache desselben entsprechende Literatur verlangte.

Gehen wir nun näher auf das Gedicht selbst ein. In bedeutsamer Weise hat Geibel in mehr als einer Beziehung gerade das anmutige Sanssouci mit seinem Park und Schloß als Örtlichkeit zu seiner Dichtung erkoren. Hier weilte und lustwandelte der König in seinem Alter am liebsten; hier empfing er die Berichte seiner von Berlin nach Potsdam täglich herüberkommenden Adjutanten und Kabinettsräte, hier unterzeichnete er die von den Räten ausgearbeiteten Bescheide und fügte hin und wieder Randbemerkungen und Nachschriften bei, die durch ihre schlagende Kürze, ihren kräftigen Witz und durch ihre schlechte Orthographie berühmt geworden sind. Hier wurden auch in dem Marmorsaale des Schlosses die geistreichen Abendgesellschaften abgehalten, in denen kein Wort Deutsch gesprochen wurde und berühmt gewordene französische Persönlichkeiten, wie z. B. Voltaire, nicht fehlten. Der Name des Ortes ist an sich schon bezeichnend durch das französische Wort Sanssouci, ein Name, welchen der König dem Orte gegeben hat. Der Dichter führt uns nicht sogleich zu seinem Helden, sondern nach und nach, aber in einer so wirkungsvollen Weise, daß die Persönlichkeit des „alten Fritz" schon lebendig vor uns steht, ehe das Wort gesprochen ist, daß der Mann, der dort im Stuhle lehnt, der König Fritz sei. Der historisch gewordene Hut, wie der histo-

risch gewordene Krückstock, das strahlende, blaue Auge, das so streng und durchbohrend blicken konnte, wie das sinnend geneigte Haupt — alles dies läßt uns schon ahnen, „es ist König Fritz". Zuerst zeichnet der Dichter in kräftigen Farben den Park von Sanssouci. Mit innigem Interesse verweilen wir bei jedem einzelnen Gegenstande desselben; denn es haftet ja an diesem Orte an sich schon etwas von der Weihe, die ein großer Mensch der Stätte mitteilt, wo er geweilt hat, um so mehr, da der Park eine Schöpfung Friedrichs ist. Die ausführliche Zeichnung ist daher ganz berechtigt.*) Der Dichter hat aber mit dieser Schilderung auch zugleich die Geschmacksrichtung des großen Königs angedeutet, welche das am Schlusse der Dichtung ausgesprochene, tragische Geschick desselben zur Folge hatte. Denn nicht nur in der Poesie, sondern auch in den Parkanlagen galten damals die Franzosen als maßgebend. In sinniger Weise hat Geibel daher die zierlichen, nach französischen Regeln künstlich zugestutzten Laubengänge in Verbindung gebracht mit den zierlichen und gekünstelten Versen Boileaus, der zur Zeit Ludwigs XIV. lebte und eine Poetik geschrieben hat; ebenso sinnig hat er am Schlusse der Dichtung die Befreiung unserer Poesie von dem lähmenden Einflusse der fremdländischen Fesseln wiederum in Verbindung gebracht mit jenen regelrecht geschnittenen Laubgängen, die ebensowenig wie die Poesie zu einer natürlichen Entfaltung gelangen konnten, weshalb er von Goethe sagt, er habe die deutsche Poesie „aus welschen Taxushecken zum freien Dichterwalde geführt."

Die 2. Str. bringt uns auch noch nicht direkt zu dem Helden, sondern erst zu seinem auf der Höhe gelegenen Schlosse. Der Dichter steigert dadurch nicht nur die Spannung, er richtet auch die Aufmerksamkeit allmählich mehr und mehr auf einen Punkt, wozu namentlich das Hervorheben der hohen Lage des Schlosses, wie die einfache Umgebung desselben, im Gegensatz zu dem bunten Mancherlei in dem tiefer gelegenen Park beiträgt. Die Beziehungen auf

*) Steintritonen, Tritonen aus Stein gehauen. — Den Alten galten die Tritonen als niedere Seegottheiten, die vom Kopf bis zum Leibe herab die schöne Gestalt eines menschlich gebildeten Gottes hatten; vom Leibe an ging aber ihr Körper in einen langgestreckten zweigabeligen Fischschwanz aus. Sie führten große Muscheltrompeten mit sich, mit denen sie so gewaltig zu blasen vermochten, daß, wenn sie in der Mitte des Meeres standen, alle Küsten in Ost und West von ihren Tönen widerhallten, und daß selbst die wilden Riesen vor solchen Tönen die Flucht ergriffen.

Die Nymphen („Mädchen") bildeten den Übergang von den Göttern der Gewässer zu denen der Erde. Sie gehörten beiden Gebieten an und führten ein idyllisches, zurückgezogenes Leben an den Quellen, Bächen und Flüssen, in Hain und Wald, in Tälern und in Grotten, überall, wo das Geräusch der Welt das Stilleben der Natur nicht störte.

Flora (Chloris bei den Griechen), eine der schönlockigen, blühenden Horen, die Göttin des Frühlings, den Schoß mit Blumen gefüllt.

den Charakter Friedrichs fehlten auch in dieser Strophe nicht; denn wenn das Schloß ein „schmucklos heiteres" genannt wird, so ist damit auf das einfache, allem Luxus abholde Wesen des Königs hingewiesen, der oft nicht einmal eine Wache vor seinem Schlosse hatte, und wenn der Dichter die Fenster im Abendfeuer der sinkenden Sonne erglühen läßt, so enthält diese Angabe der Zeit auch einen Zug aus der Lebensweise des Königs in Sanssouci; denn den Morgen und Nachmittag verwandte der rastlos tätige Mann, der das Langschlafen sich abgewöhnt hatte, ausschließlich für die Regierungsgeschäfte, die ihm als die heiligste Pflicht seines Lebens galten; den Rest des Tages widmete er den Wissenschaften und Künsten, namentlich der Musik, und seiner schriftstellerischen Tätigkeit, die mehr als dreißig Bände füllt, so daß er einer der fruchtbarsten Schriftsteller aller Zeiten gewesen ist.

In der 3. Str. tritt uns nun der König, wie er leibt und lebt, lebendig vor die Seele. Jeder einzelne Zug, den der Dichter zur Zeichnung der äußeren Erscheinung desselben verwandt hat, ist von energischer Wirkung; besonders wirkungsvoll aber ist die stumme Handlung des Königs, der den Krückstock langsam im Sande umherirren läßt, während das sinnende Auge, welches unverwandt auf einen Punkt geheftet ist, von Zeit zu Zeit in hellen Funken aufblitzt. Man denke sich diesen Zug fort, die Wirkung würde nur halb so groß sein und das lange Schweigen unnatürlich werden. Um die Aufmerksamkeit einzig und allein an den Helden zu fesseln, hat Geibel das Gemach desselben ganz unberücksichtigt gelassen.

Auf geschickte Weise erhalten wir nun nach der 3. Str. eine kurze Lebensgeschichte des Königs, indem der Dichter das bedeutungsvolle Sinnen desselben zu erklären sucht, oder richtiger gesagt, indem er uns auffordert, es zu deuten, und deshalb mit einer Reihe von Fragen an uns herantritt, wodurch schon das Gefühl von etwas Ungewöhnlichem geweckt wird. Die schließliche Lösung der Fragen gewinnt dadurch einen um so höheren Reiz. Da jeder feste Anhalt fehlt, so konnten sämtliche Hauptbegebenheiten aus dem Leben des großen Königs herangezogen werden. Zuerst wird die Aufmerksamkeit auf die Kämpfe desselben im Siebenjährigen Kriege gelenkt, wo der Held Schlag auf Schlag sich mit seinem kleinen, schnellen Heerhaufen den Netzen seiner vielen Feinde entwand und durch seine Kühnheit und Standhaftigkeit, durch seine Keckheit und Todesverachtung die ganze Welt zur Bewunderung hinriß. Unter den 14 Siegen, die er überhaupt erfocht, werden namentlich zwei, die hellglänzendsten Sterne im Kranze seiner Heldentaten, hervorgehoben: der Sieg bei Roßbach und der Sieg bei Leuthen, die höchsten Triumphe seiner Feldherrnkunst. Auch des wilden Überfalls bei Hochkirch, wo er alles wagen mußte, wird gedacht,

ebenso der Schlacht bei Kunersdorf, wo ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden und eine Flintenkugel ihm die goldene Dose in der Tasche zusammendrückte. Der große Kriegsheld war aber auch groß in der Gesetzgebung, so daß die Neugestaltung seines Gerichtswesens die Nacheiferung des ganzen Zeitalters erweckte. Er ist der Schöpfer des modernen Rechtsstaats und sprach das stolze, denkwürdige Wort: „Der König ist der erste Diener des Staats." Noch bis ins späte Alter vervollkommnete er sein Landrecht; die Verbesserung des Prozeßganges blieb seine Lieblingssache. Hierauf weist die erste Hälfte der 5. Str. hin, während die zweite seiner französischen Tafelrunde gedenkt, wo die Witzfunken das Mahl würzten und seine raschen Wortspiele seinen schnellkräftigen Taten im ernsten Spiel der Waffen glichen.*) Von dem Mannesalter geht dann der Dichter auf die Zeit über, in welcher der Held noch nicht auf dem Throne saß und gedenkt da seiner Lieblingsbeschäftigung, des Flötenspiels, das er nur heimlich bei nächtlicher Weile treiben durfte, und bei dem ihn dennoch der strenge Vater, der in ihm die Liebe zum Militär schmerzlich vermißte, oft überraschte. Dann berührt er das Ereignis, welches den Jüngling auf die Festung nach Küstrin brachte, seinem Freunde Katte, mit dem er gegen die Gebote des Vaters den Zerstreuungen des Lebens gehuldigt, den Tod gab und den jungen Königssohn in der Schule herben Schicksals mit einem Male zum Manne machte. Auch auf die Zukunft der politischen Entwickelung Deutschlands, zu welcher Friedrich den Anstoß gegeben, indem er Preußen zu einer Großmacht erhob, wird das Sinnen und Träumen des Königs gedeutet (Str. 7). Diese Stelle des Gedichts erscheint wie eine prophetische Ahnung. Aber nicht die Vergangenheit, auch nicht die Zukunft, sondern die

*) Bei aller Vorliebe Friedrichs d. Gr. für die Franzosen und deren Literatur war er nichtsdestoweniger in seinem Denken und Fühlen ein echt deutscher Fürst und für die Franzosen durchaus nicht eingenommen. Schon 1754 schreibt er: „Das Phlegma unserer guten Deutschen ist, was man auch sagen mag, geselliger als der Übermut der Franzosen. Es ist wahr, daß wir schwerfällig, träg sind; aber der Witz der Franzosen ist eine Schminke, die nur die Mißgestalt der Züge deckt. Der minder glänzende, gesunde Menschenverstand führt uns, eben seiner Richtigkeit wegen, zur Tugend, und ohne Tugend gibt es keine dauernde Freundschaft."

Voltaire wurde mit einem hohen Gehalte nach Sanssouci berufen. Sehr bald zeigte derselbe seine Unverträglichkeit und seine Habgier, seinen Hochmut und seine Spottsucht. Als er sich nun gar verleiten ließ, mit einem Berliner Juden ein vom Könige wiederholt verbotenes Wuchergeschäft zu unternehmen, an das sich noch verschiedene andere Betrügereien knüpften, wurde das Verhältnis zu ihm gelöst. In solchen Dingen verstand der König keinen Spaß. Er wurde schon nach wenigen Jahren 1753 seines Amtes wieder entlassen. Auf seiner Rückreise nach Frankreich wurde er in Frankfurt festgehalten, da er einen Band Gedichte des Königs mitgenommen hatte, den er natürlich wieder zurückgeben mußte.

Gegenwart ist es, welche den sinnenden König beschäftigt. Trotz seiner französischen Schulung ist er doch kerndeutsch und ein Feind alles Abklatsches und alles Scheins. Daher schmerzt es ihn, daß die deutsche Dichtkunst „vom fremden Schwan die weißen Federn borgt", daß auf dem Gebiete der Poesie sich keine Spur des ureigenen Lebens zeigen will, die deutsche Literatur sich nur in Nachahmungen abmüht und die Vorbilder nicht einmal erreicht. Es schmerzt ihn dies um so mehr, als bei anderen Völkern das Emporblühen der Poesie Hand in Hand mit großen politischen Erhebungen und ruhmreichen Kriegstaten gegangen ist, und keiner großen Zeit die großen Sänger gefehlt haben. Und so sinnt und sorgt der alte, unermüdliche Held in seinem Sanssouci und ahnet nicht, daß jene Morgenröte, nach der er sich sehnt, den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe eigenartige, von aller Nachahmung freie, bewundernswerte Dichtungen geschaffen hat und mit seiner Rechten fast den vollen Dichterkranz berührt. Auf diesem tragischen Geschick des Königs beruhet vorzugsweise der Reiz des Gedichts und der Aufbau desselben.

Geibel hat mit diesem Gedichte in kurzen Zügen zugleich ein schönes Gesamtbild von dem Leben und der Persönlichkeit Friedrichs des Großen gegeben, das schon deshalb die Sympathie gewinnen mußte, weil keine andere Persönlichkeit unserer Geschichte so sehr das lebendige Eigentum der Nation geworden, so sehr in zahllosen Geschichten und Anekdoten in alle Kreise des Volkes eingedrungen ist, als Friedrich II. Zum Versmaß hat er sehr bezeichnend den von den Franzosen überkommenen Alexandriner in sechsfüßigen Jamben gewählt, der seit Opitz über ein Jahrhundert in Deutschland geherrscht hatte, zur Zeit unserer klassischen Epoche jedoch für einen Anklang an den Zopfstil galt und gänzlich mißachtet wurde, in neuerer Zeit aber, wie Gottschall bemerkt, von Geibel, Freiligrath und einigen anderen Dichtern wieder zu Ehren gebracht ist, indem sie ihm eine freiere Behandlung angedeihen ließen, teils durch eingestreute Spondeen und Daktylen, teils durch verschiedene andere Verseinschnitte neben der Hauptzäsur, teils durch ein Hinzufügen von vierfüßigen Jamben, was auch bei unserm Gedichte geschehen ist. Ist schon dadurch die dem Alexandriner anhaftende Eintönigkeit vermieden worden, so hat Geibel außerdem noch durch die Anordnung der Reime dafür gesorgt, indem die 3. und 6. Zeile für sich einen Reim haben und aus dem Rahmen des Alexandriners, der nur aus vier Zeilen besteht, herausgehoben sind. In der vorliegenden Gestalt hat der Vers sogar einen malerischen und beweglichen Charakter bekommen und paßt trotz seiner französischen Abstammung trefflich zu der lebendigen Schilderung des deutschen Helden.

Der Tod des Tiberius.

Bei Kap Misenum winkt' ein fürstlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten,
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten,
Und jedem Prunkgerät zu Fest und Schmaus.
Oft sah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Efeu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, silberfüßige Dirnen
Den Thyrsus schwangen in berauschtem Tanz,
Und Jauchzen scholl, Gelächter, Saitenspiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühtau fiel.

Doch heut', wie stumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenster hell. — Und wo die Säulen düstern,
Wogt am Portal der Sklaven Schwarm mit Flüstern;
Es kommen Sänften; Boten sprengen fort;
Und jedesmal dann zuckt umher im Kreise
Ein Fragen, das nur scheu um Antwort wirbt:
„Was sagt der Arzt? Wie steht es?" — Leise, leise!
Zu Ende geht's; der greise Tiger stirbt.
Bei matter Ampeln Zwielicht lag
Der kranke Cäsar auf den Purpurkissen.
Sein fahl Gesicht, von Schwären wild zerrissen,
Erschien noch grauser heut', als sonst es pflag.
Hohl glomm das Auge. Durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader schlug;
Niemand war bei ihm als der Arzt, der Alte,
Und Macro, der des Hauses Schlüssel trug.
Und jetzt mit halbersticktem Schreckensruf
Aus seinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hochauf sich bäumend: „Schaff' mir Kühlung, Grieche!
Eis! Eis! Im Busen trag' ich den Vesuv.
O wie das brennt! Doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir; ich verfluch' es tausendmal
Und kann's doch lassen nicht zu meiner Qual;
O gib mir Lethe, Lethe, mich zu tränken! —
Umsonst! Dort wälzt sich's wieder schon heran,
Wie Rauchgewölk, und ballt sich zu Gestalten. —
Sieh, von den Wunden heben sich die Falten
Und starren mich gebrochnen Auges an,
Germanicus und Drusus und Sejan —
Wer rief euch her? Kann euch das Grab nicht halten?
Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?

's ist wahr, ich tötet' euch; doch mußt' es sein.
Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren!
Hinweg! — Weh mir! Wann endet diese Pein!"

Der Arzt bot ihm den Kelch; er sog ihn leer
Und sank zurück in tödlichem Ermatten!
Dann, aus den Kissen blickt' er scheu umher
Und frug verstört: „Nicht wahr? Du siehst nichts mehr?
Fort sind sie, fort, die fürchterlichen Schatten.
Vielleicht auch war's nur Dunst — Doch glaube mir,
Sie kamen oft schon nachts, und wie sie quälen,
Das weiß nur ich. — Doch still! — Komm, setz' dich hier
Nah, nah; von anderm will ich dir erzählen.

Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen. Doch der Wahn der Jugend
Zerstob zu bald nur; und, ins Inn're lugend,
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
Da war kein Ding so hoch und bar der Rüge,
Der Wurm saß drin; aus jeder Großtat sah'n
Der Selbstsucht Züge mich versteinernd an;
Lieb', Ehre, Tugend, alles Schein und Lüge!
Nichts unterschied vom reißenden Getier
Dies Kotgeschlecht, als im ehrlosen Munde
Der Falschheit Honig und im Herzensgrunde
Die größre Feigheit und die wild're Gier.
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verriet?
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig alle — stets dasselbe Lied.
Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken;
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln.
Ich schritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln —
Doch auch das Grausen wird zum Überdruß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts."

Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis
Im Krampf, von seinen Schläfen floß der Schweiß,
Und kraß verstellt, wie eine Larve, sah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Macro da: „Soll ich den Cajus rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du bist sehr krank —".

Doch jener: „Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an!
Noch leb' ich, Mensch. Und Cajus ist wie alle,
Ein Narr, ein Schurk', ein Lügner, nur kein Mann!
Und wär' er's, frommt' es nicht; kein Held verjüngt
Rom und die Welt, wie er mit Blut sie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf diesem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott selbst nicht mehr Frucht zu ziehn;
Und nun der blöde Knab'! Nein, nein, nicht ihn,
Die Rachegeister, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgespie'n,
Sie und das Chaos setz' ich ein als Erben,
Für sie dies Zepter!" —

Und im Schlafgewand
Jach sprang er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesschweiß, riß er vom Fensterbogen
Den Vorhang fort und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrschaft in die Nacht.
Dann schlug er sinnlos hin.

Im Hofe stand
In sich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu dessen Füßen rollte
Des Zepters rundes Elfenbein und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwissend, was es sei,
Und sank zurück in seine Träumerei.
Er dacht' an seinen Wald im Wesertal;
Die düstern Wipfelkronen sah er ragen;
Er sah am Malstein die Genossen tagen,
Blank jedes Wort, wie ihrer Streitaxt Stahl,
Und treu die Hand zum Sühnen wie zum Schlagen.
Und an sein liebes Weib gedacht' er dann;
Er sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle,
Im langen, gelben Haar, wie sie, mit Schnelle
Die Spindel wirbelnd, in die Ferne sann,
Wohl her zu ihm; und vor ihr spielt am Rain
Sein Knabe, der den ersten Speer sich schnitzte,
Und dem so kühn das blaue Auge blitzte,
Als spräch's: Ein Schwert nur, und die Welt ist mein!
Und plötzlich floß dann — wie, verstand er kaum —
Ein anders Bild in seinen Heimatstraum:

Vor seine Seele drängt' es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.
Wohl lag dazwischen manch durchstürmter Tag,
Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergessen,
Darin ein Leidensabgrund unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle lag.
Und nun — wie kam's nur? — über seinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt' um ihn.

Da fuhr er auf. Aus des Palastes Hallen
Kam dumpf Geräusch; der Herr der Welt war tot;
Er aber schaute kühn ins Morgenrot,
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen.

Einen größeren Gegensatz hat es nie in der Weltgeschichte gegeben, als derjenige ist, welcher sich in den letzten Zeiten des römischen Reiches darbietet. Während die ungeheure, römische Universaltragödie in den wildesten Szenen austobt, unter stetem Aufruhr und Blutvergießen, von Zweifeln überschüttet und der Verzweiflung zustrebend, ohne Kraft, das Alte zu erhalten, und ohne Kraft, etwas Neues zu schaffen, aller sittlichen Überzeugung entkleidet, einem wahnsinnigen Luxus verfallen, während dieses ganze wüste Wesen, das kein weiteres Recht hatte, als das Recht, unterzugehen, austobt, hebt sich der leise Flügelschlag einer neuen Zeit, regt sich die Seele eines neuen Lebens mitten im Todeskampf des alten. Durch die grauenhafte Nacht der Greuel und Verbrechen dringt das erlösende Morgenrot des Christentums mit seinem unendlichen Inhalte, dringen die unverdorbenen Völker der germanischen Wälder, um auf den Trümmern der alten, faulen, satten Welt eine neue zu erbauen, die Unnatur des überfeinerten Luxus, die Liebloſigkeit des häuslichen und ehelichen Lebens, die Glaubens- und Sittenlosigkeit zu stürzen.*) Dieser Gegensatz ist

*) Der Untergang des großen, römischen Reiches enthält die warnende Lehre, daß Staaten unfehlbar dem Untergange verfallen, wenn ihre Kultur nicht Hand in Hand mit der Sittlichkeit geht. Vergl. Schillers Gedicht: Der Spaziergang. Bd. II der „Erläuterungen". Es ist wohl nicht zufällig, daß gerade die Literatur unserer Zeit eine ganze Reihe Dichtungen, gleichsam als warnende Zeichen, hervorgebracht hat, die das niedergehende

es, den Geibel durch sein Gedicht, das jenem Kontraste gemäß auch in zwei Hauptteile zerfällt, in ergreifender Weise poetisch darstellt. Der dem Wahnsinn und der Verzweiflung verfallene Tiberius wirft mit irrer Hand in der Angst des Todes den Stab des weltbeherrschenden Roms hinaus in die Nacht; ein Kriegsknecht aus den deutschen Wäldern hebt ihn auf, und

Vor seine Seele drängt' es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden.
Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt' um ihn.

Tiberius, der Nachfolger des durch Senatsbeschluß für einen Gott erklärten Kaisers Augustus, starb im 76sten Lebensjahre und regierte von 14—37 n. Chr. Er war ein Stiefsohn des Augustus und der fürchterlichste Mann seiner Familie, den sein Lehrer schon einen Tonklumpen mit Blut durchknetet genannt hatte. Tücke, Heuchelei, Sinnlichkeit und Grausamkeit waren die vorherrschendsten Eigenschaften seines Charakters. Nur die gänzliche sittliche Versunkenheit des entnervten, römischen Volks machte es möglich, daß ein so schrecklicher Tyrann, wie Tiberius, den Zepter in den Händen haben konnte. In seinem Leben spiegelt sich denn auch die ganze Verworfenheit der damaligen Zeit ab; er ist das getreueste Abbild und das getreueste Kind derselben. Diese Wechselbeziehung hat der Dichter an mehreren Stellen hervorgehoben.

Zuerst führt uns derselbe nach dem Kap Misenum, an dem reizenden und üppigen Golf von Neapel gelegen, wo der Kaiser in einer prunkvollen Villa in den letzten Jahren seiner Regierung öfter weilte, von dort die sklavisch gehorchenden Römer regierte und ungestört sich allen Lüsten und Reizmitteln der Schwelgerei und des Luxus überließ. Wenn die Sonne sank, ging es zu Tische, wo das weiche Ruhebette, reich mit Gold und Silber verziert, zum Niederlegen einlud, Flötenspiel die Gänge des Mahles einführte und lockige Knaben „mit Efeu um die Stirne", die feinsten Gerichte, frisch übers Meer gekommen, und die edelsten Weine Siziliens darreichten. Hübsche Kranzwinderinnen aus Korinth legten die kühlsten und duftigsten Blumen der Jahreszeit den auf Rosenpolstern in Prachtgewändern ruhenden Gästen um Haupt und Brust,

---

Rom schildern. Ich erinnere an Hamerlings „Ahasverus", an Eckstein historischen Roman „Die Claudier", an Wilbrandts „Arria und Messalina", an Halms „Fechter von Ravenna", an Dahns „Kampf um Rom" usw., in denen die Sittenverderbnis, der freche Materialismus, die Öde und innerliche Hohlheit götterlosen Daseins mit den sattesten Farben geschildert wird.

und „silberfüßige Dirnen“ schwangen leicht geschürzt mit fliegenden Haaren in berauschtem Tanz den mit Efeu und Weinreben umschlungenen Stab des schwärmenden Gottes Dionysos. Immer bacchantischer ward die Lust, immer wilder und üppiger Tanz und Gelächter, bis der Schimmer des Morgens hereinbrach in den wahnsinnigen Taumel, und das Dämmerlicht die wüsten Gäste trennte. Dieses Bild der Nacht, welches der Dichter als Einleitung von dem Leben in dem fürstlichen Hause am Golf von Neapel entwirft, enthält die Farben auch von dem schwelgerischen Leben in der Hauptstadt, wo man die Stunden vor Mittag mit dem Besuch des Theaters oder dem Anschauen der grausamen und blutigen Gladiatorenkämpfe verbrachte, nachmittags die Verkaufsläden musterte, mit vielem Ernst die wichtige Frage einer neuen Mode besprach oder sich über ein beißendes Epigramm, welches eben erschienen war, unterhielt, dann in ein Bad stieg, um die erschlaffte Haut zu stärken und den Appetit für das schwelgerische Mahl zu reizen, welches nach Sonnenuntergang eingenommen wurde, und von dessen wildberauschenden Freuden man sich erst am Morgen unter Scherz und Lachen trennte. Die Arbeit fiel den Sklaven zu, deren Rom eine unerhörte Zahl hatte, wodurch es ebenfalls Mark und Bestand verlor.

Nach dem einleitenden Bilde der nächtlichen, bacchantischen Lust läßt der Dichter ein zweites Bild der Nacht folgen, welches zu dem ersten einen grellen Gegensatz bildet. Dasselbe Haus, vom Glanz der Lichter einst die ganze Nacht hindurch erhellt, steht jetzt so düster, so stumm und unheimlich da, wie eine Stätte des Todes; statt Blütenduft Grabesmoder, statt Saitenspiel und Tanz ein leises Flüstern und scheues Fragen. Was für ein Leben hier zu Ende geht, decken die wenigen Worte in grauenvoller Ahnung auf: „Der greise Tiger stirbt.“ So leitet der Dichter in der spannendsten Weise die Aufmerksamkeit zu der Hauptperson über, deren äußere Erscheinung er zunächst vorführt. Diese schon ist Entsetzen erregend. Das hohle, leichenhafte Auge, das fahle Gesicht, von ekelhaften Schwären wild zerrissen, die fieberhafte Glut, die den entnervten Körper erzittern macht, kennzeichnen den vollendeten Wüstling, mit dem es zu Ende geht. Kein teilnehmendes Herz drängt sich an sein Lager, um ihm die letzte, schwere Stunde zu erleichtern. Wie die Pest wird er gemieden; nur der Arzt und der Hauptmann der Leibwache, des Hauses Hüter, sind in seiner Nähe.

Bis jetzt hat der Dichter den zum Sterben siechen Kranken noch nicht redend und handelnd eingeführt. Dies geschieht nun in dem folgenden Abschnitte von V. 27—103. Derselbe eröffnet nicht nur einen tieferen Blick in das verworfene Leben des Tyrannen, sondern auch in die Zeit, deren Kind er ist, und zwar in einer

so lebendigen und ergreifenden Weise, wie dies nur ein Dichter auf so engem Raume zu tun vermag. Der erste Schmerzensschrei des sich hoch aufbäumenden Kaisers ist ein Ruf nach Eis, um die brennende Fieberglut zu stillen. Die zweimalige Wiederholung des Wortes Eis, das Aufbäumen des Kranken usw. sind erschütternde Zeichen der furchtbaren Qualen seines Körpers; aber furchtbarer noch als diese Körperqualen sind die Qualen seiner Seele. Und wieder ertönt ein zweimaliger Hilferuf. „O gib mir Lethe, Lethe!“ (das Vergessen des irdischen Lebens). Umsonst! Hier hat die Macht des Tyrannen, dem alles sich beugte, ein Ende, so sehr er auch zürnt und tobt. Immer und immer kehren die quälenden Gedanken wieder, immer von neuem treten die blutigen Gestalten an sein Lager und zeigen mit gebrochenem Auge die klaffenden Wunden. Da hilft kein Fluchen; er kann die Erinnerung nicht auslöschen; er kann die Gestalten nicht bannen; er muß sie sehen. Von den Gemordeten sind drei namentlich erwähnt: Germanicus, der Neffe des Kaisers, der in den Kriegen gegen die Germanen siegreich gewesen, und weil Heer und Volk ihn liebte, von dem Mißtrauischen gefürchtet wurde; Drusus, der Stiefsohn des Augustus, und Sejan, sein Günstling, der alle Schwächen seines Herrn meisterhaft zu benutzen gewußt, der trotz seiner Schlauheit doch den Verdacht rege gemacht hatte, daß er nach dem Throne strebe. Mit ihm wurden auch seine unschuldigen Kinder und Verwandten getötet. Wie wenig dem Tyrannen ein Menschenleben gegolten hat, bezeugen die schrecklichen Worte:

's ist wahr, ich tötet' euch; doch mußt' es sein.
Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren!

Wir schauen in diesem Teile des Gedichts in den grauenvollen Abgrund eines Menschenherzens, dem alles nur ein Glücksspiel ist, und das aus dem ganzen, reichen Leben nichts weiter mitgebracht hat, als einen verheerten Körper, eine verödete Seele und eine Brust voll Angst und Pein, aber ohne Reue, nur gequält von Gewissensbissen. Auch das Folgende enthält kein reumütiges Geständnis, vielmehr ein neues Zeugnis von der Verworfenheit des Sterbenden, der so tief gesunken ist, daß er auch den Glauben an Tugend und Wahrheit, den Glauben an alles Hohe und Edle verloren hat und sogar in der Angst und in dem Gefühle des Untergangs nicht einmal die Sehnsucht nach etwas Besserem empfindet, sondern seine eigene Nichtswürdigkeit damit rechtfertigt, daß alle nichtswürdig seien. Tiefer kann der Mensch nicht sinken.

Indem der Kaiser seinem Arzte darlegt, wie er geworden ist, was er ist, eröffnet der Dichter in der ungezwungensten Weise den Blick in den sittlichen Zustand der damaligen römischen Welt, welcher jeder höhere Halt, jeder Stützpunkt eines belebenden, über

die Zeitlichkeit sich erhebenden Glaubens fehlte und darum dem Überdruß und der Spottsucht verfallen war, welche jeden Aufschwung unmöglich machen. Die edelsten Regungen des Herzens wurden dem wildesten Sinnengenuß geopfert. Angebereien, Verstellung und Mordversuche waren an der Tagesordnung; ein Bruder verriet den andern, um in der Gunst des Herrschers zu steigen, wodurch allein sich eine hohe Stellung gewinnen ließ. Jeder verdiente Mann, der sich einen Anhang erworben hatte, kam in Gefahr. Die eheliche Treue war geschwunden, besonders in den höchsten Kreisen. Schon vor der Regierung des Tiberius war der sittliche Verfall Roms bereits in der kaiserlichen Familie des Augustus in erschreckender Weise zutage getreten. Julia, die Tochter des Kaisers, hatte sich ohne Rücksicht auf Anstand, Sitte und Zucht den ärgsten Ausschweifungen ergeben; auch andere Glieder der kaiserlichen Familie hatten ein so zügelloses Leben geführt, daß sie aus Rom verbannt werden mußten; Livia, des Kaisers dritte Gemahlin, soll sogar ihre beiden Stiefenkel insgeheim durch Gift aus dem Wege geräumt haben, um dem Tiberius den Thron zu verschaffen. Die alten, einfachen Sitten, die strengen Tugenden der Vorfahren waren unter Augustus längst geschwunden, Genußsucht und Vergnügen an ihre Stelle getreten, so daß man selbst den Kriegsdienst scheute und bereits anfing, diesen den Mietssoldaten zu überlassen. Und wie gräßlich aufregend waren zum Teil die Vergnügungen, namentlich die der Gladiatorenkämpfe, wo man Sklaven sich ohne alle Schutzmittel angreifen ließ; so daß ohne Ausnahme der Getroffene den tiefen Schwertwunden erlag. Tausende von Gladiatoren haben da ihr Leben ausgehaucht; Tausende wurden gemordet, als sie selbst durch Mord sich zu erlösen und die Rückkehr in die Heimat zu erkämpfen hofften. Der dämonisch-grauenvolle Mordreiz, den die gewaltsame Tötung eines Menschen ausübt, erfaßte alle Stände, alle Geschlechter:

„Wo war
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig alle — stets dasselbe Lied.
Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken,
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln.
Ich schritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln —
Doch auch das Grausen wird zum Überdruß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts."

Verfallen den Mächten der Finsternis, rafft der Sterbende sich noch einmal in wilder Verzweiflung empor, als Macro den Namen des Thronerben nennt. So viele hat er schon aus dem

Wege geräumt, von denen er argwöhnte, daß sie nach seiner Herrschaft trachteten. Der Gedanke an einen Thronerben versetzt ihn daher in rasende Wut. Keuchend schüttet er stoßweise eine Flut von Lästerungen gegen denselben aus. Und wenn es für ihn keine Rettung mehr gibt, so soll alles, was um ihn lebt und ist, dem Untergange verfallen. Nicht den Kaligula, sondern die Rachegeister und das Chaos setzt er zu Erben ein.*) Mit diesem furchtbaren Vermächtnis scheidet er vom Leben. Grauenvoll, wie es ist, hat es sich an Rom erfüllt, obschon nicht sogleich, und mußte sich erfüllen, denn Rom war zum Untergange reif.

Den Übergang zu dem zweiten Teile des Gedichts hat Geibel wunderbar schön vermittelt. Der irre, vor Todesangst am ganzen Leibe bebende Kaiser wirft den Stab der Herrschaft hinaus in die dunkle Nacht. Ein Kriegsknecht aus den germanischen Wäldern steht Wache haltend im Hofe,

— — zu dessen Füßen rollte
Des Szepters rundes Elfenbein und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.

So führt uns der Dichter ganz unmerklich aus dem ersten Teile des Gedichts in den zweiten, in welchem er durch eine erhabene Fernsicht dem Voraufgegangenen nicht nur einen versöhnenden Abschluß gibt, sondern auch mit jeder Zeile auf dem düsteren Hintergrunde des bisherigen Bildes ein anderes, schöneres entrollt, welches durch seinen Gegensatz um so mehr in lichten, hellen Farben sich hervorhebt, ein Bild von unsern Vätern, den urkräftigen Germanen, die gewaltig an Leib, furchtbar in der Schlacht, dabei einfach menschlich und rein in ihren Sitten, plötzlich aus den düstern Wäldern des Nordens auftauchten, den Kampf mit dem weltbeherrschenden, kriegskundigen römischen Staate aufnahmen, als dieser auf der höchsten Stufe äußerer Macht und Kultur stand, in langem Ringen schließlich siegten und eine neue Ordnung der Dinge veranlaßten. Hervorgerufen ist dieses Bild deutschen Lebens durch die träumerische Sehnsucht des Kriegsgefangenen nach der Heimat, nach Weib und Kind und Wald. Diese Sehnsucht leitet ganz ungezwungen zu dem häuslichen Leben der Germanen über und breitet zugleich eine stille Wehmut über diesen Teil des Gedichts. Fürstliche Häuser mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten

*) Der Nachfolger des Tiberius, Kaligula, ein entarteter Sohn des Germanicus, übertraf jenen noch an unsinniger Verschwendung und tigerartiger Grausamkeit. Laster und Ausschweifungen aller Art stürzten ihn in Wahnsinn, worauf in dem Gedichte der Ausdruck „blöder" (blödsinniger) Knabe hinweist. Das Maß des Mordens, der Schwelgerei und Tyrannei machte endlich Nero voll. Mutter und Kind, Freunde und Verwandte waren ihres Lebens nicht mehr sicher.

und Prunkgeräten finden sich in den düstern Wäldern Deutschlands nicht; aber was unendlich höher steht als diese Zeichen der Kultur: Treue, Geradheit, Biederkeit und häusliches Glück. Dort sitzt noch das liebe Weib an der Schwelle des Hüttleins, emsig und fleißig die Spindel drehend, während ihr Knabe, von kriegerischem Mute erfüllt, Arm und Waffe prüft; dort gilt noch Wort und Handschlag; dort darf noch der Freund dem Freunde trauen, dort sind überhaupt noch alle Bedingungen vorhanden, welche notwendig sind, um das Leben durch einen höheren Inhalt zu weihen.

Wunderbar schön hat der Dichter in dem träumerischen Sinnen des wachthabenden Kriegsknechts die charakteristische Eigenart des deutschen Wesens angedeutet, neben dem Alltäglichen sich noch in etwas anderes, Höheres zu versenken, eine Eigenart, die auf die verschiedenste Weise in der Geschichte und Poesie des deutschen Volks zum Ausdruck gekommen ist. Dieses Höhere war zunächst die christliche Kirche. Die kurze Hinweisung auf den Kreuzestod des duldenden Weltheilands hat darum auch nach dieser Seite eine charakteristische Bedeutung und ist vom Dichter glücklich begründet worden. Zugleich wird durch diese Hinweisung der schreckliche Tod des Tiberius in einen ergreifenden Gegensatz gestellt. In den Schlußzeilen ist dann der Gegensatz des Ganzen noch einmal in energischer Weise zusammengedrängt. Das grauenvolle Bild der Nacht endet bedeutungsvoll mit dem anbrechenden Morgenrot, das tiefe Weh einer verworfenen Zeit mit dem Hinblick auf die Lebenskraft einer besseren.

Was nun die Anordnung des Gedichts betrifft, so ist auch diese so meisterhaft, daß unter den neuern Gedichten es nicht viele geben möchte, die in einem so beschränkten Rahmen ein so lebensvolles und so viel umfassendes Bild gebracht hätten, wie es hier geschehen ist. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ferne Räume und sich fernstehende Personen hat der Dichter auf eine höchst wirkungsvolle Weise in dramatischer Lebendigkeit zu einer szenischen Einheit zu verknüpfen gewußt. Auf die kunstvollen und doch so natürlichen Übergänge aus einer Szene in die andere ist schon wiederholt aufmerksam gemacht worden. Der Zauber des Gedichts beruht aber nicht allein auf dem wirkungsvollen Aufbau der dramatisch bewegten Szenen und auf seinem visionären Schlusse, sondern ebensosehr auf seinem sprachlichen Ausdruck. Derselbe ist überall groß, schön und energisch. Von außerordentlicher Schlagkraft sind besonders die an den Stellen der Erregung und der Leidenschaft angewandten Bilder und bildlichen Ausdrucksweisen, die das Sinnliche vergeistigen und das Geistige versinnlichen, wie z. B. „im Busen trag' ich den Vesuv"; „der greise Tiger stirbt"; „aus jeder Großtat sah'n der Selbstsucht Züge mich versteinernd

an"; „was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren, an meinem Blut"; „doch grimmer brennt das Denken". Auch die hier und dort gebrauchten, kühnen und ungewöhnlichen Wortformen sind von großer Wirkung, wie z. B. „und wo die Säulen düstern"; „als sonst es pflag"; „verfault erfand ich alles Wesens Kern"; „kraß verstellt"; „jach sprang er auf". Nicht minder wirksam sind die charakterisierenden Beiwörter, wie: silberfüßige Dirnen, berauschter Tanz, der greise Tiger, der blöde Knabe, die irre Hand, düstere Wipfelkronen, blank jedes Wort, langes, gelbes Haar, kühnes, blaues Auge usw. Die Wirkung der Beiwörter hat der Dichter an einigen Stellen noch dadurch erhöht, daß er sie dem Hauptworte nachgestellt hat: „dem Leichenblick, dem stieren"; „ein Kriegsknecht, blondbärtig, hoch"; aber auch da, wo dieses nicht geschehen ist, sind sie kein müßiger Schmuck. Dem ernsten Inhalt des Gedichts entspricht der in langen Zeilen sich bewegende Jambus, der unter allen Versmaßen vorzugsweise der rhythmische Träger des über den Tiefen und Rätseln des Lebens grübelnden Geistes ist. So haben wir denn auch hier nach Inhalt und Form ein Gedicht, mit dem sich nur wenige in der gesamten Poesie der neueren Zeiten messen können. Und doch nannte eine scheelsüchtige und hochmütige Kritik Geibels Poesie eine Poesie für Backfische. Daß Geibel mehr ist als ein Dichter für Backfische, beweisen schon die an dieser Stelle besprochenen Gedichte. Auch in seinen sonstigen Gaben hat er unserem Volke Schöpfungen dargebracht, deren Tiefe und Gedankengehalt, bei vollendeter Formenschönheit, ihm eine wenn auch wechselnde, so doch bleibende Fortwirkung sichern.

Thema.

1. Was wir vom Alter fürchten und hoffen.

(Zu Geibels: „Ich fuhr von St. Goar".)

Wie es für die kleinen Kinder keinen heißeren Wunsch gibt, als den: „Wenn ich nur erst groß wäre!", so regt sich auch in der reiferen Jugend das Verlangen, völlig erwachsen und mündig zu sein, um als voll angesehen in die Reihen der Männer und Frauen eintreten zu können. Dagegen hegt niemand den Wunsch, alt zu sein, weder das Kind, noch der Jüngling, noch der Mann. Und das ist ja auch leicht erklärlich! Denn das Greisenalter ist, der Jugend und dem rüstigen Mannesalter gegenüber, so benachteiligt, daß die Menschen die Spuren des beginnenden Alters, insbesondere das Ergrauen des Haares, nur mit Schrecken und Bestürzung wahrnehmen.

Was ist es denn nun, was wir vom Alter fürchten? Zunächst zweifellos die Verminderung der Genüsse und der Genußfähigkeit, also eine Verarmung des Lebens. Die Gewebe und Organe des Körpers beginnen sich derartig zurückzubilden, daß zum Beispiel hinsichtlich der Genüsse des Gaumens meistens

eine große Beschränkung eintreten muß. Wie oft hört man von alten Leuten sagen: „Das esse ich sehr gern, aber es bekommt mir nicht!“ Um diese Entsagung, die sie sich damit auferlegen müssen, sind sie gewiß nicht zu beneiden. Aber immerhin sind diese materiellen Genüsse etwas Niederes, um das der höhere Mensch niemals eine Klage anstimmen wird.

Schwerer ins Gewicht fällt, daß dem Greis auch höhere Genüsse mehr oder weniger versagt sind, nämlich infolge der zunehmenden Stumpfheit seiner Sinne. Er besucht ein Konzert, und die schönsten, zartesten Stellen eines Liedes, einer instrumentalen Stelle vermag sein Ohr nicht zu vernehmen; er besucht das Theater, und wenn er nicht einen Platz ganz vorn an der Rampe findet, so entgeht ihm z. B. das Mienenspiel der handelnden Personen vollständig. Zu den geistigen Genüssen gehört auch das Lesen, wenigstens wenn es sich um sogenannte Werke der schönen Literatur handelt. Und wie sehr gerade hierin das Alter benachteiligt ist, das ist so bekannt, daß wir dabei nicht länger zu verweilen brauchen.

Eine dritte Art von Genüssen sind dem Alter mehr oder weniger vorenthalten, weil sie nicht ohne einen gewissen Aufwand an körperlicher Kraft zu erlangen sind. Reisen, Wandern, Turnen, Schwimmen und jede Art körperlichen Sports, — der Greis muß darauf verzichten, weil ihm die Glieder den Dienst versagen.

Doch nicht allein die Verminderung der Genüsse ist es, was wir vom Alter fürchten. Es kommt etwas anderes hinzu! Dem tätigen Menschen ist Arbeit der größte Genuß, und das Leben verliert beinahe allen Wert für ihn, wenn er nicht arbeiten, nicht streben, nicht schaffen kann. Nun ist es aber auch hierin mit dem Alter sehr übel bestellt. Dieselben Umstände, die eine Verringerung der Genußfähigkeit herbeiführen — Abstumpfung der Sinne und Abnahme der Muskelkraft —, sie sind natürlich auch von beschränkendem Einfluß auf die Arbeitsfähigkeit. So sehen sich arbeitsfrohe Menschen oft vor der Zeit zu einem untätigen Leben verdammt, und sie müssen noch froh sein, wenn sich noch Gelegenheit für leichtere Arbeiten im Hause für sie findet oder wenn ihnen ihre Augen das Lesen noch erlauben.

Als neuer Umstand tritt hinzu, daß das Alter oft auch eine Erlahmung der geistigen Kraft mit sich bringt, wovon besonders die Menschen, die einen geistigen Beruf ausgeübt hatten, schwer betroffen werden. Wenn sie auch wirklich im Rate der Jungen noch mittun wollen: Sie können es nicht mehr, und sie müssen sich nach und nach aus jedem liebgewordenen Arbeitskreise zurückziehen.

Liegt schon in dieser unfreiwilligen Untätigkeit ein Übel, so verschärft sich dies wiederum durch die Verletzung des Selbstgefühls, denen die Alten ob ihrer geistigen Unfähigkeit oft ausgesetzt sind, besonders wenn sie mit rücksichtslosen, unehrerbietigen jungen Leuten zu tun haben. Zum alten Eisen geworfen zu werden, das ist oft das schwerste Schicksal, an welchem die Alten zu tragen haben, — wie ihnen freilich auch umgekehrt zuweilen der Vorwurf nicht erspart werden kann, mit ihren veralteten Anschauungen der jüngeren Generation zur Last zu fallen. Aber wenn sich auch aus der Gegensätzlichkeit der Anschauungen die Klage der Alten hinlänglich erklärt: „Man versteht uns nicht mehr! Man hört nicht mehr auf uns,“ so wird doch dadurch die Tragik, die darin liegt, nicht geringer.

Aber noch sind wir mit der Aufzählung dessen, was wir vom Alter fürchten, nicht zu Ende. Bis jetzt haben wir bloß solche Übel ins Auge gefaßt, die lediglich als versagte Güter zu betrachten sind. Das Schlimmste, was wir vom Alter fürchten, sind aber die positiven Übel, die es sehr oft mit sich bringt: Krankheit, Schmerzen, Hilflosigkeit! Ein armer Alter, der den ganzen Tag an seinen Lehnstuhl gefesselt ist, ein altes Mütterchen,

das seine letzten Lebensjahre dauernd bettlägerig ist, zumal wenn beide von Rheumatismus, Gicht, Gesichtsschmerzen und andern Teufeln des Alters geplagt werden, sind so traurige Bilder der Menschheit, daß die Furcht vor einem ähnlichen Lose sehr verzeihlich ist.

Nicht selten treten zu diesen Leiden, die in der eigenen Körperbeschaffenheit wurzeln, noch solche, die von lieblosen und selbstsüchtigen Verwandten ausgehen, die durch die Hilfsbedürftigkeit der Alten in ihrer Bequemlichkeit und ihren Freuden gestört werden. Wie manches harte, unwillige Wort müssen da die Alten hören! Und der Gedanke, daß die jungen Leute ja wirklich einiges Recht dazu haben, da sie tatsächlich wirklich zur Last fallen, trägt gewiß nicht dazu bei, ihr hartes Los zu mildern!

So ist es also sehr begreiflich, daß sich die meisten Menschen vor dem Alter fürchten. Aber fürchten oder nicht: kommen tut es auf jeden Fall. Und so ist es am Ende klüger, man findet sich beizeiten damit ab. Anstatt sich das Alter so schwarz auszumalen, wie wir es zuletzt getan haben, ist es nützlicher und weiser, sein Auge auf die Vorzüge des Alters zu lenken; denn daß solche vorhanden sind, ist außer Zweifel.

Was das Alter vor der Jugend voraus hat, ist erstens die Fülle der Erfahrung und dadurch ein Mehr an Einsicht, an Urteilskraft. Diese Überlegenheit des Verstandes ist an und für sich schon ein Gewinn. Denn uns Menschen ist ein Trieb zur Erkenntnis unausrottbar eingeboren; wir kommen nicht zur Ruhe, bis wir den ganzen Umkreis unseres Daseins durchforscht und daraus unsere Schlüsse gezogen haben. Besonders wenn wir mitten in anstrengender Gedankenarbeit drinstehen und unserer Seele keinen Rat wissen, kommt es wohl wie eine Sehnsucht nach der Geistesreife über uns, wie sie nur das Alter gewähren kann.

Aber diese überlegene Einsicht schützt nun auch vor Torheiten und Irrtümern, wie sie die Jugend so oft zu bereuen hat. Daher ist das Handeln der Alten viel ruhiger, sicherer, stetiger; daher taugen auch die Alten so vorzüglich zum Rat, und es gewährt ihnen einen eigentümlichen wehmütigen Genuß, die Jugend sich leichtherzig über ihren Rat hinwegsetzen und dieselben Torheiten begehen zu sehen, denen sie längst entronnen sind. Die reifere Einsicht macht auch das Urteil der Alten über andere Menschen so mild. Sie wissen, wie leicht einer straucheln kann, sie wissen auch, wie oft man sich irrt, wenn man die Menschen und ihre Handlungen nur nach dem Augenschein beurteilt; so sind sie vorsichtig in ihrem Urteil über Personen und werden dadurch auch weit weniger in unangenehme Lagen verwickelt, als die wortfertige Jugend.

Unterstützt wird diese Ruhe des Urteils im Alter freilich noch durch einen andern Umstand; und darin haben wir einen weiteren Vorzug des Alters zu erblicken. Wir meinen die Erkaltung der Leidenschaften, das ruhigere Fließen des Blutes. Ein erhitzter Jüngling, der eine Torheit begeht, ist erträglich; ein Alter, dem dasselbe passiert, ist ein Narr. Hieraus geht hervor, daß wir unwillkürlich eine ruhige, besonnene Gemütslage als ein Hauptmerkmal des Alters betrachten. Und welches Glück eine solche gewährt, das erfährt wohl auch die Jugend schon hinreichend, um es schätzen zu können.

Damit zusammen hängt wieder die Verminderung der Begehrlichkeit, welche dem Alter eigen ist. „In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling.“ Er meint, die ganze Welt sei eigentlich nur um seinetwillen da, habe nur auf ihn gewartet, und so begehrt er vom Himmel alle schönsten Sterne und von der Erde alle höchste Lust (wie es im Faust heißt). Aber wie wenige der tollen Wünsche werden befriedigt, und welch Leid und Kummer kommt dadurch über den jungen Titanen! Das Alter bescheidet sich; es weiß, daß auch in beschränktem Raume Freuden blühen, und wenn es auch

nur kleine sind, so duften sie dafür oft, wie das Veilchen, nur desto süßer. „Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.“ Das ist sein Glück; und zweifellos ist es ein treueres, dauernderes, heilsameres Glück, als die abenteuerlichen Glücksfälle, nach denen sich die Jugend sehnt.

Ruhe, Ausruhen ist überhaupt das Kennzeichen und der Hauptvorzug des Alters. Es muß doch etwas Schönes sein, auf ein tätiges, nützlich verbrachtes Leben zurückblicken und nun noch eine Weile den andern zuschauen zu können, die noch nicht so weit sind wie jener! Es ist das Gefühl eines Menschen, der oben ist auf dem Berge und wie in Seelenheiterkeit zuschauen kann, wie sich die andern mühen, auch hinaufzukommen. Es ist das Glück des Feierabends.

Erhöht wird dasselbe noch durch die Teilnahme lieber Menschen, seien es Angehörige, seien es Geistesverwandte, die zu dem Greis emporsehen, liebevoll und ehrfürchtig, die darin wetteifern, ihm Liebes und Gutes zu erweisen und für die sein Wort beinahe die Bedeutung eines Götterspruches hat. Alles Ungemach der Jugend kommt schließlich daher, daß sie zu viel von den andern begehrt und selber zu wenig geben kann. Das Alter ist reich und genügsam; es freut sich über jedes Blümchen, das ihm blüht, aber es begehrt nicht, daß alle Rosen für es selbst wachsen, es ist reich im Geben.

Wägen wir so die Mängel und Vorzüge des Alters gegeneinander ab, so stellt sich heraus, daß wir keinen Grund haben, es zu fürchten, — wenigstens nicht mehr, als der Ungeborene das Leben fürchten müßte, vorausgesetzt, er vermöchte alle Leiden, die ihm möglicherweise bevorstehen, vorauszusehen. Die gütige Gottheit hat es so eingerichtet, daß jedes Lebensalter seine besonderen Vorzüge hat. Sorgen wir darum nur dafür, daß wir uns ein glückliches Alter verschaffen! Es geschieht dies am besten durch ein arbeitsames, mäßiges Leben. Freilich, daß wir von den erwähnten Teufeln des Alters verschont bleiben, darum müssen wir Gott bitten. Das Gebet „um ein glückliches Alter“ sollten wir jeden Tag beten. Dann können wir uns auch darauf freuen, so wie sich der arbeitsame Mensch täglich auf den Feierabend freut. Denn „Ende gut, alles gut.“

Disposition des vorstehenden Aufsatzes.

Einleitung. Niemand wünscht, alt zu sein.

I. Was wir vom Alter fürchten.
   1. Verminderung der Genüsse:
      a) der materiellen,
      b) der geistigen,
      c) der körperlichen (des Sports usw.).
   2. Verminderung der Arbeitsfähigkeit:
      a) der körperlichen,
      b) der geistigen,
      c) Verletzung des Selbstgefühls, durch jene bedingt.
   3. Die positiven Übel des Alters.
      a) Krankheit und Hilflosigkeit.
      b) Lieblosigkeit der Pflegeer.

II Was wir vom Alter hoffen.
   1. Überlegenheit des Verstandes:
      a) als Gut an sich.
      b) als Mittel für vernünftiges Handeln und weises Richten.

2. Erkaltung der Leidenschaften.
3. Verminderung der Begehrlichkeit.
4. Feierabendruhe.
   a) Rückblick auf ein nützlich verbrachtes Leben.
   b) Freundesliebe.

Schluß. Daß wir keinen Grund haben, das Alter mehr zu fürchten als das Leben.

Andere Themen.

Trost in der Natur.

Wie jedermann seinen Beruf „im Lichte der Ewigkeit" betrachten kann.

„Was uns wert ist, uns zum Heil, ward's gegründet von den Vätern;
aber das ist unser Teil, daß wir gründen für die Spätern."

Rückerts „Barbarossa" und Geibels „Friedrich Rotbart" — ein Vergleich.

14. Ferdinand Freiligrath.*)

Einer der volkstümlichsten Dichter des neunzehnten Jahrhunderts ist unstreitig Ferdinand Freiligrath, dessen glühende exotische Schilderungen namentlich die Herzen der Jugend begeistern. Das Leben dieses Dichters ist ein sehr bewegtes gewesen. Als Sohn eines hervorragend tüchtigen Lehrers erhielt der am 17. Juni 1810 zu Detmold geborene, sich frühzeitig durch sein aufgewecktes Wesen auszeichnende Knabe eine sorgfältige Erziehung. Von der lebhaften Mutter, die leider frühzeitig starb, erbte er die Dichtergabe, die sich bei dem heranwachsenden Knaben in kleinen Gedichten kundgab, — Gedichten, in denen er die Schwester seiner Stiefmutter, zu der er in einem überaus innigen Verhältnis stand, besang. Die Jugend des später so berühmten Mannes war eine glückliche; er lernte fleißig, zeigte aber schon bald eine Vorliebe für fremde Länder, und um seinen Wunsch, diese kennen zu lernen, zu verwirklichen, wurde er Kaufmann. Im Jahre 1825 trat er in das Geschäft seines Onkels zu Soest als Lehrling ein, und hier hat der Jüngling seine Jugendgedichte geschrieben, unter denen unbestreitbar „Moostee" das bedeutendste ist, schon ganz Freiligrathisch mit seiner Bilderpracht und seinem heißatmigen Pathos. Neben der „Versemacherei" betrieb er eifrig das Studium der neueren Sprachen, und diese Sprachkenntnis ermöglichte ihm bald, Dichtungen zu übersetzen, die er gleichzeitig mit eigenen Schöpfungen im Soester Wochenblatt veröffentlichte. Mancherlei Schicksalsschläge fehlten während des im ganzen angenehmen Aufenthaltes nicht: Ein schweres Brustleiden hielt ihn längere Zeit von der Berufsarbeit fern (die ihm, wie es scheint, jedoch nicht die rechte Befriedigung gewährte); dann starb sein Vater, nachdem er ihm, dem Neunzehnjährigen, kurz vor seinem Tode das Versprechen abgenommen, sich mit der Schwester seiner Stiefmutter zu verloben. Dieses Bündnis hat ihm, obgleich er seiner um zehn Jahre älteren Braut herzlich zugetan war, doch

*) Als Grundlage zu den nachfolgenden biographischen Notizen diente: Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke in zehn Bänden. Herausgegeben von Ludwig Schröder. Leipzig, Max Hesses Verlag.

viel Kampf und heimliche Qual und dem tapfern Mädchen viel Kummer gekostet, bis es 1840 gelöst wurde.

Von Soest begab sich Freiligrath 1832 nach Amsterdam, und das Treiben der großen Handelsstadt regte ihn zu frischem dichterischem Schaffen an. Einige Proben seiner schönsten, charakteristischsten Gedichte: „Löwenritt", „Anno Domini", „Scipio" erschienen zu jener Zeit in dem von Chamisso herausgegebenen Musenalmanach. Man fing jetzt an, auf den jungen Dichter aufmerksam zu werden, und die Cottasche Buchhandlung erbot sich sogar zum Verlag seiner Gedichte. Durch diese Erfolge wurde Freiligrath in seinem Entschluß bestärkt, den Kaufmannsberuf an den Nagel zu hängen, und er verpflichtete sich einem Frankfurter Buchhändler, die Viktor Hugoschen „Oden" und „Gemischten Gedichte" bis zu einem bestimmten Termin zu übersetzen. 1836 verließ er Amsterdam, dem er als Dichter unendlich viel zu danken hatte. Er hatte sich fast ganz unabhängig gemacht von den Einflüssen anderer Dichter; seine Phantasie war durch das vielgestaltige Leben in der Seestadt weit lebhafter als früher durch die Lektüre angeregt worden, aus dem stillen Jüngling war ein innerlich gefestigter Mann geworden. Nach kurzem Aufenthalt in der Heimat mußte er, der Not gehorchend, abermals eine Stelle als Kaufmann in Barmen annehmen, und dort war er bald der Mittelpunkt eines Freundeskreises, der sich Freiligrathverein nannte. Doch der verhaßte Beruf und seine von ihm immer mehr als Last empfundene Verlobung drückten ihn oft nieder. Da erschien 1838 seine erste Gedichtsammlung und machte ihn zu einem berühmten Manne. Das gab ihm den Mut, sich freizumachen, und nun widmete er seine ganze Kraft der Schriftstellerei. Während eines Aufenthaltes in Unkel am Rhein lernte er seine spätere Frau, Ida Melos, kennen, die in einer bekannten Familie Erzieherin war, und, kurz entschlossen, löste er sein Verlöbnis. Doch er blieb seiner ehemaligen Braut zeitlebens ein treuer Freund. 1841 fand in aller Stille die Vermählung statt, und das junge Paar nahm seinen Wohnsitz in Darmstadt, wo der Dichter eine Wochenschrift „Britannia" leiten wollte, die die Vermittlerin zwischen Deutschland und England sein sollte. Von dieser erschien glücklich eine Nummer, und Freiligrath sah sich in einer ziemlich mißlichen Lage, die nur durch ein vom König Friedrich Wilhelm IV. bewilligtes Jahresgehalt von 300 Talern erträglich wurde. Von 1842 an begann für den Dichter ein rechtes Wanderleben; wir finden ihn zunächst in St. Goar, wo er ein echtes Poetenleben führte, an dem auch Geibel eine Zeitlang teilnahm. In einem Gedicht aus dieser Zeit, welches er Simrock widmete, nimmt er förmlich Abschied von den Träumereien unter Palmen und Sykomoren, Negern und Orientalen:

„Zum Teufel die Kamele,
Zum Teufel auch die Leu'n!
Es rauscht durch meine Seele
Der alte, deutsche Rhein!
Er rauscht mir um die Stirne
Mit Wein und Eichenlaub,
Er wäscht mir aus dem Hirne
Verjährten Wüstenstaub!"

Inzwischen hatten sich die politischen Ereignisse mehr und mehr zugespitzt; auch Freiligrath wurde in ihren Bann gerissen. Er verzichtete auf sein Ehrengehalt, um frei dazustehen, und suchte durch seine 1844 geschriebenen sozialen Gedichte die Bewegung, die viele Gemüter ergriffen hatte, zum Durchbruch zu bringen. Seine politischen Gedichte erschienen unter dem Titel „Ein Glaubensbekenntnis". Sie hatten eine ungeheure Wirkung; doch verscherzte sich Freiligrath dadurch eine sorgenfreie Stellung in dem kunstsinnigen Weimar. Er ging mit seiner jungen Frau vorerst nach Belgien und siedelte dann nach Hottingen bei Zürich über, wo sich schon viele politische Flüchtlinge befanden, deren Einwirkungen es wohl mit zuzuschreiben ist, daß seine Dichtung immer wilder wurde, so daß schließlich einer der glühendsten Propheten der Revolution aus ihm geworden ist. Das Liederheft „Ça ira" machte ihm sogar den Aufenthalt in der freien Schweiz unmöglich, und 1846 schiffte er sich mit Frau und Kind nach London ein, wo er als Kaufmann eine knapp bezahlte Stelle fand. Schon war in ihm der Entschluß gereift, nach Amerika überzusiedeln, als in Deutschland die Revolution ausbrach und ihn mit fieberhafter Spannung erfüllte. In England hielt es ihn nicht mehr, und im Mai 1848 war er in Düsseldorf. Das Gedicht „Die Toten an die Lebenden" verwickelte ihn als politisch für gefährlich erachteten Menschen in eine Untersuchung, aus der er aber zum ungeheuern Jubel der Menge frei hervorging. Kurze Zeit arbeitete er an der „Neuen Rheinischen Zeitung", aber da er als politischer Redakteur nirgends sicher war, verließ er Deutschland 1851 und lebte fortan in London. Freiwillig hatte er die Heimat verlassen; doch gegen ihn angestrengte Prozesse verwandelten diese freiwillige Verbannung in eine gezwungene. Mit seinem letzten Gedichtband hatte er in Deutschland keinen rechten Erfolg gehabt, — die politischen Unruhen mochten dazu beigetragen haben — das Leben in England stellte schwere Anforderungen an ihn; trotzdem war er unermüdlich literarisch tätig, namentlich in Übersetzungen leistete er Hervorragendes. Die pekuniäre Lage des Dichters besserte sich, als er mit einem ausreichenden Gehalt Leiter der „Schweizer Bank" wurde, welche Stelle er bis 1865 bekleidete. Als die Londoner Filiale aber einging, stand der alternde Dichter wieder vor einer ungewissen Zukunft, und die Sorgen häuften sich. Doch auch die

Hilfe war nahe. Man hatte ihn in Deutschland nicht vergessen, und den Bemühungen seiner Freunde, die eine Sammlung veranstalteten, verdankte er ein Nationalgeschenk, welches die stattliche Summe von beinahe 60000 Talern aufwies: Nicht nur Deutschland, sondern auch die im Ausland, besonders in Amerika lebenden Deutschen hatten dazu beigesteuert. Durch verschiedene Gedichte und Aufrufe war die Erinnerung an Freiligrath lebendig geworden, und als das deutsche Volk ihn stürmisch aus der Fremde rief, zögerte er nicht und kehrte in die lang entbehrte, heißgeliebte Heimat zurück. Da er in Preußen noch nicht begnadigt war, siedelte er 1868 nach Stuttgart über. Im folgenden Jahre wohnte er der Feier eines Gesangvereins in Bielefeld bei, und lebhafte Huldigungen zeigten ihm, wie sehr er geehrt und geliebt war. Und doch war für den betagten Dichter noch nicht der Abschluß seines Schaffens gekommen. So stürmisch sein Herz geschlagen hatte, als die Revolutionen von 1848 ausbrachen und er in jugendlicher Leidenschaft allen Unterdrückern ewige Feindschaft schwur, so pochte es jetzt nicht minder gewaltig, als sich die Wetterwolken im Westen auftürmten, nur daß seine Gefühle und Empfindungen geklärt und veredelt waren. Der politische Dichter des roten Jahres verwandelte sich in den Dichter des Vaterlandes, über welchen Ernst Ziel schreiben konnte: „Freiligraths ‚Hurra, Germania!' sein ‚So wird es geschehen!' und ‚Die Trompete von Gravelotte' — nichts kommt dem gleich in der liederreichen Lyrik des großen Jahres. Vom Standpunkt der gesamten Freiligrathschen patriotischen Lyrik aus betrachtet, erscheinen diese von feuriger Beredsamkeit durchglühten Lieder, ausgestattet mit einer die Zeit am Schopfe packenden jugendlichen Frische und Begeisterung und zugleich mit dieser maßvollen Klarheit und ruhigen Anschaulichkeit, als die Krone dessen, was Freiligrath auf diesem Gebiet hervorgebracht." So sind auch die „Gesammelten Dichtungen" Freiligraths mit dem herrlichen „An Deutschland" eingeleitet worden; es ist seine letzte patriotische Dichtung. Er hat danach noch manches Gedicht geschrieben, doch seine eigentliche Schaffenskraft war nach dem großen Kriege dahin. Als er am 18. März 1876 starb, trauerte ganz Deutschland an seiner Bahre.

Zur Würdigung des Dichters geben wir hier Eduard Engel das Wort: „Freiligrath, der Mensch", sagt er in seiner Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, „ist nicht minder liebenswert als Freiligrath der Dichter. Er war einer von den Selbsterziehern in unserer Literatur. Immermann, der ihm besonders wohlwollte, schrieb über ihn besorgt an einen Freund: „Aus Sekunda abgegangen — der Mangel an Bildung und Kenntnissen wird zu baldiger Erschöpfung führen." Freiligrath hat ihn durch seine geistige Selbstzucht glänzend widerlegt. Seine Gedichte und Über-

setzungen zeigen ihn, den Kaufmann, den nicht akademisch gebildeten, auf der Höhe all des Wissens, das einem Dichter nötig ist, und als einen unserer sichersten Sprachbemeisterer. Würdig ging er in die Verbannung für seine politische Überzeugung, bescheiden kehrte er in die Heimat zurück, und ihr sang er 1870 beim Erscheinen seiner gesammelten Werke die Widmung zu:

Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?
Ich kann am Wege nur stehen,
Von Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

Und als ihm nach dem Siege nicht alles in der Politik des Vaterlandes gefiel, da tat er nicht wie Herwegh, der „unentwegte" Groller und Schimpfer, sondern freute sich des Großen und schwieg zu dem Kleinen.

Freiligraths Dichterlaufbahn war ein wenig die eines Wunderkindes. Sein Gedicht „Moostee", eine durchaus reife Schöpfung, entstand mit 16 Jahren; mit 19 schrieb er eines seiner schönsten Gedichte: „Nebo", und erstaunlich ist die ebenso frühe Entstehung seines tiefsten Liedes: „O lieb', solang du lieben kannst", das der Jüngling als Klage um den verstorbenen Vater angestimmt hat (1829). Früh mit Viktor Hugos Gedichten bekannt geworden, versuchte er sich in Alexandrinern, die er mit einem in Deutschland nie dagewesenen Schwunge beseelte: „Spring' an, mein Wüstenroß aus Alexandria!" Nein, fürwahr, das war „der Renner nicht, den Boileau gezäumt Und mit Franzosenwitz geschulet!"

So hoch auch Freiligrath alle übrigen politischen Dichter überragt, lebendig geblieben sind von seinen Dichtungen überwiegend die unpolitischen. Außer den schon erwähnten Jugendgedichten das herzensinnige „Ruhe in der Geliebten" (So laß mich sitzen ohne Ende, So laß mich sitzen für und für); „Wetterleuchten in der Pfingstnacht" (Will er in lichten Flammenbränden), „Wär' ich im Bann von Mekkas Toren", nicht zu vergessen den so berühmt gewordenen Mohrenfürsten mit dem bedenklichen Vergleich des verfinsterten Mondes; ferner „Prinz Eugen der edle Ritter", die „Bilderbibel", „Gesicht des Reisenden" und die in alle Lesebücher eingedrungenen: „Der Blumen Rache" und der „Löwenritt". Für die außerordentliche Beliebtheit Freiligraths, zumal bei seinen Lebzeiten, ist ein schlagender Beweis, daß sein Lied „O lieb', so lang du lieben kannst" in einige schweizerische Kirchengesangbücher aufgenommen wurde.

Die politischen Dichter hatten Freiligrath vor dem Erscheinen seines „Glaubensbekenntnisses" vorgeworfen, er suche seine Stoffe nur in der Fremde, in den fernsten Zonen, und in seinen Gedichten dieser Gattung sei „mehr Hufschlag als Herzschlag" (Dingelstedt). Mit Recht aber durfte der Dichter entgegnen:

„Wer in meinen Wüsten das Ohr an den Boden legt, der hört doch bei Gott nicht bloß Hufe, sondern auch dann und wann das Pochen einer fühlenden, in Liebe und Haß entbrennen könnenden, manchmal selbst krampfhaft zuckenden Menschenbrust."

Und daß unserer Dichtung die ihr durch Freiligrath verliehene Farbenglut etwas geschadet habe, wird niemand beweisen können.

Löwenritt.

1. Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

2. Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karru,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

3. Sieh! dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

4. Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürst bestiegen?

5. In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

6. Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen.

7. Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

8. Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte.
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

9. Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

10. Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise,
Tot, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Über Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Der „Löwenritt" ist eine Ballade aus der Tierwelt, wie sie nur die bleiche Wüste Afrikas, diese Stätte des Grauens und Schreckens, bieten kann. Die Schauer derselben, die an sich schon auf die Phantasie einen mächtigen Zauber ausüben, tragen nicht wenig zu der Beliebtheit dieses Nachtstückes bei. Grausam und schonungslos bricht hier der Tod in das Leben eines friedlichen Tieres, welches eben der nächtlichen Ruhe pflegen will, plötzlich herein. Kaum dem Verdursten entronnen, erliegt es dem Gebieter der Tierwelt, nachdem dieser es, gleichsam im wilden Siegesübermut, zum Ritt durch sein Gebiet benutzt hat. Wir nehmen an seinem Geschick, an seiner Angst und Pein den innigsten Anteil. Die Bedenken gegen die natürliche Möglichkeit des Vorgangs verstummen vor dem Eindruck des Gedichts. Über das Wo, wie über das Wann und Wie des rätselhaften Rittes klärt uns der Dichter nur allmählich auf.

Die Überschrift des Gedichts deutet schon auf etwas Ungewöhnliches hin. Mit einem kurzen, kräftigen Satze führt dann der Anfang des Gedichts den Löwen als den Herrn und Gebieter der Wüste ein und geht darauf in dunkler Andeutung zu seinem Vorhaben über. Der Wüstenkönig will sein Gebiet durchfliegen, also in der schnellen Weise eines Vogels. Von wo aus dieses geschehen soll, ist, ohne des Wie zu gedenken, in dem folgenden Satze enthalten. Das Wort wandeln ist in demselben wieder von Bedeutung, indem dasselbe ein langsames, sorgloses und würdevolles Gehen bezeichnet, wie solches nur dem mächtigen König der Tiere beigelegt werden kann, der als Herr und Gebieter keine Furcht kennt, wohl aber überall, wo er sich zeigt, Schreck und Furcht verbreitet, so daß selbst das Laub der Sykomore über dem Gewaltigen erzittert. Kauernd, nicht zum Ruhen, sondern zum jähen Sprunge bereit, legt er sich in dem hohen Schilf der Lagune nieder, aus deren schlammgefüllten Becken Giraffen und Gazellen ihren Durst löschen, wenn der Abend hereinbricht. Wir ahnen, daß hier der Ort sein könnte, wo der Löwe nach Sonnenuntergang sich sein Reitpferd holt.

Das Bild des anbrechenden Abends ist in der zweiten Strophe ausgeführt, mit wenigen, aber kräftigen Zügen, ebenso die Örtlich-

keit des Schauplatzes. Die abendliche Ruhe, die so abweichend von dem stillen Frieden ist, den der sinkende Tag unsern Gegenden bringt, hat hier etwas Bedenkliches und Unheimliches. In dem Kraal der Hottentotten leuchten die Feuer weithin in die dunkle Nacht, um die wilden Tiere zu verscheuchen und von den Herden abzuhalten: Durch die Karru schweift einsam der ungesellige Kaffer, der nie ohne Speer und Bogen seinen Schlupfwinkel verläßt und am Abend, gleich den räuberischen Tieren, auf Beute auszieht. Antilope und Gnu haben sorglich im tiefsten Versteck ein nächtliches Lager aufgesucht.

Die 3. Str. führt nun in imposanter Weise den zweiten Träger der Handlung, die Giraffe, ein, welche alles in der öden, endlosen Ebene überragt. Eine wahre Zierde der nackten Wüste, schreitet das herrliche Tier majestätisch der Lagune zu. Jeder Satz, da jedes Wort ist hier wieder bezeichnend und der ersten Strophe gegenübergestellt. Hieß es dort vom Löwen, daß er nach der Lagune wandle, so heißt es hier von der Giraffe, daß sie nach derselben majestätisch schreite, also mit abgemessenen Schritten und mit einer gewissen Feierlichkeit, was auf ihre ungewöhnliche Größe, namentlich auf den langen Bau ihrer Glieder hindeutet, wie denn überhaupt der Dichter die charakteristische Eigentümlichkeit dieses Tieres, wie die des Löwen, in das Ganze verflochten hat, da beide Träger der Handlung sind. War ferner vom Löwen gesagt, daß er die Lagune aufsuche, um in dem hohen Schilf derselben kauernd sich niederzulassen, also zum Sprunge bereit, so heißt es hier, daß die Giraffe dorthin schreitet, um ihren Durst zu löschen, also in friedlicher Absicht.

Mit der 4. Str. beginnt die eigentliche Handlung. Sie beginnt höchst bezeichnend mit dem Hervorspringen des Löwen. Kaum hat sich die Giraffe niedergelassen, um den brennenden Durst zu löschen, da regt sich's im hohen Schilfe, und im selben Augenblick sitzt auch der Löwe mit furchtbarem, erschütterndem Gebrüll auf dem Nacken des entsetzten Tieres. Er hat das Roß zu seinem Ritte gefunden, was in der 1. Str. nur dunkel angedeutet war. Ganz der afrikanischen Natur entsprechend, wechselt die Szene mit einem Schlage. Vor uns steht plötzlich der Löwe als Reiter und die Giraffe als Reitpferd, auf welchem der König der Wüste sein Gebiet durchfliegen will, und welches in seiner Größe, wie in seiner Pracht und Schnelligkeit alle Reitpferde der Welt übertrifft und allein geeignet ist, den Fürsten der Tiere zu tragen, der mit fliegender Mähne den hohen Sitz auf demselben einnimmt.

Meisterhaft wie die Einführung der beiden Tiere als Träger der Handlung, des Reiters und seines Rosses, ist nun auch die Schilderung des grausigen Rittes. Die Giraffe durchfliegt mit

einer solchen Schnelligkeit die mondbestrahlte Fläche, daß es scheint, als ob sie mit ihren leichten Füßen den Boden kaum berühre. In ihrer Todesangst treten die Augen starr aus ihrer Höhle; schwarze Blutstropfen rieseln an ihrem braungefleckten Halse nieder und bezeichnen die Spur des Rittes. Jeder Zug ist derart, daß er die Phantasie mächtig ergreift. Besonders wirksam ist der Schluß:

„Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen!"

Str. 7 und 8 schildern das Gefolge, welches den Wüstenkönig bei dem Ritte durch sein Gebiet begleitet. Str. 7 verweilt ausschließlich bei der aufwirbelnden Säule gelben Sandes, die gleich einem fahlen, luftigen Schemen dem schnellen Reiter geisterhaft auf dem Fuße folgt. Mit üppiger Rhetorik hat dies der Dichter durch ein vierfaches Bild veranschaulicht: durch die Erinnerung an die Feuersäule, die dem Volke Israel in der Wüste voranzog (ein nicht sehr passendes Bild), durch den Vergleich mit einem Geist der Wüste und mit einem fahlen, luftigen Schemen und durch das Bild einer Wasserhose, die er mit dem französischen Worte Trombe (= Trompete, nach der Form dieser Naturerscheinung) benennt.

Str. 8 enthält das übrige Gefolge, welches in ehrerbietiger Ferne nacheilt. Es ist die Hyäne und der Panther, die heißhungrig den Augenblick erwarten, in welchem die Giraffe zusammenbricht und die Abfälle der Mahlzeit ihnen zuteil werden. Aber nicht nur auf der Erde, auch hoch in den Lüften lauern hungrige Gäste und eilen dem Reiter nach. Unheimlich krächzen dort die Geier, das gierigste Gesindel, das es gibt.

Mit der 9. Str. kehrt das Gedicht zu der Schilderung des Reiters und seines Rosses zurück. Die Giraffe, obschon sie alle ihre Kräfte zusammennimmt, kann dem Löwen nicht entgehen. Je rascher sie läuft, desto tiefer und schonungsloser schlägt er seine Krallen in ihren Nacken. An der Wüste Saume bricht sie zusammen: und über Madagaskar fern im Osten sieht man Frühlicht glänzen — ein schöner Abschluß des grausen Stückes, das mit dem hereinbrechenden Abend begann und mit dem anbrechenden Morgen, der dem Räuberleben Einhalt tut, endet. Mit Recht hat der Dichter das Zerfleischen des Tieres und den Kampf des Gesindels, der Hyänen und Geier, nach dem Ritte des Löwen gar nicht erwähnt, geschweige denn ausgeführt.

Der Vers unseres Gedichts ist der trochäische Tetrameter, der durch die Cäsur halbiert wird.

– ⏑ – ⏑ | – ⏑ – ⏑ || – ⏑ – ⏑ | – ⏑ – ⏑ |

Es hat dieses Metrum einen lebendigen, aber doch dabei würdigen Gang und paßt trefflich zu der schauerlichen Größe des

Löwenrittes. Der Reichtum an volltönenden Lauten, sowie auch die langen, gewichtigen, so prächtig ins Ohr fallenden Worte, die sich durch zwei oder mehrere Versfüße hindurchziehen, tragen nicht wenig dazu bei, die Kraft und Würde des Versmaßes noch zu erhöhen (Hottentottenkraal, Antilope, schlammgefüllten, Marstallkammern, Riesenpferdes, mondbestrahlte, braungefleckten, grausenvolle usw.).

Die Reime sind kräftig, obschon fast alle weiblich sind. Die auf Fremdwörter sind unserm Dichter vorzugsweise eigen und von ihm mit Vorliebe gebraucht und mit bewunderungswürdiger Fertigkeit und Leichtigkeit gehandhabt worden (Rohre — Sykomore — Hottentottenkraale — Signale — Karru — Gnu). Es kommen indes die Fremdwörter nicht bloß in Reimen vor, sondern sie durchdringen überhaupt die Dichtung wie ein würziger Hauch und geben der Schilderung einen fremdländischen Farbenton.*)

Freiligraths Name tauchte in einer Zeit auf, in welcher die Teilnahme für lyrische Dichtung im Abnehmen war. Man sehnte sich nach neuen Stoffen und Stimmungen. Das Thema vom Mondschein, Vogelgesang, Ruinen und Nonnen ließ kaum noch eine Abwechslung zu. So fand unser Dichter, als er zuerst mit seinen Wüstenbildern und seinen prächtigen Schilderungen der tropischen Natur auftrat, ein ziemlich freies Feld und eine rasche Verbreitung dieses Zweiges seiner Dichtungen. Nur Chamisso war ihm vorausgegangen, aber frei von Übertreibungen, wie solche in manchen Phantasiegebilden Freiligraths sich finden.

---

*) Einige Ausdrücke könnten einer näheren Erklärung bedürfen, obschon ihre Bedeutung aus dem Zusammenhang einigermaßen zu erkennen ist. Lagune, eine mit Schlamm und Wasser angefüllte Vertiefung an der Meeresküste (die Lagunen bei Venedig). Sykomore, Maulbeerfeigenbaum, der die Höhe von 10—15 m erreicht und vorzugsweise im Orient wächst. Kraal, die zusammenstehenden, aus Lehm erbauten Hütten der Negerstämme im südlichen Afrika. Die Hütten haben die Form eines Bienenkorbes. Tafelberg, ein Berg, der in der Nähe der Kapstadt liegt und ohne Spitze in eine breite Platte endet. Afrika ist reich an solchen, gleichsam unvollendeten Bergen. Der Tafelberg bei der Kapstadt signalisiert, wie viele andere Berge (z. B. der Brocken), durch die Art der Beleuchtung im voraus das Wetter. Hottentotten und Kaffern, Negerstämme in Südafrika. Karru heißt eigentlich hart; die unfruchtbare, aus festem Lehmboden bestehende Hochebene nördlich vom Kaplande. Gnu, eine Antilopenart, von der Größe eines kleinen Pferdes, mit einer starken Mähne und mit sonderbar gebogenen Hörnern. Schabracken (türkischen Ursprungs), die Pferdedecken. Marstall, Pferdestall. Marschall zus. aus marah Pferd und scalh Bedienter, also urspr. Aufseher über die Pferde. Bug, Vorderteil der Brust. Pardel, Panther. Yemen, ein am roten Meer gelegener Küstenstrich Arabiens. Schemen, Schattenbild, durch mattes Licht hervorgerufen. Fahl, gelblich-grau, erdfarben; Nebenform falb.

Thema.

Der Löwe, der König der Tiere.

Obgleich der Löwe sich weder an Größe, noch an Stärke mit manchem andern Säugetiere messen kann, so ist er doch seit uralten Zeiten als König der Tiere gefeiert worden. Wenn rohe Kraft und große Gestalt schon ein königliches Ansehen verleihen könnten, so würde der Elefant den ersten Rang unter den Landtieren einnehmen müssen. Aber trotz seiner Größe und Stärke kann er schon seines plumpen Baues wegen keinen Anspruch auf königliche Würde erheben. Die dunkle, formlose Masse seines Leibes hebt sich wie der Buckel eines Berges auf den säulenartigen Füßen empor; eine rissige erdfarbene Haut umschlingt den ungeheuren Körper, an dem die Glieder ohne freiaufstrebenden Schwung angefügt sind. Wie edelstolz ist dagegen der Löwe gebaut! Wie schön gestaltet sind seine Glieder, wie würdevoll ist das bräunliche Gelb seines Gewandes! Vorzüglich schön ist der gewaltige Kopf im Schmuck der wallenden Mähne. In keinem Tierantlitz ist Würde und Kraft so im Bunde, als in dem Haupte des Löwen. Diese breite Stirn, diese festen, ruhig blickenden Augen haben etwas Ehrfurchtgebietendes. Vor allem ist es die lang herabwallende Mähne, welche dem männlichen Löwen einen gebieterischen Schmuck verleiht. Wenn diese wild sich emporrichtet, die Stirn sich runzelt, und aus den Augen Tod und Verderben blitzt, dann wird der Kopf des Tieres zu einem wahren Meduſenhaupte, vor dem auch der beherzteste Mensch zusammenschrickt und seine Ohnmacht dem Könige der Tiere gegenüber fühlt.

Erst im Kampfe zeigt der Löwe seine ganze Majestät. Niemals flieht er. Mit wutfunkelnden Augen mißt er den Gegner; stolzen Schrittes wandelt er grollend an den Feuerrohren einher, peitscht mit dem Schweife die Erde, daß sie stäubt, und verkündet mit einem entsetzlichen, markerschütternden Gebrüll, daß er bereit sei, den Kampf aufzunehmen. Ist er verwundet, dann stürzt er mit rasender Wut auf seinen Gegner mit einem Schrei, der das Blut erstarren macht. Die Vorderfüße auf die Brust seines Gegners gestemmt, den Schweif hochaufschwingend, die Mähne wild gesträubt: so steht er triumphierend da. Der Löwe kämpft, solange noch ein Fünkchen Leben in ihm ist; er kämpft nicht bloß für sein Leben, sondern auch für die Ehre. Selbst im Schlafe zeigt sein Antlitz eine stolze, aus dem Gefühl der Kraft stammende, siegesfreudige Ruhe, die, wenn's not tut, den Blitz und den Donner bereit hält.

Im Sumpfrohr, „wo Gazellen und Giraffen trinken", in einsamer, buschiger Felsenkluft hat er sein Lager. Dort liegt er während des Tages meist im Schlaf. Weckt ihn die Abenddämmerung, dann richtet das stolze Tier sich auf, neigt den Kopf zur Erde, und nun läßt es aus seiner breiten Brust das furchtbare Donnergebrüll ertönen, welches mit jeder Minute stärker wird. Die Erde erzittert im weiten Umkreis; die Tiere der Wildnis bergen sich angstvoll oder laufen scheu nach allen Seiten hin; ja selbst der Mensch erzittert, wenn der König der Tiere seine Stimme vernehmen läßt.

Gesicht des Reisenden.

1. Mitten in der Wüste war es, wo wir nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekommner Dromedare weiße Knochen.

2. Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

3. Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

4. Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämmrung Schatten; Wüstentiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geisterkarawane! —

5. Ja, sie kommt! vor den Kamelen schweben die gespenst'schen Treiber;
Üppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber,
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen, sausend sprengen sie nach Mekka.

6. Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr! wer kann sie zählen?
Weh, auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kamelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Tiere Zügel fassen.

7. Denn dies ist die Nacht, wo alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich scharen, in der heil'gen Stadt zu beten.

8. Immer mehr! noch sind die letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandebenge
Sausten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

9. Haltet aus! die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde,
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderherde.
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

10. Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröte werden ihnen zu Bestattern;
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher!
Seht, er dämmert schon! ermut'gend grüßt ihn meines Tiers Gewieher.

Das voraufgegangene Gedicht brachte ein lebensvolles Bild der heißen Kämpfe aus dem Tierleben im südlichen Afrika; das vorliegende führt uns nach dem Norden dieses Erdteils, in das Menschenleben Afrikas, mitten in die furchtbare Öde der Sahara, wo der Tod seine Heimat hat und die gebleichten Knochen der verschmachteten Pilger und Kamele den Weg im pfadlosen Wüstensande bezeichnen, zum Schrecken und Grauen der Reisenden. Die Natur, die sonst überall tausendfaches Leben hervorruft, gleicht hier einem großen Grabe, welches alles zu verschlingen droht. Von dem grünen Vorgebirge bis zur Babelmandeb-Enge ist der bleiche

Sand ein endloses Leichentuch. All die Toten, welche es deckt, läßt nun der Dichter wie mit einem Zauberschlag erstehen und vor unserm Auge vorbeiziehen, mit einer Anschaulichkeit, daß mit diesem Wüstengemälde keine Schilderung sich zu messen vermag. „Die Wüste selbst ist lebendig gemacht mit allen ihren Schrecken, sie erzählt ihre Geschichte" (Gottschall).

Dem Stoffe nach gehört das Gedicht dem morgenländischen Sagenkreis an. Entquollen dem mohammedanischen Glauben, ist es der afrikanischen Wüste angepaßt. Nach dem Glauben der Mohammedaner muß jeder, der sich zum Islam bekennt, sollen ihm die Paradiesesfreuden des Jenseit zuteil werden, in seinem Leben einmal eine Wallfahrt nach Mekka unternehmen. Diejenigen, welche auf dieser Fahrt umkommen, werden zu einer gewissen Zeit in Scharen als Geister nach der heiligen Stadt geführt, damit ihnen die Verheißung, welche an die Wallfahrt geknüpft ist, nicht entgehe.

Die Dichtung ist wiederum ein Nachtstück, wie der Löwenritt. Sie beginnt gleich diesem mit dem hereinbrechenden Abend und endet ebenfalls mit dem hereinbrechenden Morgen. Zuerst führt uns der Dichter die trostlose Öde der Sahara und die Schauer, welche in ihrem Gefolge sind, in wenigen, aber vielsagenden Zügen vor, indem er mit kräftigen Farben das Bild einer Wüstenrast entwirft. Kein wirtliches Haus, geschweige ein Dorf oder eine Stadt, nimmt den Reisenden am Abend nach dem ermüdenden Ritte in dem glutheißen Tage auf. Der Sand der Wüste ist sein Lager, der Sattel sein Kopfkissen, der Kaftan sein Deckbett, und um ihn ruhen als Schlafgesellschaft die weißen Knochen umgekommener Tiere und Menschen, vom Mondlicht gespenstisch beleuchtet. Nicht einmal ein Baum breitet seine Zweige über dem Haupte des Ermüdeten aus. Statt Schlummerlieder, welche der Abendwind leise dem Gezweig anvertraut, hört er das Gekreisch des Geiers, der in weiten Kreisen ihn und sein Kamel umschwärmt und mit hungrigem Magen lauert, ob nicht den Rastenden ein gleiches Schicksal wie die, welche den ewigen Schlaf um ihn halten, treffen werde. Schaurig schallen die Töne in die unheimliche Nacht. Es ist das einzige Lebenszeichen der Wüste, welches der Dichter in seinem Gemälde hat auftreten lassen. Daß dieselbe noch andere und drohendere Schrecknisse birgt, ist auf eine wirksame Weise dadurch angedeutet, daß niemand sich zur Ruhe begibt, ohne vorher die blanken Waffen neben sich zu legen, daß bei dem geringsten Geräusch jeder nach dem Wurfgeschosse faßt, ja, daß der Schlafende selbst im Traume danach greift. Auch die Stille und Einsamkeit, welche ringsum in der trostlosen Öde herrscht, konnte nicht treffender der Empfindung nahe gebracht werden, als Str. 3 es tut. Nichts erregt

nehr das Gefühl der tiefen Stille, als das Hervorheben eines
eisen Geräusches, welches sie von Zeit zu Zeit unterbricht. Das
iermal wiederkehrende „nur zuweilen" — hilft die Wirkung noch
rhöhen. Die genannte Strophe leitet außerdem sehr schön die
nun folgende geisterhafte Erscheinung ein, die zu der bisher ge-
childerten Szene der Ruhe in einem scharfen Gegensatz steht.
Alles in der weiten, ruhigen Wüste gerät plötzlich in die lebendigste
Bewegung; nicht nur die Schlafenden, auch die Toten erheben sich;
elbst die zerstreuten Knochen bei der Lagerstätte werden vor den
Augen der Reisenden zu lebendigen Kamelen, und der braune Sand
teigt wirbelnd, in dunklen Massen sich zu Männern wandelnd, in
die Höhe, daß das Mondlicht verschwindet. Jede Einzelheit dieser
Szene ist charakteristisch und steigert die Spannung. Zuerst sind es
die räuberischen Wüstentiere, welche aus ihrer Ruhe aufgeschreckt
werden. Angstvoll jagen sie an dem Lager vorüber, ohne es an-
zugreifen. Schäumend bäumen sich die Pferde und wecken die
Schläfer. Die Angst und Unruhe in der Tierwelt kündigt den
Geisterzug erst an, dem Volksglauben gemäß, nach welchem die Tiere
eher als die Menschen das Erscheinen von Geistern verspüren. Die
Rastenden werden nun auch von jähem Schrecken ergriffen; dem
Führer entsinkt die Fahne. Endlich kommt die Geister-Karawane
elbst. In sausendem Wirbel braust sie heran, immer weiter vorwärts
nach Mekka. Endlos ist der Zug. Als die ersten zurückkommen, sind
die letzten noch nicht vorbeigeflogen. Energischer hätte wohl die große
Zahl derer, die im Sandmeer umgekommen sind, nicht zur Empfin-
dung gebracht werden können! Weise hat der Dichter eine ins ein-
zelne gehende Schilderung, die den Glauben an die Erscheinung leicht
zerstören könnte, vermieden und das Gemälde nur in großen, die
Phantasie erregenden Zügen ausgeführt. Dadurch ist auch das Gräß-
liche der Erscheinung gemildert worden, wozu außerdem noch die Hin-
weisung auf das biblische Altertum beiträgt, die hier viel passender
als in dem voraufgegangenen Gedicht angebracht ist und durchaus
nichts Störendes hat, da heute noch viele Sitten und Gebräuche in
der Wüste zu finden sind, welche an die Patriarchenzeit erinnern.

An wirkungsvollen Beiwörtern (wallende Talare, schlaffer
Zaum, schleierlose Weiber, braune Männer) und an kräftigen, voll-
tönenden Reimen ist das Gedicht nicht minder reich, als das vorige,
mit dem es auch die lebensvolle Bewegtheit gemein hat. Beide
sind echte, großartige Wüstenbilder, der Gluthitze und der Wildheit
der grausigen Öde, dem grellen Wechsel ihrer Erscheinungen und
der fieberhaften Erregtheit angemessen, welche jeden überfällt, der
die Wüste betritt, wo schon am hellen Tage die Fata Morgana ihr
Wesen treibt und dem Reisenden täuschende Trugbilder vorführt.

Thema.

Die Wüste Sahara und das Meer.

Die Wüste Sahara, die unter allen Einöden der Erde die schrecklichste und ausgedehnteste ist, bietet manche Verwandtschaft mit dem Ozean, und nicht mit Unrecht wird sie das Meer ohne Wasser genannt. Im Norden und Süden von fernen Küstengestaden umgeben, erscheint sie wie der Ozean dem Auge ohne Grenzen und erweckt wie dieser das Gefühl der Unendlichkeit. Oasen ragen gleich Inseln aus ihrem Sande hervor, und Schiffe durchziehen sie nach allen Richtungen. Es sind die geduldigen Kamele, ohne welche die Küsten- und Inselbewohner der Sahara ebensowenig zueinander kommen könnten, als die durch das Wasser des Ozeans getrennten Völker ohne Segel- und Dampfschiffe. Gleich diesen Fahrzeugen wird das Wüstenschiff vor der Abfahrt mit Waren und Lebensmitteln beladen; gleich ihnen hält es bei den Inseln an, um frisches Trinkwasser aufzunehmen, und landet endlich in den Hafenorten, welche rings die Sahara umgeben. Das Wasser trägt es in mächtigen Lederschläuchen, die Lebensmittel in Körben, welche aus Palmenfasern geflochten und in verschiedene Fächer geteilt sind; und da es im Sandmeere ebensowenig wie auf dem Wassermeere an Räubern fehlt, so wird das Kamel auch mit Waffen beladen. — Die größte Gefahr bringen jedoch die Stürme, die hier noch schrecklicher sind, als auf dem Ozean, und denen eine unheimliche Stille voraufzugehen pflegt. Der Sand der Wüste wird lebendig und in seinem innersten Grund aufgewühlt; ungehemmt bewegt er sich in Wellen, wie das Wasser des Meeres; die feinsten Körner durchfliegen, schäumenden Wassertropfen gleich, im Sturme die Luft und fallen mit einer Hitze auf Menschen und Tiere nieder, als wären sie in einem Glutofen erwärmt worden. Sie dringen durch die Kleider der Reisenden, ja selbst durch die Poren und Fugen der Kisten und Schläuche und machen die mitgenommenen Lebensmittel ebenso unbrauchbar, wie das Meer, wenn der Sturm die salzigen Wellen in die Schiffsräume wirft. Ist das Toben des Windes vorüber, dann gleicht die große Sandfläche mit ihren starrgewordenen Wellen so recht dem vom Sturm zerwühlten Ozean.

Ein zweiter Todesengel, der dem Reisenden nicht selten die letzte Kraft aus Mark und Bein raubt, seinen matten Leib mit brennender Glut durchwühlt, den Schmerzenslaut auf den heißen Lippen ersterben läßt, ist der Durst, von dem man hier noch mehr gepeinigt wird, als auf dem Meere, wenn die in dem Schiff mitgenommenen Wasservorräte ausgegangen sind. Kann keine Quelle aufgefunden werden, so stellt sich auch bald dumpfe Verzweiflung ein. Fieberhafte Träume scheuchen den Schlaf von den Augen des Schmachtenden, und dem Unglücklichen werden jetzt schon die gräßlichen Grabeslieder der Wüste von der totenräuberischen Hyäne vorgeheult, und wohin er auch sieht, und was er auch hört, überall kündigt der Tod sich an.

Bei der großen Einförmigkeit der Sahara bietet das Reisen in derselben ebensowenig Abwechselung dar, als eine Reise über das Meer. Blauer Himmel und grauer Sand ist oft alles, was man in einer Reihe von Tagen sieht, und zeigt sich einmal ein Tier, ein Käfer oder eine Ameise, so wird von diesem Ereignis gesprochen, wie wenn den Reisenden auf dem Meere ein fliegender Fisch, ein in die Höhe gesprungener Delphin zu Gesicht gekommen ist. Auch kann man die Wüste ebensowenig ohne Kompaß bereisen als das Meer. Die Gelehrten vermuten nicht ohne Grund, daß sie einst vom Wasser bedeckt und ein Binnenmeer gewesen sei.

Die Auswanderer.

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

2 Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

3. Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank.

4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

5. Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

6. Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8. O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

10. Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

11. Der Bootsmann winkt. — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais. —

Dieses Gedicht entstand im Sommer 1832 während Freiligraths Aufenthalt in Amsterdam, von wo aus damals die Schwarzwälder den Reigen der deutschen Auswanderung eröffneten, die schließlich eine solche Höhe erreichte, daß jährlich oft mehr als hunderttausend Deutsche nach fremden Erdteilen zogen, um dort ihr Glück zu machen, ohne gerade zum Auswandern durch Not gezwungen zu sein. Das Fremdländische aufzusuchen, es dem Einheimischen vorzuziehen, auch wenn es mit diesem sich nicht messen kann, ist von jeher ein eigentümlicher Zug des germanischen Wesens gewesen, der sich noch heute in der Wanderlust nach dem Ausland geltend macht. Und doch empfindet wiederum kein Volk die Sehnsucht nach dem Heimischen, wenn dieses ihm verloren gegangen ist, so tief und schmerzlich, als das deutsche Volk. Das ali-lenti, das andere Land, wie unsere Vorfahren die Fremde bezeichnend nannten, und das Wort „Elend" sind gleichbedeutend. In die Fremde gehen,

sei es gezwungen oder freiwillig, hieß ins Elend gehen.*) Aus diesem Gedanken ist das vorliegende Gedicht entsprungen. Demgemäß muß es das Glück, welches an das traute Heim geknüpft ist, und das Elend, das die Trennung von demselben zur Folge hat, zur Anschauung und Empfindung bringen. Beides ist dem Dichter in überaus schöner und sinniger Weise gelungen.

Zunächst erkennen wir aus dem Gedicht, daß die Fremde, welcher die Auswanderer zueilen, mit der Heimat, die sie verlassen haben, sich nicht messen kann. Dieses bietet alles, was imstande ist, das Leben glücklich zu machen: ein mildes, für den Anbau der Rebe wie des Getreides günstiges Klima, einen fruchtbaren Boden, einen Wechsel von Ebenen, Berg- und Hügellandschaften, vom Grün umgebene Dörfer mit freundlichen Kirchen, fette Weiden und traute Obstgärten, verbindende Straßen und schmucke Herden, deren Glockengeläut sich in des Waldes Lustgesang mischt. Die Fremde dagegen, welcher die Auswanderer zueilen, hat derartiges nicht aufzuweisen. Kein Pflug hat dort im fernen Westen den Boden gelockert und urbar gemacht, kein Dorf schmückt die weiten Strecken; nur leichte, vereinzelt stehende Bretterhäuser zeugen von einer erst beginnenden Kultur. Rohe, einer fremden Menschenrasse angehörende Völker, deren Sprache die Ankömmlinge nicht kennen, deren Glauben sie nicht teilen, durchstreifen die weiten Gebiete. Den Ansiedlungen feind, führen sie ein wildes Jägerleben und haben weder für die Sitten und Gewohnheiten, noch für die Tränen und für die Freuden der Einwanderer ein Verständnis. Mit tiefer Wehmut sieht der Dichter die schönen, kräftigen Gestalten der deutschen Heimat jenen Gegenden zueilen und in geschäftiger Hast dem Schiffer ihre Habe darreichen, die sie auf deutschem Boden erworben haben, als könnten sie nicht rasch genug das Vaterland verlassen. Und doch wartet ihrer unausbleiblich ein herbes Seelenleiden, ein Leiden, wogegen es, selbst bei allem äußern Glück, keinen lindernden Balsam gibt, — das Heimweh, welches schon manches Herz gebrochen hat. Dieses im geheimen schleichende Weh wird ihnen das ferne Land, wo sie ihr Glück zu finden hoffen, zu einem Land aufreibender Trauer und Bangigkeit machen, und wäre die Fremde noch so schön, um so mehr aber, wenn diese mit der verlassenen Heimat sich nicht messen kann. Lang vergessene Bilder werden in dem verborgensten Winkel der Seele plötzlich erwachen und auf lockendem Pfade nach der Heimat wie nach einer heiligen Stätte ziehen.

---

*) In diesem Sinne sagt Goethe in „Hermann u. Dorothea" Gesang V:
Nein, das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?

Weder der Schlummer der Nacht, noch die Zerstreuungen des Tages können sie in Vergessenheit wiegen.

Und wenn am Missouri (dem Ziele der Auswanderer) alles schwiege, so werden die Krüge und Töpfe, die sie mit echt deutscher Fürsorge auf der Schaluppe grüne Bank gestellt haben, die goldenen Tage der Vergangenheit malen und in verklärtem Glanze die Lieblingsstätten der Kindheit, des Herdes Feuerstelle, des Dorfes steingefaßte Quelle, heraufbeschwören.

Mit teilnehmendem Herzen sieht der Dichter die Auswanderer das harrende Schiff besteigen, und wehmutsvoll sendet er ihnen einen Scheidegruß nach und empfiehlt sie dem Schutze Gottes mit dem liebevollen Wunsche, daß die Fremde ihnen wenigstens äußeres Glück gewähren möge.

Das Gedicht ist ein malerisches Stimmungsbild, sein Ton elegisch, der beim Vortrag sich geltend machen muß. Die innige Teilnahme des Dichters an dem Geschick der Auswanderer spricht sich gleich in den beiden ersten Zeilen aus. Daß er es bei dem Vorgang der Einschiffung, der sich unmittelbar seinem Blicke darbietet, nicht wird bewenden lassen, deutet insbesondere die zweite Zeile in dem Worte „schauen" an. Nicht nur Gegenwärtiges, sondern auch Vergangenes und Zukünftiges wird das innere Auge seines verweilenden und teilnehmenden Blickes uns vorführen. Zunächst sind es die kräftigen, an Arbeit gewöhnten Männergestalten, die den Zug zum Einschiffen eröffnen und die den Dichter wehmutsvoll stimmen. In schweren Körben tragen sie das Brot zur Überfahrt nach der Schaluppe.*) Es ist das letzte Brot von deutschem Korn gebacken, das letzte Brot an deutschem Herdfeuer geröstet. Mit Nachdruck hebt der Dichter dies hervor. Den Männern folgen die Mädchen, auch kräftige Gestalten. Daß diese dem Landvolk ebenfalls angehören, bezeugt ihre gebräunte Haut, und daß sie aus dem Schwarzwald stammen, bestätigen die kleidsamen langen Zöpfe. Sie tragen die leichteren Sachen nach der Schaluppe, und nicht ohne Bedeutung setzt der Dichter hinzu, daß sie sie sorgsam auf die Bank stellen. Von diesen Sachen fesseln ihn besonders zwei: die Töpfe und die Krüge, da diese vorzugsweise geeignet sind, die Fortziehenden, namentlich die Mädchen und Frauen, die viel leichter und viel schmerzlicher als der Mann dem Heimweh verfallen, an die Stätte zu erinnern, die ihnen, und würden sie noch so alt, die liebste auf dem ganzen Erdenrund bleiben wird: an das Vaterhaus. An die mitgenommenen Töpfe und Krüge knüpft er daher die schönen Bilder der Vergangenheit, die in dem Gemüte der

*) Schaluppe ist ein großes Boot, welches Personen und Sachen vom Ufer zur Reede der Seeschiffe und umgekehrt befördert.

Mädchen mit dem Zauber einer stillen, frommen Sage und mit der Wehmut eines unwiederbringlich verloren gegangenen Glücks beim Gebrauch jener Gegenstände auftauchen und ihr anhänglicheres Herz mit schmerzlichem Sehnen nach dem Paradies ihrer Kindheit erfüllen werden, zumal wenn die Hoffnungsträume sich nicht verwirklichen, was gewöhnlich der Fall ist. Die in der achten Strophe aufgeworfene, vorwurfsvolle Frage nach der Ursache der Auswanderung beantwortet der Dichter nicht. Sie ist mehr eine überleitende und bedauernde, als eine nach dem Grund forschende Frage, deren Beantwortung von dem Kernpunkt des Gedichts nur abgeführt haben würde. Mag der Grund der Auswanderung sein, welcher es will, das Heimweh bleibt nicht aus. Hierauf hat der Dichter den Ton gelegt.

Das Geschick, diesem unsäglichen Weh zu verfallen, hat den Dichter in tragischer Weise, also nicht ohne eigenes Verschulden, selbst getroffen. Im Jahre 1844 wurde er infolge seiner politischen Lieder flüchtig und weilte bis zum Jahre 1868 teils in der Schweiz, teils in Belgien, teils in England. Als ob er eine Ahnung von seinem einstigen Geschick gehabt hätte, sieht er sich schon in einem seiner ersten Gedichte, in dem umfangreichen Bruchstück „Der ausgewanderte Dichter", in der Wildnis unter den Indianern leben und dort am Heimweh sterben.

O lieb', so lang du lieben kannst!

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
Solang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
O tu ihm, was du kannst, zulieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der andre aber geht und klagt.

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen, trüb und naß,
— Sie seh'n den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst!

Er tat's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Träne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Nach einigen Angaben soll der Dichter dieses Lied bereits in seinem zwanzigsten Jahre gedichtet haben, nämlich beim Tode seines Vaters.

Nach einer andern Überlieferung ist die Entstehungsgeschichte des Gedichtes folgende: Der noch jugendliche Dichter sei einst mit mehreren Freunden zu nächtlicher Tafelrunde versammelt gewesen, als einer derselben mit dem Hinweis, daß ihn die Pflicht riefe, die Gesellschaft verlassen wollte. Freiligrath, der die Runde noch nicht gesprengt sehen wollte, wurde darüber ungehalten und erging sich, seinem heißblütigen Temperament die Zügel schießen lassend, in spitzen, beleidigenden Bemerkungen, schalt jenen Pedant, Philister usw. Dieser, tief gekränkt, entfernte sich und versagte dem zur Erkenntnis seines Unrechts gekommenen Dichter auch andern Tags die Versöhnung. Um sich nun von seinen Selbstvorwürfen zu befreien, soll Freiligrath in diesen Tagen das Gedicht geschaffen und dann endlich die Vergebung des Freundes gewonnen haben.

Welche von beiden Angaben die richtigere ist, bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist die zweite die charakteristischere, glaubhaftere. Wir erkennen daraus das edle cholerische Temperament, das sich in der Hitze des Affekts leicht vergißt, das aber, ernüchtert, sein Unrecht einsieht und nach Kräften wieder gut zu machen sucht. Und wir erkennen daraus auch an einem typischen Beispiel, wie Schaffen und Leben zusammenhängen. Indem sich der Dichter diese bittern Selbstvorwürfe macht, sein Reuegefühl dadurch aber in das Licht der Betrachtung, der ästhetischen Kontemplation rückt, erlangt er für sich selbst eine Art Befreiung: das Gedicht wird ihm Buße, Beichte und Absolution zugleich. So hat sich ja bekanntermaßen auch Goethe jederzeit vom Herzen gedichtet, was ihn bedrückte; in diesem Sinne ist auch das Wort des großen modernen nordischen Dramatikers zu verstehen:

„Leben heißt, dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich;
Dichten, Gerichtstag halten
über das eigene Ich."

So erklärt sich auch sehr natürlich der Widerspruch, in welchem oft Schaffen und Leben eines Dichters zueinander stehen. Gewiß hat selten jemand die Mahnung häufiger übertreten, als der heißblütige, kecke, wortschnelle Freiligrath, — die Mahnung: „O lieb', so lang du lieben kannst!" Das wußte aber auch niemand besser als er, und darum hat er sich selbst sozusagen diesen Leitspruch ins Album geschrieben. So sind oft die Worte und Werke eines Schaffenden der Ausdruck dessen, was ihm versagt ist, wonach er ringt in heißen Kämpfen, was er tun und sein möchte, und wozu er sich doch immer nur wieder in erneutem Anlauf erheben kann: „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein!"

Eine Vorstellung, ein Gedanke aber ist es, den sich der Dichter mit asketischer Selbstpeinigung ins Herz drückt: der Gedanke, daß vielleicht der, den er liebt und der ihn liebt und den er mit seinem bösen Worte verwundet hat, vielleicht schon binnen kurzem im Grabe liegt. Memento mori! Das Wort hat auch in diesem Sinne sein Gutes! Es ist derselbe Gedanke, den die Heilige Schrift in die Mahnung gekleidet hat: „Lasset die Sonne nicht über euerm Zorne untergehen!" Wer weiß, was über Nacht geschieht! Wer weiß, ob ihr euch wiedersehet!

Die erste Strophe des Gedichts bringt das Thema. Dieses ist zweigliedrig: Lieb, so lang du kannst! und: die Stunde kommt, wo du es nicht mehr kannst!

Nach diesem Zweischlag gliedert sich nun auch das ganze Gedicht in zwei Hälften. Die erste korrespondiert mit dem ersten Gliede des Themas, die zweite mit dem zweiten. Dort herrscht der Gedanke des Lebens, hier der des Todes. Lieb, so lange du kannst, so lange dir ein Herz in Liebe warm entgegenschlägt! Es gibt ja nichts Herrlicheres auf Erden, als einen Menschen zu haben, der uns seine Brust erschließt, der uns Vertrauen mit Vertrauen vergilt. Sollten wir ihm nicht alles zu Liebe tun, was wir können? Ihm nicht jede Stunde froh machen, keine trüb? Gewiß, wer wollte das nicht! Wenn wir es so häufig doch nicht tun, so liegt das meistens daran, daß wir unsere Zunge nicht genug hüten. Es ist ja schnell ein unüberlegtes, böses Wort gesagt. „O Gott, es war nicht bös gemeint! Der andere aber geht und klagt!" Der Dichter hat es erfahren! In dieser Strophe zittert uns ein gequältes Herz entgegen; es ist vielleicht die lebensvollste Strophe des ganzen Gedichts!

Sehr natürlich schließt sich hier die Strophe des Themas wieder an. Sie bildet zugleich den Übergang zum zweiten Teile des Gedichts.

Denk an das Grab! Wenn er dann drin liegt, dem du wehe getan hast, dann merkst du erst, was du verloren hast. Und heiße Tränen rinnen „ins lange, feuchte Kirchhofsgras". Dann möchtest du ihn wieder herausscharren, möchtest ihm noch einmal ins helle Freundesauge blicken, die warme Freundeshand in der deinen fühlen: Es ist umsonst! Von den Toten kehrt niemand wieder! Vielleicht — es ist ein kleiner Trost — umschwebt dich eben sein Geist, und er möchte dir sagen, wie er dir vergeben hat, denn die seligen Geister kennen keine trüben Wallungen mehr. Aber er kann es ja nicht! Und wenn er es auch könnte, würde das all die Schmerzen abwaschen, die er um dich und dein herbes Wort gelitten? Keineswegs! Und wenn er dir schon verzeihen könnte, so könntest du es doch nimmermehr dir selbst.

So quäle denn dich und ihn nicht mehr mit unfruchtbarer Reue und Klage. Heiß deinen Schmerz schweigen, sei still und mache an den Brüdern gut, was du an ihm gesündigt. „O lieb', so lang du lieben kannst."

So ertönt zuletzt noch einmal das Thema in seiner schlichten Schönheit.

Was uns an dem Gedicht in erster Linie gefällt, das ist sein allgemein menschlicher Gehalt, die darin sich bekundende Gesinnung. Es muß ein weiches, selbstloses, für Liebe außerordentlich empfängliches Gemüt gewesen sein, das mit dem zürnenden Freunde also leiden konnte, es muß ein zartes, tapferes Gewissen gewesen sein, das sich um solch kleiner Verfehlung willen eine so harte Pein auferlegte! Gehet hin und tut desgleichen!

Ästhetisch betrachtet, gefällt uns das Gedicht erstens durch die bereits aufgezeigte klare Gliederung, durch die rondomäßige Durchführung des Themas. Hierzu kommen zweitens gewisse Kunstgriffe, durch welche uns der Dichter Kunde gibt von seinem bewegten Gemüte. Einer derselben besteht in der Wiederholung eines und desselben Gedankens mit denselben oder mit ähnlichen Worten, z. B.

O lieb', so lang du lieben kannst — o lieb', so lang du lieben magst,
die Stunde kommt — die Stunde kommt
und Liebe hegt — und Liebe trägt
und mach' ihm jede Stunde froh — und mach' ihm keine Stunde trüb usw.

Durch solche Wiederholungen erhalten die vorgetragenen Gedanken mehr Gewicht; wir werden dadurch nachdrücklich auf ihren Ernst hingewiesen. Ein anderer Kunstgriff ist die Einschaltung gewisser Ausrufungen, die unversehens den Mahner als denjenigen zeigen, der das alles selbst erlebt hat, z. B. „O Gott, es war nicht bös gemeint!" „Sie sehn den andern nimmermehr!" Hierzu gehört auch die ganze direkte Rede in Str. 7, wo der bestürzte Ausruf: „O Gott, es war nicht bös gemeint!" wiederholt wird.

Selbstverständlich tragen dann noch Rhythmus und Reim das Ihre dazu bei, aus der prosaischen Paränese ein Gedicht zu machen!

Über dem allen darf freilich nicht übersehen werden, daß bei allem menschlich-ethischen Gehalt doch der ästhetische Wert des Gedichts nicht sonderlich hoch steht. Das Fehlen jeder sinnlich frischen Anschaulichkeit, eine gewisse Konventionalität des Ausdrucks („O tu ihm, was du kannst, zulieb"), auch eine gewisse Redseligkeit, sowie eben das Vorwalten des Gedankenhaften verweisen das Lied in die Gattung der didaktisch-rhetorischen Poesie, die schon auf der Schwelle zur Prosa steht.

Eine ganz andere Gewalt der Sprache wie der Anschauungskraft entbindet der Dichter in dem folgenden Gedicht:

Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blütenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschoß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin wie Tau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Mutes:
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn wie Spinnweb ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Zepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narzisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager drehn und schwingen
Sich die andern wild im Kreise;
Drehn und schwingen sich und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend,
Wo wir nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Tau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn, doch eh' wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen;
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach, die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft gerötet,
Ruht sie bei den welken Schwestern —
Blumenduft hat sie getötet!

Zwei Erfahrungen sind es, die dem Gedicht zugrunde liegen und die vermutlich auch den Dichter zu dieser Schöpfung angeregt haben, eine innere, gefühlsmäßige, und eine äußere, verstandesmäßige. Jedermann kann diese Erfahrungen machen und hat sie wohl schon ge-

macht. Gepflückte Blumen, die einige Zeit im Zimmer gestanden haben und zu welken beginnen, machen einen traurigen Eindruck auf uns. Wir haben fast Mitleid mit ihnen wie mit fühlenden Wesen. Es ist uns, als sei hier ein Leben um die Erfüllung seiner Bestimmung betrogen worden; es erfüllt uns Wehmut, wie immer, wenn etwas Schönes unwiderbringlich dahin ist. Die andere Erfahrung ist die, daß wir Kopfschmerzen bekommen, wenn wir Blumen ins Schlafzimmer stellen. Daß schon Blattpflanzen schaden können, beweist die Naturwissenschaft, welche uns lehrt, daß die Pflanzen nachts Sauerstoff einatmen, also uns die Lebensluft wegnehmen. Ob sich diese schädliche Wirkung freilich so weit steigern kann, daß sie den Tod herbeiführt, ist wohl fraglich. *Wäre* es der Fall, so wäre dies gewiß der lieblichste der Tode. Und als solchen hat ja auch Freiligrath den Tod der Jungfrau geschildert.

Nimmt man nun beide Erfahrungen zusammen und verbindet sie logisch, so ist der Grundgedanke unseres Gedichtes da: Die Blütengeister rächen sich dafür, daß sie das Mädchen vor der Zeit dem mütterlichen Boden entrissen hat, indem sie das Mädchen selber töten. Dieser Gedanke gefällt schon an und für sich; es ist ein *poetischer* Gedanke. Seinen vollen Wert aber erhält das Gedicht erst dadurch, wie der Dichter dem Gedanken Körper gegeben hat.

Das Gedicht gliedert sich für die Betrachtung zwanglos in vier ungleiche Abschnitte.

1. *Die Situation.* Es ist ein heißer Sommertag. Ein Mädchen liegt schlummernd auf seinem Lager. Ihre Wangen sind purpurgerötet, ihr Busen hebt und senkt sich wie in Fieberträumen. Im Zimmer ist's dunkel und schwül, denn die Läden sind geschlossen, aber sie haben die Hitze nur teilweise abhalten können. Auf einem Binsenstuhle vor dem Lager steht ein schimmerndes Gefäß, eine Vase voll frischgepflückter, bunter, stark duftender Blumen. Das Mädchen hat sie von ihrem Morgenspaziergang mitgebracht. Stille rings und tiefes Schweigen!

2. *Die Erscheinung der Blumengeister.* Erwartungsvoll sehen wir ihrem Nahen entgegen. Noch bevor wir sie *sehen*, *hören* wir sie. „Plötzlich, horch, ein leises Flüstern!" Ein Lispeln und Rauschen, — „lüstern" rauscht es, wie wenn kleine Dämonen von einer gefährlichen Begehrlichkeit erfüllt wären! Nun *sehen* wir sie auch! Sie schweben hervor aus den Blütenkelchen, „geistergleiche Duftgebilde", wie wir uns die Elfen denken: Lange, wallende Gewänder, wie von Nebel gewebt. „Kronen trage sie und Schilde." Das deutet auf Majestät und Tapferkeit. Also offenbar eine kriegerische Kampagne, die da bevorsteht.

Nach diesen allgemein charakterisierenden Schilderungen läßt uns nun der Dichter diese Blumengeister einzeln schauen; und gewiß ge-

hört diese Partie zu der gelungensten des Gedichtes. Wie er die Blumen in einzelnen menschenähnlichen Gestalten verkörpert, das ist ganz vortrefflich.

Aus der schönen Rose erhebt sich eine schlanke Frau mit lose flatternden Locken, in denen Perlen blitzen, wie Tau auf Rosenblättern.

Aus dem blaubehelmten Eisenhut tritt ein kecker Ritter hervor mit glänzendem Schwerte und stählernem Helm, darauf eine nickende, silbergraue Reiherfeder.

Aus der weißen Lilie schwankt ein blasses Mädchen empor, die zarten Glieder umhüllt von einem spinnwebdünnen Schleier.

Aus dem bunten Türkenbund kommt ein Neger gezogen, das Haupt mit einem grünen Turban, eben in Form der Blüte des Türkenbundes, umwunden, auf dem der Halbmond golden glüht.

Aus der stolzen Kaiserkrone schreitet majestätisch ein Fürst mit Krone und Zepter.

Aus der blauen Schwertlilie folgen seine Jäger, die Wehr an der Seite.

Aus der reizenden Narzisse schwebt ein Knabe, schön, aber düstern Blickes, Liebes- und Todesgott zugleich, wie sich die Griechen den Eros dachten. Er ist der Gefährlichste von allen. Er tritt ans Bett, um heiße Küsse auf des Mädchens Mund zu drücken.

Überschauen wir die ganze Reihe, so finden wir, daß meist der Name der Blume dem Dichter Weisung für ihre Vermenschlichung gegeben hat. Da aber der Name doch eben meist das Wesen der Blume ausdrückt und also an sich schon Poesie ist, so trifft der Dichter mit seiner Vermenschlichung auch den ästhetischen Charakter der Blume aufs glücklichste.

3. Der Reigen der Blumengeister. Alle fassen sich nun an den zarten Händen, und indem sie sich in tollem Wirbeltanz ums Lager der „Entschlafenen" drehen und schwingen, singen sie dazu ein Lied, in welchem sie laut Klage gegen die Schlummernde erheben. „Grausam" sei es, daß man sie von der Erde gerissen habe; und in der Tat, wären es beseelte Wesen, so hätten sie jähen Schmerz fühlen müssen, da man gewaltsam das Band löste, das sie mit dem mütterlichen Boden verknüpfte. Herrlich schildern sie das Leben in der freien Natur, dabei natürlich auch menschliche Gefühle sich aneignend. Wenn Blumen wie Menschen fühlen, so würden sie sich freuen, wenn „durch grüne Wipfel brechend Sonnenstrahlen heiß sie küssen", wenn sie „Lenzeslüfte kühlen", so daß sie sich auf ihren schwanken Stengeln schaukeln, wenn Tau und Regen sie hell umfließen usw. Jetzt freilich umfließt sie „trübe Lache" in der „bunten Scherbe" — welch sinnenkräftiger und dabei doch in keiner Weise stilverletzender Ausdruck! Sie fühlen, daß sie sterben müssen. So soll denn die, welche ihnen den frühen Tod bereitet, ihre Rache fühlen.

Näher lassen sie sich auf die Entschlafene herab; dumpfes Schweigen, leises Flüstern kehrt wieder, ein Rauschen und Raunen! Höher glühen des Mädchens Wangen, und in der heißen Umarmung der Blumengeister haucht es seine Seele aus.

4. Das Ende. Irgend jemand öffnet die Läden. Die Sonne scheint herein: „Auf des Lagers Kissen schlummert kalt die lieblichste der Leichen.“ Nun ist auch sie gewelkt wie die Schwestern, die sie gebrochen. Wie eine Blume liegt sie selber da, die Wange noch sanft gerötet wie ein Apfelblütenblatt. Auf dem Stuhle vor dem Lager steht der welke Strauß: „Blumenduft hat sie getötet“.

Eine Verherrlichung lieblichen, mädchenhaften Menschentums ist dieses Gedicht, die Beseelung der Blumen ganz im Sinne der Gefühle einer zarten, schön fühlenden Frauenseele. Diese Harmonie berührt uns wie ein Gruß aus schönerer Welt, aus Arkadien oder Elysium. Mit diesem Genuß hat das Gedicht seinen Zweck erfüllt; es wäre verfehlt, anzunehmen, der Dichter habe damit bezweckt, uns zu warnen, nachts keine Blumen ins Schlafzimmer zu stellen!

Übrigens hat Karl Löwe das Gedicht wunderschön vertont. Die Charakterisierung der Blumengestalten gewinnt durch die Musik noch an Relief, der Klagegesang der Geister ist von elegischer Süße, das Raunen und Flüstern, das Sonnenfunkeln herrlich in Töne umgesetzt.

Aus dem Reiche des Märchens führt uns das folgende Gedicht in die harte Wirklichkeit zurück; es ist eins der frühesten sozialen Gedichte, die wir haben.

Aus dem schlesischen Gebirge.

1. Nun werden grün die Brombeerhecken;
Hier schon ein Veilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß ins Tal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:
„Rübezahl!“

2. Hört er's? Ich seh' ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bös! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —
Es ist ein richt'ges, volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein bessres wird gewebt im Tal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Mutes noch einmal:
„Rübezahl!“

3. Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unsrer Not!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zum Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:
„Rübezahl!“

4. Er half so vielen schon vorzeiten —
Großmutter hat mir's oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! „Rübezahl!
Rübezahl!“

5. Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär mir recht! Ach, gar zu viele
Gleichschöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel auf dies doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär ein Jubel! „Rübezahl!
Rübezahl!"

6. Dann trät' ich froh ins kleine Zimmer
Und riefe: „Vater, Geld genug!"
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
„Ich web' euch nur ein Hungertuch!"
Dann lächelte die Mutter wieder
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm', o käm' er! „Rübezahl!
Rübezahl!"

7. So rief der dreizehnjähr'ge Knabe,
So stand und rief er matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Tal,
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Tränen noch einmal:
„Rübezahl!"

8. Dann ließ er still das busch'ge Fleckchen
Und zitterte und sagte: „Hu!"
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger- bald das Leichentuch!
— „Rübezahl?!"

In diesem Gedichte zeigt sich uns Freiligrath als der Dichter des sozialen Elends, als der Dichter des Proletariats, — wenn man will, obgleich freilich das Kennzeichnende der proletarischen Dichtung, das Wilde, das Verhetzende, das Revolutionäre hier noch völlig fehlt. Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1844, dem Jahre des schlesischen Weberaufstands, den fast 50 Jahre später (1892) Gerhart Hauptmann in seinem Drama mit packender Gewalt dargestellt hat. Welcher Unterschied aber in der Behandlung des Stoffes, hier wie dort! Bei Hauptmann eine flammende Anklage der Gesellschaft, des Staates, der Fabrikanten, der Aufschrei einer ausgesogenen, hungernden und zertretenen Masse, die endlich, um sich der Blutsauger zu entledigen, zum Aufruhr schreitet und die Maschinen zertrümmert, mit denen die Handweberei nicht mehr konkurrieren konnte. Bei Freiligrath wird dieser Grund des sozialen Elends mit keinem Worte gestreift. Die Hungersnot ist da — Gott weiß, woher sie kam! — aber niemand ist da, der hilft. Was dort Anklage, das ist hier bloß Klage. Kein Wunder, daß das Gedicht auf uns, die wir an weit drastischere Darstellungsmittel in der Kunst gewöhnt sind, zunächst einen matten, schwächlichen Eindruck macht. Wir müssen uns erst mit dem Gedanken befreunden, daß die künstlerische Absicht des älteren Dichters eine ganz andere war als die des neueren. Jener wollte nur zeugen, wie ein phantasievolles Knabengemüt jener Bevölkerung, das von klein auf die Märchen von Rübezahl gehört hat, auf den Gedanken verfallen konnte, den Berggeist um Rettung aus der Not anzuflehen, — natürlich vergebens! Der poetische Nerv des Gedichtes ist also nicht sowohl der Zorn eines vom Jammer

seines Geschlechts ergriffenen Dichtergemütes, als vielmehr der klaffende Zwiespalt zwischen dem Märchen und der Wirklichkeit. Zu zeigen, wie das Märchen alle Konflikte und Nöte durch das Eingreifen übermenschlicher Kräfte (hier des Rübezahl) lächelnd zu lösen weiß, wie aber diese schöne Fabelwelt in nichts zerfließt, wenn ein kindliches Gemüt die rauhe Wirklichkeit mit ihrem Maße messen will, das war die Absicht des Dichters. Es ist eine rein ästhetische Absicht und — sie ist ihm vorzüglich gelungen.

Rübezahl, der geheimnisvolle Beherrscher des Riesengebirges, er spielte dereinst in den poesievollen, leichtgläubigen Köpfen des Volkes eine große Rolle. Man erzählte sich von seinem unterirdischen Schlosse, darin er wohne, von einer Prinzessin, die er einst zu sich herabgeholt, deren Liebe er aber umsonst zu erringen versucht habe und die ihm auf listige Weise — sie hatte ihm als Liebesprobe aufgegeben, die Rüben eines großen Ackers zu zählen — wieder zu entgehen wußte; man erzählte sich, wie er oft unvermutet einsamen Wanderern erschiene, so z. B. den Glasbläsern, die von Böhmen her oft ihre Ware über das Gebirge nach dem Norden trugen, wie er braven und bescheidenen Leuten gern hülfe, sich aber dann unwirrsch ihrem Dank entzöge, wie er sich auch gern ein Späßchen mit den Menschen erlaube, und wie er die Unbescheidenen und Selbstsüchtigen zu bestrafen wüßte. Musäus hat die Märchen von Rübezahl dem Volke nacherzählt, allerdings ohne Schonung der naiven Grundstimmung, und Moritz von Schwind hat uns den Berggeist gemalt, als eine Art Knecht Ruprecht, mit struppig abstehendem Barte und mächtiger Keule, während die Stämme und Wurzeln umher ein gespenstiges Eigenleben zu führen scheinen. Es steckt in dieser Gestalt des Rübezahl ein gut Stück heidnischer Mythologie. Der Geist ist einmal die Verkörperung der rauhen und freundlichen Gebirgsnatur mit ihren schroffen Höhen, steilen Abgründen, grünen Matten, wechselnden Wetterlaunen. Dann aber überträgt das Volk auch sein eigenes menschliches und sittliches Wesen auf ihn, es schildert ihn als wohltätig, freundlich, gerecht, zornig, launisch, verliebt usw. Zu einer eigentlichen Gottheit hat es ihn bei alledem nicht erhoben; er verbleibt dem Mittelreiche jener menschenähnlichen Geschöpfe, der Gnomen, Feen, Nixen, Nöcke, Riesen, Zwerge usw., mit denen die Volksphantasie die ganze Natur bevölkerte und dadurch bis zu einem gewissen Grade vermenschlichte und versittlichte.

Nun denke man sich einen Knaben, dem von klein auf diese Märchen erzählt worden sind, dessen Phantasie darin lebt und webt, der auch sieht, daß die Erwachsenen daran glauben, daß es also doch wohl mehr als Märchen sein muß: Sollte der nicht einmal auf den Gedanken verfallen können, angesichts der Not im Vaterhause

den Rübezahl als Retter anzurufen? Und so ist er denn hinausgezogen ins Gebirge mit seinem Leinwandballen — 60 Ellen —, heimlich, ohne jemand etwas davon zu sagen, teils, weil er sonst vielleicht ausgelacht zu werden fürchtete, teils weil er im Falle des Gelingens des Unternehmens den Seinen eine freudige Überraschung zu bereiten hoffte. Er wird sogleich redend eingeführt. In Str. 1 sehen wir ihn hinauswandern, an den grünenden Brombeerhecken vorbei, wo hie und da schon ein Veilchen blüht, wo Amsel und Buchfink sich Reiser suchen zum Nesterbau, hinaus und hinauf in die Berge, von denen der Schnee bereits überall gewichen ist, während nur die „Koppe" noch weiß über sie hinwegschaut, hin in die Einsamkeit, wo kein Mensch und keine menschliche Wohnung mehr zu sehen ist; da macht er halt und läßt seinen ersten Ruf erschallen: „Rübezahl".

Daß der Dichter die Begebenheit ins Frühjahr verlegt hat, ist erstens sachlich begründet; denn im Frühjahr, wenn die Wintervorräte aufgezehrt sind und das Feld noch keinen neuen Ertrag geliefert hat, pflegt die Not der Armen am größten zu sein. Zweitens aber hat er auch dadurch einen wirksam kontrastierenden Hintergrund zu seinem Bilde geschaffen: Von dem sprossenden, hoffnungsfrohen, festlichen Leben in der Natur hebt sich die Not der Menschen um so tragischer ab. — Übrigens bietet diese erste Strophe mit wenig Strichen ein reizendes Frühlingsbildchen. Auch im Klangreiz gehören diese Verse zu den schönsten, in denen je ein deutscher Dichter den Frühling besungen hat!

Die folgenden Strophen lassen uns nun Blick um Blick in den Seelenzustand des Knaben und in seine häuslichen Verhältnisse tun, und wir erleben so mit, wie sich seine anfängliche zaghafte Hoffnungsfreudigkeit (Str. 1) zuerst zu frischem Mute steigert (2), wie sich allgemach einige Ungeduld bei ihm einstellt (3), die dann in sehnendes Erwarten übergeht (4) und, bei der Vorstellung der Erhörung in gedämpften Jubel (5), in brünstiges Flehen (6), bis er endlich das Vergebliche seines Rufens erkennt und seine Hoffnung zu Grabe trägt (7). Dabei erfahren wir nach und nach Genaueres über die Verhältnisse zu Hause. Der Vater ist wieder einmal zum Markt gegangen, — mit Fluchen, wie er schon so oft getan, denn er sieht voraus, daß er seine Ware nicht loswerden wird. Seine gewöhnliche Redensart bei der Arbeit ist: „Ich web' euch nur ein Hungertuch." Aber es ist ein rechtschaffner Mann, den „unverschuldet Elend quält". Die Mutter ist eine stille und blasse Frau; daß sie ihren Kindern kein Brot geben kann, quält sie mehr, als der eigne Hunger. Lange haben sie die Kinder nicht lächeln sehen. Der Knabe ist wohl das älteste Kind, außer ihm sind noch eine Anzahl kleinerer Kinder da; auch eine Großmutter ist im Hause. Um nur die

notwendigsten Lebensmittel zu erhalten, haben sie die nicht verkaufbare Leinwand beim Krämer des Ortes verpfändet.

Auch der Charakter des Knaben enthüllt sich uns während seiner Rede. Daß er das Unternehmen heimlich angefangen hat, deutet auf Selbständigkeit und Ernst; er hat Mut, — den Mut des guten Gewissens, er weiß, daß die Leinwand gut und vollzählig ist und daß seine Eltern ohne ihr Verschulden in Not gekommen sind; dabei besitzt er Stolz, — Stolz auf die Familie, die die beste Leinwand webt im Tale, und Stolz, daß er nicht zu betteln braucht; das Motiv seines Unternehmens ist Liebe zu den Seinen, ihre Freude bei Erfüllung seines Wunsches wäre sein schönster Lohn.

In Str. 7 ergreift endlich der Dichter selbst das Wort. Der Knabe ist verstummt. Sein Rufen war vergeblich. Kein Rübezahl kam, nur ein Rabe flog dann und wann durch des Berggeistes altes Reich: Dieser winterliche, aasfressende Vogel ist jetzt freilich eine passendere Belebung für das Bild, als Amsel und Buchfink! Ein ergreifendes Bild, dieser matte, bleiche, halbverhungerte Junge, allein in der dämmernden Einsamkeit, in all seinen Hoffnungen getäuscht, beim Gedenken an die Heimkehr, die er sich so ganz anders ausgemalt hatte, in leises Weinen ausbrechend! Hunger und Frost sind seine Begleiter, da er jetzt heimwärts schreitet; der schwere Ballen lastet immer unerträglicher auf ihm, so daß er oft niedersitzen muß, um sich zu verschnaufen. Was scheint ihm zu guter Letzt anderes zu winken, als das Leichentuch?

„Rübezahl?!" Mit diesem vieldeutigen Ausruf endet das Gedicht. Denken wir ihn uns im Munde des Knaben, so bedeutet er den Zweifel an der Existenz des Berggeistes. („Gibt es einen Rübezahl, einen guten, helfenden Geist?") oder auch den Zweifel an seiner Güte („Es ist ein harter, mitleidsloser Herr, und alles, was mir die Leute von seinen Wohltaten erzählt haben, ist nicht wahr"). Legt man aber den Ausruf dem Dichter in den Mund, so kann er wieder zweierlei bedeuten. „Was sucht ihr Hilfe bei den Berggeistern, ihr törichten Menschen? Rübezahl kann euch nicht helfen; lernt endlich euern Irrglauben einsehen!" Dies das eine. Und das andere, mit dem sich der Dichter an die Leser wendet: „Wollt ihr nicht den Rübezahl spielen und den armen Webern die Hilfe bringen, die sie vergeblich von diesem erwarten? Ja, die rechte, werktätige Menschenliebe, sie ist der wahre Rübezahl; und sollte der ebenso taub für die Rufe der Notleidenden sein, wie der wirkliche für die Rufe des Knaben?"

So endet das Gedicht, das rein ästhetisch angefaßt ist, mit einem ergreifenden Ausblick ins Soziale, — freilich nur mit einem einzigen, vieldeutigen, inhaltreichen Worte. Aber eben dies ist als ein feines Mittel künstlerischer Wirkung mehr anzusprechen.

Freiligrath hat in späteren Gedichten dieses feine Kunstgefühl nicht immer betätigt, sondern sehr oft den vollen Schritt aus dem Ästhetischen ins Politische, Demokratische, Soziale getan. Wir übergehen deshalb diese Periode und wenden uns sogleich dem Anteil zu, den der Dichter an der Einigung des Vaterlandes genommen. Den Ausbruch des siebziger Krieges begrüßte er mit folgendem Gedicht:

Hurra, Germania!

1. Hurra, du stolzes, schönes Weib,
Hurra, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

2. Du dachtest nicht an Kampf und Streit!
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang und Ährenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn überm Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

3. Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Ährenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tiefatmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
„Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein, zum Rhein!"
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

4. Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist eins!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

5. Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd, ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland,
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

6. Mag kommen nun, was kommen mag,
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh' dir, Gallia!
Weh', daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

7. Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art,
Für jeden heil'gen, deutschen Hort,
Hurra, zur Kriegesfahrt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

8. Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!
Ins Feld! der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Blut's, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurra, Germania!
Hurra, Viktoria!
Hurra, Germania!

Dieses Gedicht erschien am 31. Juli 1870 in der „Rheinischen Zeitung", muß also bald nach der Kriegserklärung Frankreichs niedergeschrieben sein, gleichsam als Antwort auf dieselbe. Bemerkenswert ist hierbei, daß damals schon fast alle Gedichte von dem zuversichtlichen Glauben getragen waren, daß Deutschland als Sieger aus dem furchtbaren Kampf hervorgehen werde. Auch das vorliegende Gedicht ist von dieser freudigen Zuversicht erfüllt.

Diese Siegesgewißheit, gleich nach der Kriegserklärung, wäre ein frevelhafter Hochmut gewesen, wenn sie nicht auf sittlich berechtigten Grundlagen geruht hätte oder wenn sie in der verblendeten Weise der Franzosen laut geworden wäre. Diese waren des Sieges bereits so gewiß, daß in Paris bei der Kriegserklärung geradezu ein wahnsinniger Jubel herrschte und der Feldzug nur wie ein Spaziergang nach Berlin angesehen wurde. Mit einem unerhörten Übermut schrieb die Presse: „Die französische Armee ist unbesieglich! Ein Franzose nimmt es mit drei Deutschen auf! Vor den Chassepots kann niemand standhalten. Die Mitrailleusen werden ganze Bataillone niedermähen. Mit den Kolben in den Rücken wird man die Deutschen über den Rhein treiben. Die Sache wird nicht lange dauern. Der Kaiser wird bis nach Königsberg dringen und dort den Frieden diktieren. Die französischen Seetruppen ziehen sich in Brest und Dünkirchen zusammen. Wenn die Preußen noch eine Probe von ihrer Flotte erhalten wollen, mögen sie dieselbe in das Museum nach Berlin stellen.“ Von solcher Prahlerei, der nicht nur die Zeitungsschreiber, sondern auch die Poeten verfallen waren, findet sich keine Spur in den deutschen Kriegsliedern. Diese sind von Übermut wie von Kleinmut gleich fern. Ihre Siegeszuversicht ist gegründet in der Einmütigkeit aller deutschen Stämme und in dem Glauben an eine göttliche Gerechtigkeit; ihr Zorn ist entsprungen aus der Entrüstung über die frevelhafte Kriegserklärung, ihr Mut aus dem Gefühl der Pflicht, das Leben einzusetzen, wenn das Vaterland bedroht ist. Das sind sittliche Grundlagen und von diesen Gewalten ist auch das vorliegende Gedicht getragen. Die frohgemute Germania, durch welche jene Gewalten in schöner Weise personifiziert worden sind, legt dieselben schon in dem Ausdruck ihrer äußeren Erscheinung dar. Entrüstet über die beleidigende Herausforderung der Franzosen steht sie, von heiligem Zorn entbrannt, leuchtenden Auges und empörten Herzens an der bedrohten Grenze, den Leib kühn vorgebeugt, das blanke Schwert hoch gezückt, bereit zum Kampf auf Leben und Tod. Freudig und stolz sieht sie, was seit der grauen Vorzeit nicht geschehen war, das gesamte Deutschland unter ihrem Heerbannruf. Mit dieser Personifikation der einheitlichen, patriotischen Glut, welche die Stunde der Gefahr in den Herzen des deutschen Volks angefacht hatte, beginnt das Gedicht groß und schön und kehrt zu derselben am Schlusse jeder Strophe immer wieder zurück, so daß das frische, mutige „Hurra“ gleichsam eine fortlaufende Antwort bildet für den übermütigen Hohn des gallischen Hahns. Diese einmütige Antwort, welche durch ihre Wiederholung noch einen größeren Nachdruck erhält und die „stolze“, „schöne“ Germania schlachtenfroh umrauscht, bekundet den festen Entschluß, das Schwert

nicht eher zu senken, als bis der räuberische Erbfeind zu Boden geworfen ist.

Die unerhörte Art, mit welcher derselbe den Krieg über Nacht zur Tatsache gemacht hatte, ist in Str. 2 dargelegt. Deutschland dachte nicht an Krieg, verlangte nichts, als in stiller Arbeit unter seinem rauhen Himmel friedlich und genügsam den Boden in emsigem Fleiße zu bauen, ohne Neid und ohne Ruhmsucht gegen andere Völker — da wurde es mitten im tiefsten Frieden von seinem eiteln Nachbar mit Krieg herzlos überzogen, weil derselbe für den Sieg bei Sadowa, der den Anfang zur Einigung Deutschlands bildete, Rache haben wollte! Der Dichter hat die Friedensliebe des deutschen Volkes zu der Kriegslust der Franzosen in einen schönen Gegensatz gebracht; ebenso schön ist nun der heilige Zorn, mit welchem das Ungerechte dieses Krieges von der ganzen Nation als eine ihr zugefügte Schmach empfunden wurde, dargestellt. Im Nu ward Sichel und Ährenkranz fortgeworfen, und so einmütig wie das deutsche Volk in seiner Friedensliebe gewesen war, so einmütig war es jetzt in seinem gerechten Zorn über die unverschämte Herausforderung. Seiner sittlichen Entrüstung und seinem männlichen Mute hat der Dichter in folgenden Worten einen kräftigen Ausdruck gegeben:

Da fuhrst du auf in hellem Zorn:
Tief atmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!

Das Losungswort „zum Rhein!" ist dreimal wiederholt, nicht nur, weil dieser Strom zunächst bedroht war und von den Franzosen von jeher begehrt wurde, sondern auch, weil er unter allen deutschen Strömen, ja unter allen Strömen der Erde den ersten Rang einnimmt, und mit seinen herrlichen Städten und geschichtlichen Erinnerungen der Lieblingsstrom des deutschen Volkes und das schönste Kleinod im Deutschen Reiche ist.

Der übrigen deutschen Ströme wird dann in der folgenden Strophe in einer Weise gedacht, daß auch sie sich empört fühlen über die Frechheit des gallischen Nachbars. Unwillig über die Gier desselben nach dem Besitz des Rheins, sind alle zur Hilfe des Bruders bereit; selbst die deutschen Meere rauschen im Zorn; nicht minder wallen die Fluten des Mains, die damals noch Deutsche von Deutschen trennten, entrüstet auf; auch sie wollen zur Wehr greifen. „Vergessen ist der alte Span", die schmerzliche Erinnerung des Rheinbundes gesühnt und, hinweggefegt wie Spreu im Gewittersturm, die verhaßte, unserer Friedensliebe aufgedrungene Mainlinie.

Der Main ist überbrückt, und Napoleon hat selbst gegen und wider seinen Willen die Brücke geschlagen. Er hatte auf Vertragsbruch und Aufruhr gerechnet und als Antwort den einmütigen Ruf nach Waffen von den meergepeitschten Küsten im Norden bis zum fernen deutschen Hochgebirge im Süden, von den Fluten der Weichsel im Osten bis zu den finstern Schwarzwaldtannen im Westen erhalten. Zum erstenmal ein großer Krieg, der nicht mit Bruderzwist beginnt, zum erstenmal ein Heer, wie es die Germania noch nie um sich versammelt gesehen hat!

„Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!"

Voll überwallender Freude läßt der Dichter sein „Hurra", das er bis dahin erst am Ende seiner achtzeiligen Strophen ausgerufen hat, jetzt schon in der sechsten Zeile erschallen und wiederholt es in der folgenden:

„Hurra, Germania, stolzes Weib.
Hurra, du große Zeit!"

Getrost können wir in die Zukunft blicken. Mag kommen, was da will; eins ist erreicht, das Beste und Höchste für eine Nation: Deutschland ist einig; sein Träumen und Sehnen von Jahrhunderten ist erfüllt. Frankreich, das unsere Zerrissenheit wollte, hat uns einig gemacht, aber

— „weh' dir, Gallia!
Weh', daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!"

„Es muß ja Ärgernis kommen," sagt die Schrift, „doch wehe dem, durch welchen Ärgernis kommt." Rein, wenn auch mit tränendem Auge, können wir unsere Hände gen Himmel heben, vom König herab bis zum Tagelöhner, und können sprechen: Wir haben den Krieg nicht gewollt. Wir zückten das Schwert nur gezwungen, zückten es für „Heim und Herd",

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor frembem Frevelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art,
Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurra, zur Kriegesfahrt!

Auch in dieser Strophe läßt der Dichter das „Hurra" schon vor dem Refrain eintreten. Es gilt hier dem männlichen Mute, mit welchem das beleidigte Deutschland für seine höchsten Güter zum Schwerte griff.*)

*) Die Franzosen zogen das Schwert aus trotziger Überhebung und aus Ländergier. Als in der Kammer der Abgeordneten einige wenige

Mit gutem Gewissen konnten wir dem Feinde entgegengehen, mit vollem, berechtigtem Vertrauen auf Gott den heißen Kampf antreten. Es ist keine sündige Überhebung, wenn der Dichter ausruft:

„Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!"

Aber ein tiefer Schmerz erfüllte doch dabei das warmherzige Gemüt des deutschen Volks: der Schmerz über das Blut, welches dieser Kampf uns kosten wird. Der Dichter hat der ganzen Schwere dieses Schmerzes in folgenden Worten Ausdruck gegeben:

„Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird."

Bei uns waren es keine Söldner, keine Turkos und Zuaven, die in den Krieg zogen, es war die ganze Nation. Vom Fürstensohne bis herab zum Erben des Bauernhofs ergriffen Künstler, Gelehrte, Handwerker und Tagelöhner, ja selbst Schüler die Waffen gegen ein Volk, dessen verdorbenes Staatswesen nur mit einer gleißenden Tünche überzogen war, hinter welcher die schnöde, harte Barbarei lauerte, das sich zwar rühmte, an der Spitze der Bildung und Gesittung einherzuschreiten, aber dabei Tausende von unschuldigen Deutschen auf die roheste Weise vertrieb, auf die Krankenträger und Ärzte schoß, die Verwundeten verstümmelte und die Gefangenen mißhandelte. Gegen dieses Volk zog die Blüte unserer Nation, ihr Stolz, ihre Ehre und ihre Freude auch in den Tagen des Friedens.

Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird.
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja!

Der Sieg ist auf unserer Seite gewesen, wie immer, wenn Deutschland einig war und nicht an innerer, fluchbeladener Zerrissenheit und am Dünkel der Kleinstaaterei krankte. Vier Jahre zuvor hatten die Deutschen noch feindlich sich gegenübergestanden, und jetzt waren alle brüderlich vereint in den Kampf gezogen, ein Zeichen von dem unwiderstehlichen Drange nach Einigung, welcher in dem deutschen Volke trotz der voraufgegangenen Kämpfe lebte.*)

Männer sich gegen den Krieg aussprachen, nicht weil sie ihn für ungerecht, sondern weil sie die Zeit nicht für geeignet hielten, da rief ihnen Paul Granier zu: „Jules Favre, Arago, Glais-Bizoin, wir werden euch das Brandmal der Galeerensträflinge auf die Schulter drücken. Und wenn ihr in eurer Sträflingsmütze durch die Straßen zieht, die Kette nachschleppend, dann wird man begreifen, daß die einzige Kanonenkugel, die eurem Mute geziemt, die Kugel am Beine ist." Die spanisch-bigotte Kaiserin Eugenie rief nach der Kriegserklärung freudig aus: „Das ist mein Krieg! Wir werden das protestantische Preußen niederwerfen!"

*) Als ein schönes Denkmal dieser Einigung steht die im Jahre 1883 auf dem Niederwalde am Rhein errichtete Germania. Ihre linke Hand stützt sie auf das siegreiche Schwert, ihre rechte hält die Kaiserkrone hoch empor.

Das vorliegende Gedicht gehört unstreitig zu den feurigsten Kriegsliedern aus dem Jahre 1870; es ist, was seinen kriegerischen Ton betrifft, den Liedern Arndts am meisten verwandt. Das wilde Feuer der früheren politisch-sozialen Lieder Freiligraths, die oft in Haß und Streit einer zersetzenden Parteileidenschaft frönten, ist gereinigt und geläutert worden durch den Umschwung, der sich in Deutschland vollzogen hat. Der revolutionäre Geist jener Lieder hat einer wohltuenden, patriotischen Wärme den Platz geräumt. Geblieben ist aber dem Dichter, trotz seines Alters, die ihm eigene hinreißende Frische und Lebendigkeit der Sprache, die farbenreiche Schönheit seiner Bilder und die Gewandtheit in der Behandlung des Reimes, wofür das vorliegende Gedicht Zeugnis ablegt. Die ersten drei Strophen desselben personifizieren, wie schon angedeutet, in bildlicher Schönheit das zornig aufgeregte Nationalgefühl des deutschen Volkes, welches nach langer Mäßigung endlich zum äußersten entschlossen ist, die friedliche Sichel von sich wirft und zum blutigen Schwerte greift; sodann wird wiederum im Bilde der tiefgehende Zorn des ganzen deutschen Landes in dem Brausen und Stürmen seiner Flüsse und Meere versinnlicht, so daß alles, was nur irgendwie Leben zeigt, in Aufregung gekommen ist. In der zweiten Hälfte des Gedichts sind die Gedanken ohne solche Bilder durchgeführt. Dennoch sind auch hier die Stimmungen und Empfindungen des Dichters nicht minder schön zum poetischen Ausdruck gekommen. So ist z. B. die Freude über die Einmütigkeit des deutschen Volks, das plötzlich alle Sonderinteressen verstummen ließ, in der gehobensten Weise in den stolzen Worten ausgedrückt:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!"

Die ersten Zeilen der angeführten Worte deuten auf das bekannte Lied von Arndt hin, das nun endlich eine befriedigende Antwort auf seine Fragen nach dem deutschen Vaterlande gefunden hat. Wie freudig der Dichter davon bewegt ist, bekunden nicht nur die Auslassungen der Zeitwörter in den voraufgehenden Versen:

„Schwaben und Preußen, Hand in Hand,
Der Nord, der Süd ein Heer!"

sondern auch der Ausruf, mit welchem diese Partie seines Liedes schließt: „Dies ist All-Deutschlands Ehrentag!" worauf er dann als Gegensatz ein zweimaliges Wehe über Frankreich ausruft, das die Einheit und Macht Deutschlands zu fürchten hat.

Die freudig gehobene Stimmung des Dichters gibt sich besonders aber in dem Refrain kund. Viermal läßt er in demselben das mutige, kriegerische „Hurra" ertönen, diesen gefürchteten Schlacht-

ruf der Deutschen, den die Franzosen so wenig vertragen konnten. Dieser aus voller Brust strömende Ruf mit seinem weithin schallenden A-Laut gibt vorzugsweise dem Gedicht, ähnlich wie bei Körners „Schwertlied", einen feurigen, kriegsmutigen Charakter. Demselben entsprechen denn auch die männlichen Reime, unter denen diejenigen besonders sich hervorheben, welche mit Fremdwörtern gebildet sind, wie: Viktoria, Gallia, Germania, deren Wirkung ebenfalls auf dem kräftigsten aller Vokale, auf dem A-Laut, beruht.

Thema.

Das deutsche Kriegslied.

Das älteste deutsche Kriegslied, von welchem wir Kunde haben, gehört dem 9ten Jahrhundert n. Chr. an. Wenn aus der Zeit vorher keine derartigen Gesänge vorliegen, so ist doch die Annahme, daß es deren schon früher muß gegeben haben, vollberechtigt. Mehr als ein Grund spricht dafür. Ein so tapferes, kriegslustiges und obendrein poetisch veranlagtes Volk, wie die Germanen waren, wofür die erhaltenen Heldensagen derselben deutlich genug sprechen, wird auch seine Kriegsfahrten und Schlachten ebenso wenig wie seine Leichenbegängnisse und feierlichen Umzüge ohne Gesang vollzogen haben, namentlich in einer Zeit, welche es in seinen tiefsten Tiefen aufregen mußte, in der Zeit der Völkerwanderung und der Kämpfe gegen die Römer. Daß auch vor dieser Zeit die Deutschen schon Kriegsgesänge hatten, geht aus der Schilderung, welche der römische Schriftsteller Tacitus von den Germanen entwirft, hervor. Derselbe berichtet, daß sie vor dem Beginn des Kampfes Lieder anstimmten, beim Singen derselben den Schild vor den Mund hielten und dadurch dem Gesange einen eigentümlich kriegerischen Ton verliehen. Ist auch der Inhalt dieser Lieder nicht erhalten, da sie mit der Einführung des Christentums in den Bann getan wurden, so geht schon aus dieser Verurteilung hervor, daß in ihnen der Beistand der Götter angefleht worden ist. Das älteste uns aufbewahrte Kriegslied stammt aus dem Jahre 881. Es verherrlicht den Sieg des Königs Ludwigs III. über die Normannen, ist jedoch keine Volksdichtung, was die alten Kriegslieder sicherlich waren, sondern ist, wie man annimmt, von dem Mönch Hucbald verfaßt, enthält aber eine Andeutung, aus welcher man auf die Form der alten Kriegslieder schließen kann, eine Form, die noch heute in den Volksdichtungen gebräuchlich und beliebt ist. In dem genannten Liede heißt es, daß der König mutig dem Heere vorangeritten sei und ein heiliges Lied gesungen habe, und daß seine Krieger allesamt das Kyrieleison anstimmten. Der Vortrag bestand also aus Einzelgesang und aus Chorgesang. Letzterer bildete als Antwort auf die Verse des Vorsängers eine ständige Wiederholung. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß das alte Kriegslied ebenfalls aus Einzelgesang und Chorgesang bestand, die Rolle des ersteren dem Anführer zufiel, die Schar der Krieger mit erhobenem Schilde den Refrain als Antwort sang, und daß dieser ein Anflehen der Götter um Beistand enthielt. In der christlichen Zeit trat Kyrieleison an die Stelle des Anrufens der alten Götter, und dieses hat sich im Mittelalter lange Zeit hindurch behauptet. Noch aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts haben wir Zeugnisse von dieser Art Kriegsgesängen, die man „Leise" (ab-

gekürzt aus Kyrieleison) nannte. Immer noch war es die Volkspoesie, welche das Kriegslied pflegte und bis in das 19. Jahrhundert hinein neben der Kunstpoesie es gepflegt hat. Die Ritterschaft, welche in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts der deutschen Poesie sich fast ausschließlich bemächtigte, hat eigentliche Kriegslieder nicht geschaffen. Wie tapfer die Ritter auch das Schwert zu schwingen verstanden, sie durchbrachen die engen Schranken des Minnesangs nicht, mit Ausnahme Walters von der Vogelweide, der wenigstens Lieder zum Preise des Vaterlandes anstimmte. Erst das alle Stände erregende Reformations-Zeitalter belebte den Zweig der Kriegslyrik in allen Schichten des Volks und rief zum Zusammenstehen gegen die Welschen und Türken zum Schutz des Vaterlandes und der Kirche auf. Daß der Bürgerstand an derartigen Liedern sich auch beteiligte, beweist ein Aufruf Hans Sachs' an die „Büchsenmeister" und „Landsknechte" gegen die Türken. Besonders aber pflegten die gesangeslustigen, aus den Volksschichten entsprungenen Landsknechte, welche das Kriegshandwerk als Lebensberuf erwählt hatten, das Kriegslied. Fast drei Jahrhunderte haben sie mit ihren Hellebarden und Spießen, Büchsen und Fahnen an den bedeutendsten Kriegszügen teilgenommen, ihre Erlebnisse in volkstümlicher Laune oft in ihre Lieder mit verwoben und nicht selten auch in denselben aufgefordert, „für das Vaterland mannlich zu fechten", eine Aufforderung, welcher vor der Reformation kaum gedacht wird. Auch liebten sie es, am Schlusse ihres „Liedleins" sich als die Verfasser, ohne Nennung des Namens, erkennen zu geben. Die bedeutendste dieser Landsknechtsdichtungen entstand auf dem Zuge gegen die Türken. Es ist das beliebte Lied zu Ehren des Prinzen Eugenius.

Der Dreißigjährige Krieg, so viel Reimereien er auch erzeugt hat, ist arm an echter, volkstümlicher Kriegslyrik. Erst die Kriege Friedrichs d. Gr. belebten diesen Zweig der Poesie wieder und brachten auch in die Dichtungen eines Gleim, Ramler, Uz, Kleist einen höheren Lebensgehalt, wie Goethe sagt. Volkstümlich sind indes die Kriegslieder derselben nicht. Sie tragen zu sehr das Gepräge der Stubenpoesie, sind meistens zu lang, vor allem aber nicht singbar und waren deshalb nicht geeignet, in die Reihen der Soldaten und des Volkes zu dringen. Daß es in dieser Zeit an echten Volksliedern, welche die wichtigsten Schlachten des Siebenjährigen Krieges zum Gegenstande ihres Gesanges machten, nicht gefehlt hat, bezeugt die stattliche Reihe der vom Freiherrn von Ditfurth gesammelten Soldatenlieder. Verherrlichung des großen Königs, Spott über die Feinde, namentlich über die Franzosen wegen ihrer schmachvollen Niederlage bei Roßbach, nicht erlahmende Siegeszuversicht, auch wenn das Waffenglück dem Könige nicht günstig gewesen war, sind die wiederkehrenden Gedanken jener Lieder, die neben der Kunstpoesie einhergingen.

Einen erhöhten Aufschwung nahm das Kriegslied, sowohl das der Kunst- wie das der Volkspoesie, in den Befreiungskriegen. Dreierlei hat dazu beigetragen: die der genannten Zeit voraufgegangene klassische Periode unserer Literatur, der unerhörte Druck der Fremdherrschaft und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, welche den gebildeten Bürgerstand ebenfalls auf den Kampfplan führte, was bei den Kriegen Friedrichs d. Gr. nicht der Fall war. In schöner Form und im hohen Schwunge der Begeisterung riefen die Dichter der Freiheitskriege das gesamte Volk ohne Unterschied des Standes, des Bekenntnisses und der staatlichen Sonderung zu den Waffen, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln und sachten jetzt schon die Sehnsucht nach einem einigen, mächtigen Deutschland und nach Kaiser und Reich an, besonders Arndt, Schenkendorf und Körner. Nicht minder anregend wirkten auch die Lieder, welche aus dem Volke hervorgegangen waren. Den Mittelpunkt derselben bildet Vater Blücher

der volkstümlichste Mann jener Zeit, ihm gegenüber Napoleon, in dessen Persönlichkeit sich aller Haß gegen Frankreich entlud. Die in den Freiheitskriegen angefachte Sehnsucht nach Kaiser und Reich kam nicht wieder zur Ruhe, bis sie in dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 ihre Erfüllung fand. Nichts beweist mehr, wie machtvoll und überwältigend diese Sehnsucht nach und nach geworden war, als daß die deutschen Stämme, welche wenige Jahre vorher (1866) noch im Bruderkampfe miteinander gelegen hatten, in dem genannten Kriege Schulter an Schulter fest und einmütig dem Feinde gegenüberstanden, und daß der Norden wie der Süden, der Osten wie der Westen Deutschlands voll Begeisterung nicht nur seine Heere für die nationale Sache eintreten ließ, sondern auch seine Sänger, welche daheim die ruhmreichen Kämpfe Deutschlands von Anfang bis zu Ende in Liedern feierten. Die Daheimgebliebenen waren es aber nicht allein, welche die Saiten der Leier zu Kriegsliedern stimmten, auch die mit dem Schwerte Kämpfenden taten es: wem Gesang gegeben, und wem er nicht gegeben, jung und alt, hoch und niedrig, bürgerlich und adelig, gelehrt und nicht gelehrt — alle haben in Versen die Kriegszüge begleitet und gefeiert, in einer so großen und so mannigfaltigen Zahl, wie sie keine andere Zeit und kein anderes Volk aufzuweisen hat. In Hunderten von Gedichten kehrt die Mahnung wieder, Deutschland nun für immer frei und einig zu machen, auch das entrissene Elsaß-Lothringen Deutschland einzuverleiben. Nicht minder zahlreich sind die Lieder, welche sich gegen die Urheber des Krieges, gegen Napoleon wie gegen das französische Volk wenden, teils spottend heiter, teils tief ernst. Der Sorge um die ausgezogenen Lieben wird ebenfalls gedacht. Auch fehlt es nicht an Schilderungen einzelner Schlachtszenen und einzelner Truppenteile. Noch ehe das Schwert gezogen war, griffen die Sänger zur Leier. Den Reigen eröffneten Freiligrath, Geibel, Gerok, Grosse, Jordan, Rittershaus. Selbst der Kladderadatsch schwieg nicht. Von jetzt an erschien selten eine Zeitungsnummer oder eine Zeitschrift ohne Kriegslied. Sind auch viele derselben nicht von großem poetischem Werte so legen sie doch ein sprechendes Zeugnis ab, wie frisch das Herz des deutschen Volks schlug. Selbst aus Ländern jenseit des Ozeans, wo Deutsche sich niedergelassen hatten, kamen poetische Grüße. Das beliebteste sämtlicher deutschen Kriegslieder ist damals die „Wacht am Rhein" geworden, welches schon im Jahre 1840 gedichtet wurde, als in Frankreich wieder Gelüste nach dem Rhein in Reden und Schriften laut wurden. Lange wurde die schwungvolle Weise dieses Liedes in friedliebenden Vereinen gesungen, ehe ihm die Tat folgte. 1870 zogen die Truppen mit den Klängen dieses Liedes an die bedrohte Grenze, — und haben es nach manchem heißen Schlachttage in den eroberten Städten Frankreichs angestimmt, wenn sie in dieselben einrückten. Mit den Klängen dieses Liedes hat die Jugend in den Schulen und auf den Straßen die Kunde der Siege gefeiert, und das Alter hat mit der Weise desselben gern die Siegesbotschaften begleiten hören.

Die Trompete von Vionville.

1. Sie haben Tod und Verderben gespien:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

2. Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Küraſſiere wir und Ulanen.

3. Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

4. Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

5. Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da, — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

6. Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Toten klagte die wunde!

7. Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

8. Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann:
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann, —
Und wir dachten der Toten, der Toten!

Das Gedicht behandelt eine Episode aus der Schlacht bei Mars la Tour oder Vionville (16. August 1870), den berühmten Todesritt der Magdeburgischen Küraſſiere Nr. 7 unter Major v. Schmettow und des Altmärkischen Ulanenregiments Nr. 16 unter Major Dollen. „Sie sollten das Plateau ersteigen, von wo das Korps Canrobert Vionville und den Wald nordwestlich des Dorfes beherrschte und namentlich der Division Buddenbrock schwere Verluste beibrachte. Die Brigade Bredow hielt an dem denkwürdigen 16. August im Zentrum der deutschen Schlachtlinie nördlich von Trouville. Dort wogte stundenlang ein heißer Kampf um das Gehölz, welches sich halb-

wegs Vionville-Mars la Tour nördlich nach St. Marcel hinzog und dessen Besitz für die Deutschen von größter Wichtigkeit war, weil er allein gegen eine Umfassung durch die feindliche Division Tixier sichern konnte. Unter furchtbaren Verlusten hatte das 24. Regiment das Gehölz genommen, ein mörderischer Kugelregen zwang jedoch die zerschossenen Bataillone zurückzugehen bis Tronville. Die Brigade Lehmann (ein Bataillon 78er und drei 91er) löste sie ab; auch diese Bataillone konnten den nördlichen Wald nicht halten, so furchtbar war der Kugelhagel; sie hielten jedoch den Südrand des Gehölzes besetzt und nahmen ebenfalls bei Tronville Aufstellung. In Ermangelung verwendbarer Bataillone, da alle Reserven längst vorgezogen und ein Aufhalten der nachdringenden feindlichen Infanterie, um das Umklammern des linken deutschen Flügels zu verhindern, um jeden Preis notwendig war, wurde die Kavalleriebrigade Bredow zur Attacke auf feindliche Artillerie und Infanterie vorbeordert. Der einzige Zweck war, Zeit zu gewinnen, da, wie man wußte, die heraneilenden Truppen des 10. Korps nicht mehr weit vom Schlachtfelde entfernt waren.

Als der Brigade, welche im ganzen aus drei Eskadrons Kürassiere und drei Eskadrons Ulanen bestand, der Befehl überbracht wurde, zwischen dem Walde und der Straße gegen die durch Artillerie und Infanterie fast bis zur Uneinnehmbarkeit gedeckte Stellung vorzugehen, wußten alle, was das heißt, welches Schicksal ihrer wartete: es ging eben direkt in den Rachen des Todes. Aber bereit zum Todesritte brachen sie vor: die Rosse schnauften, die Klingen blitzten, die Standarten flatterten, und die Trompeten jauchzten ihr schmetterndes „Marsch, Marsch“. So flogen sie gegen den Feind, die blitzenden klingenden Eskadronen der Ulanen und Kürassiere, hinein in den Hagel von Blei und Eisen, der ihnen entgegenprasselte.

Sie drangen in rasendem Jagen gegen den rechten Flügel des Korps Canrobert vor, erreichten, fortwährend dem feindlichen Geschützfeuer ausgesetzt, die Batterien, welche nur mit zwei Geschützen fertig zum Feuern geworden waren. Die deutschen Reiter hieben die Bedienungsmannschaften zusammen, durchbrachen wie ein Wettersturm auch die dahinter stehenden ersten Infanterielinien, jagten auf die nächste Mitrailleusenlinie zu, hieben auch dort zusammen, was nicht floh, und waren eben dabei, die Mitrailleusen als Trophäen mitzunehmen, als die Kavalleriedivision Forton, welche schon vormittags von Bazaine vom linken nach dem rechten Flügel beordert worden war, plötzlich aus einem Wäldchen an der alten Römerstraße hervorbrach, die natürlicherweise etwas auseinander gekommenen deutschen Eskadrons in beiden Flanken faßte und sie zum raschen Rückzuge zwang. Derselbe kostete um so mehr Verluste, da die Reiter sich noch einmal durch die inzwischen wieder rangierten Infanterie-

linien hindurchhauen mußten. Von den 400 Ulanen waren nach dem verwegenen Angriff noch 6 Offiziere und 80 Mann, von ebensoviel Kürassieren 7 Offiziere und 70 Mann beisammen. Die beiden andern Schwadronen von den genannten Regimentern entgingen dem grausigen Schicksal ihrer Kameraden nur dadurch, daß sie zur Aufsuchung feindlicher Infanterie in dem nördlich von der Römerstraße gelegenen Walde abkommandiert worden waren. Tags darauf konnten die beiden Regimenter nur zu 2 Schwadronen formiert werden.

„Das Kürassierregiment des Grafen Bismarck ist ganz vernichtet," verkündeten die französischen Schlachtberichte. Aber wenn auch der Verlust an Menschenleben groß war, so ging doch anderseits nicht eine Standarte verloren, und der Zweck des Angriffs ward vollständig erreicht. Das feindliche Artilleriefeuer ließ seit der Heldentat der sechs Schwadronen etwas nach; der todesmutige Angriff hatte die Franzosen stutzig gemacht, über den wahren Sachverhalt sie getäuscht und ihre Vorbewegung aufgehalten; durchgreifend gebessert wurde die verzweiflungsvolle Lage des märkischen Armeekorps jedoch erst durch das Eintreffen des 10. Armeekorps gegen $3^1/_2$ Uhr.

Die durchlöcherte Trompete wird im Kasino der Offiziere des magdeburgischen Kürassierregiments Nr. 7 zu Halberstadt aufbewahrt."*)

Diese an sich schon menschlich ergreifende Begebenheit erhält in der Darstellung des Dichters einen doppelten Reiz. Die Darstellungsform ist knapp, gedrungen, markig, eher wortkarg als wortreich: So gebührt es einem solch erschütternden Gegenstand! Es sind fast nur Hauptsätze verwendet, welche teils unmittelbar aneinandergereiht („Sie haben Tod und Verderben gespien. Wir haben es nicht gelitten"), teils durch die einfachsten Bindewörter (so, doch, wohl, nun, und) miteinander verknüpft sind. So entspricht es einem bewegten Gemütszustand, bei dem das konstruktive Denken auf ein Mindestmaß beschränkt ist. Gehoben wird die Knappheit der Darstellung noch durch die vielen elliptischen Sätze („Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt"), die Präzision des Ausdrucks durch die wirksamen Gegensätze, die wie Schwertschläge aufeinander prasseln („Sie haben Tod und Verderben gespien, wir haben es nicht gelitten. Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien [auf ihrer Seite], wir haben sie niedergeritten", „Um die Toten klagte die Wunde", nämlich die Trompete, und so weiter fast das ganze Gedicht hindurch). Der unregelmäßige Rhythmus erhöht noch den Charakter des Wilden, des Kriegerischen. Endlich ist auch noch einzelner glücklicher Prägungen zu gedenken, die die beabsichtigte Wirkung

*) Aus Lüben und Nacke: Einführung in die deutsche Literatur, 3. Bd., S. 562—564. (Leipzig, Brandstetter.)

verstärken: So gleich das „Speien" von Tod und Verderben aus den weiten Schlünden der Geschütze, dann der „schmetternde Grimm", der „herrliche Kampf" und all die Ausdrücke für die Charakterisierung der Töne, die aus der durchlöcherten Trompete kommen, das „klanglose Wimmern", der „Schrei voll Schmerz", das „Klagen" der „Wunden", das „gebrochene Lallen". So eine der erregten Gemütsverfassung vollkommen entsprechende Beseelung des toten Instruments! Zuletzt der beruhigende, versöhnende Ausklang: Nacht, Heimritt (ins Lager zurück), lohende Wachtfeuer, schnaubende Rosse (wie still muß es sein, wenn man die Rosse schnauben hört!), rinnender Regen, und ein treues Gedenken der Toten . . . . der Toten . . . .!

Das Gedicht ist in seiner plastischen Gegenständlichkeit, seinem echten und starken Empfindungsgehalt und seiner kernigen Sprache eine der glücklichsten Schöpfungen Freiligraths und wert, daß sich die deutsche Jugend immer aufs neue wieder daran erbaue und bilde.

C. Gude u. E. Linde, Erläuterung Deutscher Dichtungen

Ausgeführte Anleitungen zur ästhetischen Würdigung und unterrichtlichen Behandlung

Lange schon bevor die „kunstpädagogischen" Bestrebungen einse hat Gude (1852—1898) im gleichen Sinne gewirkt. Seine „Er terungen" sind das Ergebnis der Versenkung eines empfänglichen mütes in die Schönheiten der Dichtung und darum auch ihre wieder geeignet, die Phantasie des Lesers zu entzünden und sein in mitschwingende Zustände zu versetzen. Die Kritik hat sich eins mig lobend über das Werk ausgesprochen. Die hohe Auflagen beweist dessen weite Verbreitung.

Der Herausgeber und Fortsetzer, Ernst Linde, aus dessen Band 6—10 stammen, ist bekannt als Dolmetsch des Schönen und „Gemütspädagog" und erschien daher vor Vielen berufen, das in Gudes Geiste zu bearbeiten und bis auf unsere Zeit fortzufü

Mit dem soeben erschienenen 10. Band ist das Werk abgeschl

1. **Band. Lessing und Goethe.** (13. Aufl., 402 S.)
2. **Band. Klopstock, Der Hainbund, Herder, Schillers dichte.** (13. Aufl., 407 S.)
3. **Band. Schillers Dramen, Uhland, Lenau.** (12. Aufl., 40
4. **Band. Die Dichtung des 19. Jahrh. bis zur Gründ des Reichs.** (12. Aufl., 403 S.)
5. **Band. Dichtungen aus dem Mittelalter.** (7. Aufl., 38
6. **Band. Die neuere deutsche Lyrik.** 1. Hälfte. (2. Aufl., 40
7. **Band. Die neuere deutsche Lyrik.** 2. Hälfte. 2. Aufl. unter d.
8. **Band. Das nachklassische Drama.** (304 S.)
9. **Band. Das neuere Drama.** (345 S.)
10. **Band. Die erzählende Dichtung d. 19. Jahrh.** (487

Bd. 1—3, 5—9 geheftet je ℳ 7.20, gebunden je ℳ 9.90, Bd. 4 u. 10 je ℳ gebunden ℳ 16.20.

Als Ergänzung zum 6. und 7. Band bietet sich dar:

Moderne Lyrik in schulmäßiger Behandlung. Mit beson Berücksichtigung des Ästhetischen. Von Ernst Linde. 2. (XII u. 227 S.) ℳ 4.50, geb. ℳ 8.30.

Ein Gesamtregister aller Bände sendet die Verlagsbuchhandlung Verlangen unentgeltlich.

57626

PT
1153
.G82
1922
v.4

57626 '81

PT
1153
.G82
1922
v.4

Gude, C. H. F.

Gudes Erläuterungen deutscher dichtungen.

'71

DATE | ISSUED TO

FEB 16 1987

KLINCK MEMORIAL LIBRARY
Concordia Teachers College
River Forest, Illinois
60305

DEMCO